Lukas Hochstrassers Haus

Ernst Zahn

Presented to the German departmental reading-room by

M. B. Evans.

Jan. 1908.

Bibliothek zeitgenössischer Autoren

Von Ernst Zahn sind im gleichen Verlag erschienen:

Kämpfe. Erzählung.
2. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50

Bergvolk. Novellen.
3. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert.
6. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Herrgottsfäden. Roman.
7. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Menschen. Neue Erzählungen.
6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Schattenhalb. Drei Erzählungen.
7. Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch.
10.—11. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die Clari-Marie. Roman.
11.—13. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Firnwind. Neue Erzählungen.
9.—13. Tausend. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendschriftenausschuß. Geb. M. —.90

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

Albin Indergand. Roman.
24. Tausend. Elegant gebunden M. 4.—

Neue Bergnovellen.
6. Tausend. Elegant gebunden M. 3.20

Der Jodelbub.
4. Tausend. Elegant gebunden M. 2.40

Ernst Zahn

Lukas Hochstraßers Haus

Ein Roman

Sechzehntes bis zwanzigstes Tausend

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1908

Der Roman,
geschrieben 1905,
wurde zuerst veröffentlicht in
„Ueber Land und Meer“

Druck der Deutschen
Verlags-Anstalt in
Stuttgart
Papier von der Papier-
fabrik Salach in Salach
(Württemberg)

Meinen Kindern!

Kinder, meine Blicke ruhten
sinnend heut' auf Euern Häuptern,
auf den blonden, auf den braunen.
Noch umleuchtet sie der frühen
Jugend morgenfroher Schimmer,
noch ist Spielen Euch ein Tagwerk.
Und mein Weg ist noch der Eure.
Doch der Mittag wird sich glühend
senken einst auf Eure Stirnen,
Euer Werk wird heißen Mühe,
und von meinem Wege werden
Zweigen sich fünf sondre Wege.
Mit der Hand die Augen schattend
steh' ich dann und meine Blicke
folgen fernhin Euch und lange,
die Ihr jedes seine eigne
Straße wandert in das Leben. —

Kinder, jüngst schrieb ich von einem
Manne, dessen Söhne zogen
gleichwie Ihr einst werdet ziehen.
Nicht bin ich's, den ich geschildert,
noch auch werdet in den Söhnen
Ihr Euch selber wiederfinden.

Dennoch geb' ich die Geschichte
jenes Mannes Euch zu eigen:
Daß Ihr, wann Ihr reif, zu wissen,
lest, wie dieses Lebens Wege
wirr sind und die Ziele dunkel,
wie sich's klaren Auges sichrer
geht als mit verträumten Sinnen,
wie der Geiz ein übler Rater,
besser schlichter Fleiß denn Ehrsucht,
doch die höchste Tugend — Reinheit!

Lest, denn, der das schrieb, der liebte
Euch unsäglich. Es bewegte
keine Sorge ihn wie diese:
Daß Ihr glücklich würdet, Kinder!

Ernst Zahn

Lukas Hochstraßers Haus

Erstes Kapitel

Die Glocken von Herrlibach hatten ausgeläutet. Zum zweiten Male heute. Zweimal hatten sie mit ihren schönen klaren, hallenden Stimmen ein „Es ist vollbracht" über das Dorf gesungen, das erstemal am Morgen, und das vollbracht war, war das Leben der Frau Regula Hochstraßer, das zweitemal eben jetzt um die Einnachtezeit, und was sich jetzt erfüllt hatte, war ein reicher, strahlender Tag. Ein Menschenleben und einen Menschentag hatten die Glocken von Herrlibach zu Grabe gesungen. Jetzt lag über der weiten Hügelgegend, über dem weißen Dorf und dem langen blauen See zu seinen Füßen, auch über dem in mächtigem Bogen über alles sich spannenden Himmel die tiefe Glut, welche die scheidende Sonne entzündet. Die waldgekrönten Hügel erschienen dunkel und scharf umrissen, über ihnen lag das Abendglühen als sanfter rosenfarbener Hauch; der Himmel aber brannte, und der See in der Tiefe trug flammende Streifen, als schwämmen da und dort sturmvertragene Feuerbrände über der Flut. Im Nordwesten lief eine breite, goldengrell leuchtende Linie aus dem roten Abend in das weiße Licht des Horizonts aus. Das war die Lemat, der

Fluß, der aus dem St. Felix-See kam und gegen Norden zog.

Vor seinem Hause im Herrlibacher Berg stand Lukas Hochstraßer, der Witwer, hielt die breite Hand über die Augen, sah nach dem leuchtenden Streifen unten im Talgrund, der sich im Glanz der Ferne verlor, und hatte Gedanken, wie er sie nie in seinem Leben gehabt hatte, und hatte ein seltsames, ihm selbst kaum klares Gefühl, als hätte er heute, an diesem Tag, an dem er seine Frau verloren, ein Leben zu Ende gelebt und beginne ein neues, obwohl er kein junger Mensch mehr war. Das rote Licht lag auch über seiner stattlichen Gestalt, über seinem Hause, dem mit Reben bewachsenen Berg und seinem ganzen frei und hoch gelegenen Besitztum. Mensch, Gebäude und Berg zeichneten sich wie daraus hervorgehauen vom Purpurgrund des Abends ab. Der Mensch trug dunkles, bäuerlich schlichtes, schweres Gewand und stand da wie einer der hohen Bäume, deren braune Stämme man oben am Waldsaum in Reih und Glied stehen sah. Seine Schultern waren breit, und auf ihnen saß ein schöner Kopf mit beinahe noch schwarzem, vollem Haar, gleichfarbigem Bart, der an die starke Brust rührte, dichten Brauen über scharfen Augen, starker Nase und breiter brauner, furchiger Stirn. Aufrecht wie der Mensch standen das weiße geräumige, zweiteilige Haus mit dem großen schwarzen Schindeldach, den dunkelgrünen Läden und der schweren messingbeschlagenen, grünen Tür, daneben die braune große Scheune. Wein wuchs an der Halde, auf deren Höhe das Haus sich erhob, Wein war in Spalieren an

zweien seiner Mauern gezogen, und über der Tür auf grauen Sandsteinbogen gemalt war sein Name „Zur Weinlaube" zu lesen. Es war etwas Freies, Festes um das Haus, es sah aus, als könnten keine Schulden darauf lasten, stand ehrlich, breit und behäbig da und es paßte zu Lukas Hochstraßer, dem Mann. Hinter dem großen Gebäude stieg der Hügel höher, trug neue Rebberge, mit Obstbäumen bestandene Matten als grüne Vierecke dazwischen gelegt und oben auf seinem Saume die geraden hohen Tannen. Zwischen den Stämmen der letzteren brach da und dort das blitzende Blau eines Stückleins Himmel hindurch — jenseitiges Land.

Aus dem Hause kam ein Büblein gefahren, vierjährig vielleicht, blondhaarig und mit kecken Augen, in Gewand von städtischem Schnitt gekleidet. Es schoß von hinten auf Lukas Hochstraßer zu und prallte so heftig wider ihn, daß es, mit den Händen sich gegen seine Beine stemmend, mit dem Kopf zwischen diesen hindurchfuhr. Der schwere Mann aber stand ruhig, als ob nichts ihn berührt hätte.

„Hoho," sagte er mit seiner vollen, tiefen Stimme und lachte, einen Augenblick sich niederbeugend, in sich hinein.

Der Knabe sah aus seiner drolligen Stellung zu ihm auf und jauchzte vor Uebermut. „Großvater, Ihr sollt kommen," sagte er.

Lukas Hochstraßers Blick war über ihn hinweg wieder nach dem hellen Westen gegangen. Er schien nicht davon loskommen zu können.

Der Knabe drängte. „Wir müssen bald gehen, sagt der Vater! Ihr sollt kommen, Großvater."

Da erst wandte sich Lukas und reichte dem Knaben die Hand hin. Aber dieser stellte ihn noch. „Die große Glocke macht noch einmal mit mir," bettelte er.

Lukas sah in die lebenblitzenden Augen, dann glitt das ruhige Lachen wieder über sein Gesicht, er faßte den Kleinen mühelos unter beiden Armen und begann ihn, selbst die Beine weit spreizend, gleich dem Schwengel einer Glocke von sich hinweg und wieder gegen sich zu schwingen. Dazu ahmte er mit seiner dröhnenden Stimme langgezogen das dumpfe Bum—bum der eben still gewordenen größten Herrlibacher Glocke nach. — „Bum—bum—bum!" Die tiefen Töne der Stimme wurden wie Erztöne vom Wind aufgenommen und vertragen.

„Kommt doch, Vater," scholl jetzt ein Ruf vom Hause her. Rosa, seine Tochter, rief nach Lukas Hochstraßer. Dieser setzte darauf den Knaben zu Boden, nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm dem Hause zu.

Eine Treppe hoch links neben dem Eingang lag die große, einer niederen Halle ähnelnde, weiß getünchte Wohnstube. Eine ihrer Wände bestand aus lauter Fenstern mit blühenden Blumenstöcken auf den Gesimsen. Ihre Scheiben waren vom Brande des Abends rot, und das rote Licht, das sie in die Stube warfen, drang in die Winkel und Ecken, hob die Geräte, die sie füllten, heraus und übergoß die Gruppe schwarzgekleideter Männer und Frauen, die rings um den langen eichenen Tisch hinter Gläsern und Tellern saßen, mit seinem Schein. Das Schwarz ihres Gewandes half vielleicht, daß jede einzelne Gestalt

scharf umrissen im Lichte stand. Jeder der blonden und braunen Köpfe zeigte seine besonderen Formen in harten, starken Linien. Von diesen Köpfen drehten sich einige der Türe zu, als Lukas Hochstraßer, den Knaben an der Hand, eintrat.

„Ihr wollt bald gehen?“ wandte dieser sich an seinen ältesten Sohn, den blondbärtigen Julian, der mit seiner üppigen blonden Frau am oberen Ende des Tisches saß.

„Es wird bald Zeit ans letzte Schiff,“ sagte Julian. Aber sein Bruder Christian, der ihm schräg gegenüber saß, zog seine silberne Uhr und sagte mit dem sparsamen Lächeln, das er immer um den Mund hatte: „Eine starke halbe Stunde kannst noch sitzen bleiben und kommst dann noch zu früh an die Lände.“

Lukas Hochstraßer ließ sich zu Häupten des Tisches nieder. „Nun kommt bald wieder einmal,“ ermunterte er den Sohn und die Schwiegertochter, die unten in St. Felix zu Hause waren. Der kleine Enkel stand an sein Knie gelehnt und von seinem Arm gehalten neben ihm. „Es wird schon nicht mehr dasselbe sein wie früher,“ fügte Lukas hinzu und sah bei diesen Worten einen Augenblick aus dem Fenster, ohne daß äußerlich an seinem Gesicht sich etwas geändert hätte, aber vielleicht doch, um den sinnenden Ausdruck, der in seinen merkwürdig leuchtenden dunkelblauen Augen war, vor den Jungen nicht sehen zu lassen. Unwillkürlich wendete sich danach ihr Gespräch wieder derjenigen zu, um derentwillen es im Hause anders war.

Julians Frau, Luise, wischte sich die Augen, vielleicht aus wirklicher Trauer, vielleicht um dem

Schwiegervater zu gefallen, und sagte von der verstorbenen Frau Regula das schöne Wort: „Eine wie die Mutter selig kommt nicht wieder." Mochte sie es nun meinen oder nicht, wahr war es doch.

„Es ist nicht zu glauben, daß sie nicht mehr da sein soll," sagte Julian.

„In drei Tagen gesund und tot," fügte Christian hinzu. So gab ein Wort das andre, und in ihrem Gespräch zeichneten sie unbewußt das Bild der heute begrabenen Mutter in scharfen Strichen. Wie sie starken und bewußten Schrittes durch das Haus gegangen, wie sie gewaltet und alles beisammen gehalten, wie ihre Stimme so und ihr mutiges Lachen so geklungen habe und wie der Vater seiner besten Stütze verlustig gegangen! Unten am Tischende David Hochstraßer, der Zwanzigjährige, biß immer heftiger die Zähne in die Lippen und verbiß doch die Tränen nicht, die ihm über die glatten Wangen liefen, und Martin, sein Bruder, neigte das bleiche Gesicht, bohrte den Blick der dunkeln Augen in die Tischplatte und erinnerte sich zum zwanzigsten Male, daß sich ihm heute eine offene Hand für immer zugetan hatte. Lukas hörte ihren Reden zu. Zuweilen warf er ein langsames, ernsthaftes Wort dazwischen, und seine Stimme war wie das dumpfe, starke Echo ihrer jüngeren helleren oder wie der ruhige Grundklang, aus dem heraus und über den hin die andern schwebten. Als aber Julians Frau abermals davon sprach, wie der Vater einsam sei und einer starken Hand entbehren müsse, fiel Rosa, ihre Schwägerin, ihr mit den spitzen Worten in die Rede: „Ja, nun,

ich bin auch noch da und will schon zum Vater sehen und neben ihm stehen." Dabei überzog sich ihr dunkles Gesicht mit einem jähen Rot und zeigte einen Ausdruck fast bitterer Herbheit. Ihre Züge waren ohnehin scharf geprägt, die Nase gerade und fest, die Lippen schmal, Haar und Brauen tiefschwarz, und die schwarzbewimperten Augen hatten einen zu durchdringenden Blick, als daß sie die Strenge im Ausdruck des übrigen Gesichtes gemildert hätten.

„Schon recht," begütigte Lukas Hochstraßer, als er sah, daß die zwei Frauen sich ereifern wollten. Er lächelte und gab mühelos dem Gespräch eine andre Wendung, den Frauen mit einer entschiedenen und überlegenen Ruhe die Gelegenheit nehmend, sich zu zanken. Das Uebergewicht seiner Persönlichkeit über die, die mit ihm am Tische saßen, war ein so großes, daß nicht zwischen zweien von diesen ein Gespräch sich entspinnen konnte, sondern daß alle Fäden dessen, was gesprochen wurde, gleichsam bei ihm zusammenliefen. Er sah auch nicht hilfsbedürftig aus, wie die Schwiegertochter ihn hatte hinstellen wollen; dennoch aber war in seinem Wesen vielleicht heute zum erstenmal etwas Zerfahrenes, eine Art Unsicherheit und Unbehaglichkeit, die ihm selber zur Last war. Vielleicht kamen ihm aus diesem Gefühl heraus die Worte, die er jetzt sprach und denen er eine gewisse Feierlichkeit und Gewichtigkeit gab: „So bleibt es, wie wir es besprochen haben, Kinder: wir ziehen ins Nebenhaus, Rosa und ich, ihr, Christian und David, wirtschaftet hier, du, Christian, nimmst das Land, du, David, das Schreiberamt. Martin will beim Militär bleiben."

„Du hast dir deinen Weg schon selber gemacht," wendete er sich an Julian, der ihm in Gesicht und hoher Gestalt am meisten ähnelte, und legte die schwere braune Hand auf die auf dem Tisch ruhende weißere Faust des Sohnes. Des letzteren hübsche Frau schnappte das Lob auf, das in den Worten gelegen hatte, blies sich die weichen Backen auf und brachte an, was sie schon lange gern zum besten gegeben: „Es ist fast gewiß, daß sie ihn in den kleinen Stadtrat wählen werden im Herbst, den Julian."

Lukas stützte die Hand unters Kinn und sah ernsthaft über die Tischplatte hin. „Ich weiß nicht, ob du recht tust, dich in Politik einzulassen," sagte er sinnend, ohne den Sohn anzusehen.

„Ich werde mich kaum mehr entziehen können," entgegnete der letztere. Eine leichte Ungeduld war in seiner Stimme.

„Sie lassen ihm keine Ruhe," warf die Frau wieder ein und sah sich mit einem bezeichnenden Blicke ringsum, wie um zu sagen: ‚Sie wissen eben, wen sie an ihm haben.'

„Die Arbeiterpartei?" fragte Lukas langsam.

Die Frau nickte.

„Vergiß nicht zu deinem Amt zu schauen, damit dir der gute Boden nie fehle," sagte Lukas, „auf Parteigunst allein kann einer sein Haus nicht bauen."

Was er immer sagte, Wort war neben Wort hingebaut und stand länger als die der andern im Angedenken derer, die sie hörten. Und so wie er dem Aeltesten mit diesem und jenem Rat einen Weg hinzeichnete: So mußt du gehen — so hatte er vorher, als er davon gesprochen, wie

jedem Wohnort und Beschäftigung zugeteilt werden solle, gleichsam mit einem Griff seiner Faust und einem Ruck jeden an seinen Platz gestellt.

Nach einer Weile war Julians Zeit um, und sie erhoben sich alle. Die Geschwister machten sich bereit, den ältesten Bruder ans Schiff zu bringen, nur Lukas wollte zurückbleiben. Als sie darauf alle um den Witwer herumstanden, dessen Scheitel bis an die nicht sehr hohe vertäfelte Stubendecke reichte, fiel erst ins Auge, wie verschieden jedes vom andern war und wie jede Gestalt ihr besonderes Gepräge hatte. Da waren die zwei Frauen, Luise nicht klein, von weichen üppigen Formen, darin wie sie sich umtat und im feineren Gewand die Städterin verratend, neben ihr die zweiundzwanzigjährige Rosa, sie um einen Kopf überragend, fast hager, eckig, das schwarze Gewand von bäuerischem Schnitt und Gesicht und Hände von der Arbeit im Felde gebräunt und hart. Da waren die Männer, zwei gelenkig und wohl wissend, sich umzutun, zwei eckig wie das schwarzhaarige Mädchen und die Scholle nicht verleugnend, die sie bebauten. Julian ahmte in Gang und Haltung den Vater nach. Aber während jener in Bewegung und Worten etwas Freies und Ungewolltes hatte, schien dieser in allem wohl zu wissen, was er tat. Er sah zuweilen wohlgefällig über die eigne schöne breite Brust hinab, strich sich jetzt durch den langen blonden Bart und jetzt über das volle gleichfarbige Haar, und in diesen Gebärden lag die geheime, vielleicht unbewußte Freude an sich selbst. Martin hatte in seiner äußeren Erscheinung mit Julian nichts gemein, aber er ver-

leugnete auch in den Zivilkleidern, die er jetzt trug, nicht den in mehr als dem gewöhnlichen Dienst gedrillten Soldaten. Die Uniform mochte der schlanken wohlgebauten Gestalt wohl anstehen. Er war der schönste von den Söhnen Lukas Hochstraßers, hatte des Vaters einst fast blauschwarz gewesenes Haar und die leuchtenden dunkelblauen Augen. Ein schwarzer Schnurrbart deckte seine Oberlippe. Die übrige Haut seines Gesichtes war von einer dunkeln Blässe, und schwere schwarze Striche unter den Augen gaben seinem Blick einen düsteren Ausdruck, zu dem seine heitere, weiche und einschmeichelnde Rede in schönem Gegensatz stand. Von den beiden jüngeren Söhnen war Christian wie aus der Art geschlagen und ähnelte keinem seiner Geschwister. Er war klein, hager und rotblond, hatte steckiges Haar und einen unscheinbaren rötlichen Schnurrbart. Sein Gesicht bestand nur aus Haut und Knochen, war aber braun und gesundfarbig. Von dem Jüngsten, dem zwanzigjährigen David, sagten sie, daß er der Frau Regula, seiner verstorbenen Mutter, wie aus dem Gesichte geschnitten sei; aber sie war eine starke und energische Frau gewesen, und er war schlank, von feinem Wuchs und hatte etwas Weibisches an sich, so daß die Brüder manchmal lachend meinten: „Er, der David, ist unser Mädchen, nicht die Rosa." Sein Haar war dünn und aschblond, so seine Brauen, und er hatte große schöne hellblaue Augen und einen von keinem Bart verdeckten wohlgeformten Mund. In seinem Wesen war eine linkische Verträumtheit, und in Lukas Hochstraßers Haus, in dem viel und an-

gestrengt gearbeitet wurde, galt er als der, der am wenigsten ausrichtete und auf Wiese, Feld und Weinberg zu viel in die Luft staunte, als daß ihm die Arbeit recht von der Hand gegangen wäre.

Lukas geleitete die Seinen bis unter die Haustür. Die Frauen hatten ihre schwarzen Tücher um die Schultern geschlagen, nahmen den Knaben, der nach dem Vater Julian hieß, in die Mitte und schritten voran. Julian der Aeltere verweilte noch einen Augenblick im Gespräch mit dem Vater, und die Brüder warteten auf ihn. Dann nahm auch er Abschied, und sie machten sich zu viert auf den Weg.

Die breite Dorfstraße senkte sich, dicht am Hause vorüberführend, steil gegen den See hinab. Lukas trat in die mit spärlicher Weinrebe umwachsene, auf der Westseite des Hauses und schon ein gut Stück über der Straße liegende Laube. Aus ihrer Fensteröffnung war ein weiter Ausblick auf das am Berg heraufwachsende Dorf, die Straße, die hinabführte, und auf den in der Tiefe ruhenden See. Lukas Hochstraßer ließ sich an diesem Fenster nieder. Das Rot des Abends war blaß geworden. Es leuchtete nur noch ein letzter geheimnisvoller Schein über dem Land. In der Laube dämmerte es. Lukas folgte mit dem Blicke seinen Söhnen. In einer Reihe gingen sie die breite Straße hinab, die Gestalt jedes einzelnen war deutlich erkennbar, und ihr Bild stand dem Vater, der es aus sich zu ergänzen vermochte, doppelt deutlich vor Augen. Wie vor einer Stunde, als die Glocken noch ihre Stimme über ihn und sein Haus hingeschwungen, verfiel Lukas

Hochstraßer in Sinnen und bedachte sein Leben, wie es war und gewesen.

Da gingen seine Söhne hin und trugen sein Erbe mit sich. Ihnen gehörte das Leben, und das seine war — es war, als sei es zu Ende gelebt. Die treue Gefährtin war heute von ihm gegangen. War es nicht natürlich, daß die Reihe zu gehen auch bald an ihn kommen mußte? Mußte? Er fühlte sich weder schwach noch müde, nur — etwas war wohl anders, als es bisher gewesen: Lange Jahre hatten sie zusammengestanden und zusammengearbeitet, seine Frau und er, und es war vorwärts gegangen. Es wäre auch wohl noch lange keine Not gewesen, die Hände von der Arbeit zu nehmen, wenn nicht der Tod dazwischengekommen wäre. Jetzt — die Söhne waren aufgewachsen, hatten gelernt, mit jungen Armen helfend zuzugreifen, und heute nun, da ihre Mutter ihnen eine Stelle freigegeben, wie es das Leben will, daß die Jungen vorrücken mit Zeit und Zeit, heute hatte es ihm geschienen, als sei es auch an ihm, Platz zu machen. Darum hatte er den Söhnen eine Selbständigkeit zugewiesen, die sie bisher nicht besessen, und gedachte, in jene hintere Reihe zu treten, aus der es sich eines Tages leichter für ganz fortschleicht, wenn es Zeit ist.

Lukas lehnte sich, den Arm über die Brüstung geworfen, breit an das Holzwerk der Laube. Es war ein eigentümlich Ding, fast ein ärgerliches, an diese Wende des Lebens sich plötzlich gewöhnen zu müssen, da wohl äußerlich, nicht aber in ihm noch an seiner Kraft etwas anders geworden. Aber er atmete in großen ruhigen

Zügen und ließ den Blick frei in die Weite gehen. Am Ende, wenn die Kraft noch einmal nötig wurde, war es gut, sie noch vorhanden zu wissen. Vielleicht auch — mochten sie es immer nur selbst versuchen —, vielleicht bedurften sie seiner noch einmal, die Jungen! So wollte er sich auf den Auslug legen!

Während er sich so in die Zukunft mit einer zufriedenen Ruhe fügte, tauchte vor Lukas Hochstraßers innerem Blick auch sein vergangenes Leben auf. Die Söhne waren nicht mehr zu sehen. Sie waren zwischen den Häusern von Herrlibach verschwunden. Die Dämmerung der Laube wuchs und ein langsames Dunkelwerden hob nun auch draußen an; am jenseitigen Seeufer, das als ein dunkler Streifen vor dem Blick des Hinabschauenden lag, flammte schon ein frühes Licht auf. Und das Ufer versank für Lukas und der See verschwamm zu einem nebelhaften Nichts; aus diesem aber stiegen allmählich, sich reihend und immer deutlicher heraufwachsend, seine vergangenen Tage. Er schloß die Augen halb; denn er brauchte sie nicht, um diese vergangene Welt zu sehen. Es war klare Ausschau, die er hielt. Das war in seinem Leben gewesen und das und das! Rasches Blut im Anfang, ein gut Teil Leichtsinn, aber ehrliche Arbeitslust und richtig — viel Liebe, viel vergängliche junge Liebe, allerlei Zeitvertreib, in Ehren natürlich, und Wein und wilde Kameradschaft, wohl auch ein toller Streich da und dort und daraufhin die harte, ernste Arbeit, das und jenes Ans-Ziel-kommen und — immer der Glaube an den aufrechten und verläßlichen Herrgott, auf

dessen Hand es sich immer am besten stützte. Und dann — da war die Frau gewesen, die sie heute begraben hatten, nicht die erste, an die er sein Herz gehängt hatte, sicherlich nicht. Ja, es fragte sich noch, ob sein Herz nur damals an ihr hing, als er die habliche Bauerntochter zum Weib nahm. Aber seine Achtung hatte sie, seine hohe Achtung. Lukas sah seine klare, starke Frau vor sich. Er war kein Weichling, vielleicht nur glänzten seine Augen in einer kaum merklichen Feuchte, aber das Herz schwoll ihm von Dankbarkeit, von einer unbewußten Bewunderung und von einer großen Liebe zu dieser toten Frau. Er erhob sich. Wenn er aufrecht stand, so erblickte er drüben in der Tiefe neben der Kirche einen Teil des Friedhofs. Er konnte das frische Grab nicht erkennen, aber seine Gedanken hingen so fest an dieser heute aufgeworfenen Grube, daß sie ihm nicht nur sichtbar, sondern ganz in die Nähe gerückt schien; und er sah die, die darinnen lag, richtete sich höher auf, als müsse er mit ihr reden, und stand barhaupt, als drängte sich ihm auf die Lippen das Wort: „So eine findet sich nicht wieder wie du!"

Zweites Kapitel

Martin Hochstraßer, der Leutnant, ging in Uniform durch die Herrlibacher Hauptstraße. Das war jedesmal ein Triumphzug. Das Dorf war nicht klein, aber doch klein genug, daß jeder den andern und des andern Tasche

kannte. Martin Hochstraßer hatte aber eine bemerkenswerte Tasche, nicht sowohl um dessetwillen, was darinnen war, wohl aber was später einmal von des Vaters Seite hineinkommen konnte. Außerdem war er, der des häufigen Militärdienstes wegen den größten Teil des Jahres von Herrlibach abwesend war, den Dörflern so selten vor den Augen, daß sie die Hälse nach ihm als etwas Neuem streckten, wenn er auftauchte, und endlich war er: der schmucke und von Wesen angenehme Mensch in dem leuchtenden Soldatentuch. So fuhr da und dort ein Fenster seinetwegen auf, drehte sich alle Augenblicke einer oder eine in der Straße nach ihm um, kam des Präsidenten Tochter unter die Haustüre und winkten des Rabenwirts zwei Mädchen aus dem Wirtsgarten. Kurz, es war eine ansehnliche und behagliche Reise, die Martin durchs Dorf tat. Sein Säbel rasselte auf der harten Straße, und er selber schwang sich in den schlanken Hüften, grüßte dahin und dorthin, ein bißchen von oben herab oder, wenn der Gruß einem hübschen Mädchen galt, vertraulicher, als sonst Art war, und an seinem Gesicht war zu sehen, wie wohl ihm zumute war.

Er gelangte über den Weg hinab an den See. Der warme Nachmittag wollte in den Abend vergehen. Die Häuser an der Seestraße trugen noch von der Sonne heiße, wie geweißte Fronten. Die gerade Straße streckte sich weit und war staubig und heiß wie die Häuser, aber der See ihr dicht zur Seite lag ruhig, tiefblau und glatt, ein paar Weidenbäume mit blätterschweren Zweigen hingen vom Ufer über ihn herein, als beschauten

sie sich schläfernd im Spiegel, und ließen langes Haar ins Wasser rieseln. Die Sonne beschied sich, brannte nicht mehr, warf aber einen reichen Glanz über Land und See und über den sich schwingenden Leutnant. Der steuerte dem schattigen Biergarten zu, der neben der Schifflände lag und zum Gasthaus zur Post gehörte. Das letztere stand drüben breit und so sonderbar einladend an der Straße, daß man sich des Gefühls nicht zu erwehren vermochte, das Haus habe irgendwo ein Paar Arme, die es weit auf- und einem entgegenstrecke. Nun befand sich aber zwischen der Stelle, auf der Martin Hochstraßer daherschritt, und seinem Ziel noch ein andres kleines weißes Haus mit grünen jetzt geschlossenen Läden, das sich plötzlich, obwohl es ganz schlicht und bescheiden neben der Straße stand, als ein Hindernis erwies, an dem der Leutnant nicht vorüberkam. Das Haus sah neu aus, wohl weil seine Laden und seine dunkle Tür frisch gestrichen waren; in Wirklichkeit war es eines der ältesten unten am See; aber die darin wohnten, waren neu, waren es ziemlich für die Herrlibacher, bei denen sie seit vier Wochen lebten, und ganz für den Leutnant, der sie zum erstenmal in ihrer neuen Behausung sah. Ein schmaler grüner Garten lag vor dem Hause, eine starke Buchsbaumhecke schützte ihn gegen die Straße und Spalierreben, die bis an die Fenster des ersten Stockes gezogen waren, leiteten aus seinem Grün zum weißen Hause über. Der Garten war heute eines Stillstehens wohl wert. Mit seinem Grasbande, aus dem wie Inseln drei Blumenbeete sich hoben, und seinem schmalen

grauen Kieswege war er das Bild einer schönen stillen kleinen Welt, die gesegnet unter der großen Sonne lag. Das Grün war dunkel und saftig, und daraus hoben sich, wie eben neu mit starkem leuchtenden Pinsel betupft, die Margueriten, Geranien und Begonien, Sträucher blauer Vergißmeinnicht und am Boden gebüschelte vielfarbige Stiefmütterchen. Und die Margueriten waren klatschweiß und standen wie Sterne über dem kleineren Blust. Vornehm aber und das kleine Blumenvolk überragend wuchsen außerhalb der Beete einzelne Rosenstöcke mit vollen, üppigen dunkeln, rosafarbenen und gelben Blüten behangen. Die kleine Welt des Gartens hatte ihr besonderes und zufriedenes Leben, das wie eine stille Musik wohl zu seinen schönen Farben paßte, das Nicken der Blätter da und dort, das stille Rieseln des langen, im leisen Winde sich neigenden Grases, ein Mückensummen und Sichwiegen kleiner grüner Käfer, die zahlreich auf Halmen und Blumen saßen. Mit diesen Käfern machte sich der alte Gotthold Fries zu schaffen, der ehemalige Schiffskapitän, der viele Jahre lang zwar nicht sein Fahrzeug durch weite und gefährliche Meere, wohl aber eines der Dampfschiffe auf dem St.-Felix-See geführt hatte, und seine Tochter Brigitte half ihm dem den Garten schädigenden Getier zu Leibe gehen. Die beiden Menschen paßten aber so wohl in die schlichte Schönheit des kleinen Gartens, daß sie dem Bilde erst die rechte Vollkommenheit gaben. Der alte Fries war von kleiner Statur. Wie er eben über dem hohen weißen Rosenstocke stand, ragte sein Kopf so wenig über die Krone desselben hinaus, daß dieser

Kopf jemandem, der die dazu gehörende Gestalt nicht sah, fast als aus den dunkelgrünen Blättern herausgewachsen erscheinen mochte. Es war auch schön und erstaunlich zugleich zu sehen, wie das Haar und der Vollbart des alten Mannes genau dieselbe seidenschimmernde und feine bleiche Farbe der Rosen hatte, die am Stocke standen. Das Haar war voll und kraus wie das eines jungen, das über die Blumen geneigte Gesicht stark gebräunt und von schweren Runzeln durchschnitten, die Stirn mit den noch grauschwarzen Brauen emporgezogen, so daß die Züge einen halb erstaunten, halb ängstlichen Ausdruck erhielten, der durch den schmalgeschlossenen Mund noch verstärkt wurde. Die Augen waren braun und hatten einen falkenhaften, eigentümlich spähenden Blick, der an den Beruf des einstigen Kapitäns erinnerte. Fries trug auch den Kopf noch immer vorgeneigt und gab unwissentlich dem Körper dieselbe Haltung noch, die er, auf der Kommandobrücke seines Schiffes stehend, gehabt haben mochte, wenn sein Blick dem Fahrzeug, seinen Weg messend, vorausgeflogen war. Außer dieser Haltung und dem scharfen Blitzen der Augen hatte der alte Mann freilich nichts Rauhes oder Seemannhaftes an sich. Sein Gesicht war still, und wer hineinsah, brauchte nicht lang zu fragen, warum Gotthold Fries während seiner langen Dienstjahre unten in St. Felix und in allen Umgemeinden des Sees nur unter dem Namen „der gute Kapitän" bekannt gewesen war. Seine Tochter Brigitte überragte ihn um einen Kopf, was noch immer nicht hieß, daß sie groß war. Auf ihr, deren zarte, zierliche Gestalt in

anmutigen Bewegungen sich bückte und wieder aufrichtete, haftete der Blick des sich nähernden Martin, sie hatte er zuerst erspäht, und sie war schuld, daß er seine Schritte verlangsamte, sie in einen Schlendertakt fallen ließ und daß er wie zufällig dicht an die Buchsbaumhecke herantrat.

„Guten Abend, Kapitän," sagte Martin und warf beide Arme über die Hecke, bequem sich hinnestelnd wie um zu sagen: so, da bleibe ich eine Weile. Als aber zugleich mit dem Vater das Mädchen sich umwendete, schlug er die Hacken zusammen, stand stramm und salutierte. Dabei trafen seine Augen dreist und fest in die blauen Brigittens, die sie errötend senkte.

„Ihr seid also schon eingezogen," setzte Martin das Gespräch fort, als der Alte ihm den Gruß zurückgegeben hatte.

„Schon vor vier Wochen," gab Fries zurück. Dann nannte er seiner Tochter des Leutnants Namen, und sie trat an die Hecke heran, legte die schlanke Hand in die Martins, und wie vorhin ob seines allzu frei den ihren suchenden Blickes errötete sie jetzt, weil er ihre Hand nur langsam und als ob sie sich lange kennten, wieder aus der seinen gleiten ließ. Sie trat gleich darauf zurück und nahm ihre Arbeit auf. Fries und Martin aber, die einander von mancher gemeinsamen Fahrt auf dem See kannten, kamen in eine Unterhaltung darüber, wie jenem sein Ruhehafen hier in Herrlibach gefalle, wieso er darauf verfallen, gerade hier sich anzusiedeln und dergleichen mehr. Der Alte war gesprächig, und Martin hatte die vorige Stellung wieder eingenommen, als gedächte er am Buchsbaumhag

zu übernachten. Während er aber dem Kapitän Rede und Antwort stand, flog sein Blick immer wieder nach dem Mädchen hinüber, das sich um ihn nicht kümmerte. Mit leichten und anmutigen Schritten ging sie von Rosenstock zu Rosenstock. In ihrem Wesen und ihrem Aeußern war etwas Kindliches; das aschblonde Haar hing ihr in zwei langen Zöpfen in die Hüften. Ihr Gesicht war weiß und fein, von einer fast schmerzhaften Zartheit. Ihre Brauen waren hoch über die stillen Augen gestrichen, Nase und Mund von schöner, schlichter Zeichnung, insbesondere aber fiel unter dem glatt zurückgestrichenen Haar die schöne Reinheit ihrer Stirne auf. Der Leutnant verdaute nicht, daß sie seiner nicht weiter achtete; die Weiber von Herrlibach und anderwärts hatten ihn zu sehr verwöhnt, als daß ihn die Eitelkeit nicht gestochen hätte. Vielleicht aus Aerger, vielleicht aber auch nur, um sie ins Gespräch zu ziehen, fragte er daher jetzt: „Und das Fräulein? Wie findet sie sich ins Landleben?"

Brigitte hörte nicht oder wollte nicht hören, Fries aber gab statt ihrer Bescheid, daß sie, die bisher in St. Felix gewohnt und dort noch die Schule besucht hatte, hier in Herrlibach ganz glücklich sei und sich nichts Besseres wünsche. „Wenn man nur noch jünger wäre," fügte er mit einer leisen Bedenklichkeit hinzu und kam dann in ein Erzählen, das fast ein Selbstgespräch war. Wie es ihn doch sonderbar gemahnt habe, als ihm vor einem Jahre seine Frau gestorben, die jünger als er gewesen, wie Leute im hohen Alter von Fünfzigen keine Kinder mehr haben sollten, damit sie nicht, wie heute er mit seinen

Achtundsechzig, die Furcht täglich vor Augen haben müßten, daß das junge Kind zu früh verwaise und schutzlos zurückbleibe und dergleichen mehr! Martin der Leutnant nutzte seine Gabe, sich den Leuten angenehm zu machen, und wußte in ernsthaften und wohlgesetzten Worten den Alten zu trösten, daß er bei seiner Rüstigkeit wohl noch lange zu leben habe und daß sich nachher und zumal hier in Herrlibach wohl rechtschaffene Leute finden würden, bereit, einen so lieben Schützling wie seine Tochter in ihre Obhut zu nehmen. Weil bei diesen Worten die Gesichter beider sich Brigitten zuwendeten und auf beiden ein Lächeln war, so daß sie leicht erriet, wie sie von ihr sprachen, kam diese nun doch herüber und fragte, was sie meinten. Sie kamen dann auf Martins Vater Lukas zu reden, auf den der Leutnant das Gespräch gebracht hatte, wohl um gleich einen Menschen zu nennen, dessen Schutz des Kapitäns Tochter sicher und wertvoll sein möchte. In das stille Antlitz des Alten kam, als nun die Rede von Lukas Hochstraßer ging, ein großer Ernst. Er sprach davon, wie er sich lange vorgenommen, ihn aufzusuchen, schon weil er sich ihm in seiner Witwerschaft auf eine betrübliche Art verwandt fühle, dann aber auch, weil er sich seiner als eines seiner Fahrgäste erinnere, die er zwar nicht zu oft auf dem See gesehen, die man aber nicht so leicht wieder vergesse. Er brachte seine Gedanken lange nicht mehr von Lukas ab, selbst als Martin es inzwischen an der Zeit hielt, seinen Weg fortzusetzen, und sich verabschiedete, sprach er noch, hinter dem Davonschreitenden herblickend, zu dem Mädchen: „Seinen Vater mußt du einmal

sehen, Mädchen. Die Welt hat wenige Biedermänner wie den."

Brigitte blickte nachdenklich auf die Straße, auf der Martin davonschritt, und empfand dabei an ihrer Hand noch den langen und bedeutsamen Druck, mit dem er sie beim Weggehen gegrüßt hatte. Vielleicht war das Wort, das seinen Vater rühmte, schuld daran, daß sie diesen Händedruck Martins weniger als dreist und aufdringlich empfand als seinen ersten Gruß.

Martin wendete sich indessen dem Biergarten zu, auf den er von Anfang an losgesteuert hatte. Es waren keine Gäste da; denn die von Herrlibach hatten werktags nicht Muße fürs Wirtshaus, aber die Kellnerin sah ihn hineingehen und kam, nach seinen Wünschen zu fragen. Er war unter den mächtigen alten Linden des Gartens und zwischen den Wirtstischen hindurchgeschritten bis zum Geländer, das den Garten gegen den See hin abschloß. Hier ließ er sich an einem Tische nieder und tändelte eine Weile mit dem vor ihm stehenden Schenkmädchen. Er tat das in einer lässigen, oberflächlichen Art wie etwas, was ihm bis zum Ueberdruß Gewohnheit war. Als er sich dabei zu langweilen anfing, sandte er das Mädchen nach Bier. Sie blieb eine Weile aus. Indessen wendete Martin sich dem See zu und blickte auf das stille, glänzende Wasser. Im Garten dämmerte es schon, die Bäume hielten ein so schweres grünes Dach über die Tische, daß das Licht nur spärlich hindurchfiel. Martin legte den Kopf in die hohle Hand und gähnte. Die Postkellnerin war nicht über Mittelmaß hübsch. Es hatte nicht der Mühe gelohnt, ihr schönzu-

tun. Aber als er nun allein saß, den Blick auf das Wasser geheftet, kam ihm jäh das Bild der jungen Brigitte Fries wieder vor Augen. Er rutschte unruhig auf seiner Bank. Sapperlot, sapperlot, ein schönes Kind war sie, die da von vorhin! Schade, daß er morgen wieder einrücken mußte! Und Martin Hochstraßer kam ins Spinnen. Er sah sich an des Kapitäns Gartenhag, sah sich dann im Garten selber, saß auf der hinter ein paar buschigen Tannen versteckten Bank und hatte Brigitte neben sich. Martin Hochstraßer hatte eine lebhafte Phantasie und eine Art Virtuosität, sich in derlei angenehme Lagen zu träumen, vielleicht weil er eine ebensolche Virtuosität hatte, sich in Wirklichkeit in solche Lagen zu bringen. Bis die Kellnerin mit seinem Glas kam, unterhielt er sich derweise ganz gut. Als das Mädchen das Bier mit einem „Prosit" vor ihn hinstellte, fuhr er aus seinen Gedanken.

Ob er mit dem Schiff stadtwärts wolle, fragte ihn die Hebe.

„Heute nicht mehr, morgen," gab er zurück. Aber er sei um die Post gekommen, die das Schiff von St. Felix brächte. Er erwarte Nachricht von einem seiner Vorgesetzten.

Eine Weile zog sich das Gespräch zwischen ihm und dem Mädchen so hin, lässig, fast faul, dazwischen hinein tätschelte er ihre rote unschöne Hand oder kniff sie in den Arm, und sie wehrte ihm mit einem dreisten Lachen, das bewies, wie ihr die Abwehr nicht ernst war. Der Abend brach rasch herein. Auf dem See scholl das Geräusch stampfender Räder. Drüben wurde das Schiff

sichtbar. Martin stand auf und trat ans Geländer, die Kellnerin stellte sich neben ihn, so sahen sie dem langsam näher ziehenden Dampfboot entgegen. Als es so nahe war, daß die Personen an Bord sich unterscheiden ließen, ging das Mädchen ins Haus zurück, wo es für sie Arbeit gab. Martin blieb stehen. Das Schiff legte drüben am Landungssteg an, die Brücke wurde auf Bord geschoben. Eine Anzahl Passagiere stieg aus, Leute von Herrlibach. Martin grüßte hinüber, den einen und andern, und sie grüßten zurück. Ganz zuletzt trat ein junges Mädchen in blitzblauem Kleid, ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt, ans Land. Sie stieg zögernd aus, der Schiffsbeamte mußte sie zur Eile mahnen, und dann stand sie fremd und wie scheu am Ufer. Plötzlich fiel ihr Blick auf Martin, den sie, auf der andern Seite des Schiffes stehend, bisher nicht bemerkt hatte. Im gleichen Augenblick wurde auch der Leutnant ihrer gewahr. Beide schraken sichtlich zusammen. Das bleiche Gesicht des braunhaarigen Mädchens wurde noch weißer. Martins Stirn glänzte plötzlich, als ob ihm heiß sei. Er machte unwillkürlich eine Bewegung nach dem Garten zurück. Dann trat er an den Tisch, setzte sein Bierglas an, trank hastig, stellte es aber wieder hin, ohne es zu leeren, und ging dem Ausgang zu. Aber noch ehe er unter den Bäumen hinaustrat, stand die im blauen Kleid am Garteneingang.

„Martin," sagte sie mit einer angstvollen und demütigen Stimme. In ihren braunen Augen, die das Schönste an ihrem weichen runden sommersprossigen Gesicht waren, standen Tränen.

„Bist du von Sinnen!" sagte der Leutnant in unterdrücktem Ton und mit zorniger Hast. Dabei schaute er sich um, ob niemand nahe sei.

Die Leute auf dem Landungssteg hatten sich verlaufen. Nur drüben im Gasthaus in der im Erdgeschoß gelegenen Wirtsstube war Lachen und Lärmen. Dort war die Zahl der Gäste gewachsen.

„Ich habe dir nachgehen müssen, es hat mir keine Ruhe gelassen," stieß das Mädchen wieder heraus.

Sie sprach einen süddeutschen Dialekt. Ihre Erregung war so groß, daß sie zitterte, und in Wort und Geste lag eine grenzenlose Angst. Martin trat tiefer in den Schatten der Bäume zurück. Es war jetzt fast dunkel im Garten. „Was ist denn? Hast du nicht warten können, bis ich wieder in St. Felix bin?" fragte er unwirsch.

Sie kam näher zu ihm. „Es ist doch — ich —" stammelte sie.

Er versuchte ein Lachen, aber es ging nicht recht. Neben ihrer zitternden Furcht kam es nicht auf.

„Mein Gott," fuhr sie in leiser, sich überstürzender Rede fort. „Du mußt mir helfen. Du mußt mir raten, was ich tun soll. Ich kann es meiner Mutter nicht heimschreiben. Er läßt mich nie mehr ins Haus, der Vater, und — und ich bin ja doch fremd hierzuland. Kaum vier Monate, daß ich fort bin von daheim, und ich kenne mich nicht aus hier, und — Martin — du mußt mir doch sagen —?"

„Ich kann dich nicht heiraten," sagte der Leutnant in dumpfem, störrischem Ton.

Sie sah an sich hinunter. Kleidung und Wesen verrieten leicht das Mädchen vom Lande,

das dienen lernte. Nun brach sie in bitteres, in sich verwundenes Weinen aus. Und darauf bat sie wieder: „Mein Gott, mein Gott, sage mir doch, was ich tun soll.“

Martin Hochstraßer senkte den Kopf. Die Worte des Mädchens und der Ton ihrer Stimme gingen ihm zu Herzen. Er biß die Lippen zusammen und scharrte mit dem Fuß im Gartenkies, verlegen um das, was er ihr sagen sollte. Da trat drüben über der Straße jemand aus der Tür der Wirtsstube. Das weckte ihn. „Geh vom Eingang weg, Maria,“ sagte er hastig, fast barsch, und als sie erschreckt und gehorsam neben ihn trat, wollte er sie ebenso hastig vollends abschütteln. „Morgen in St. Felix wollen wir darüber reden. Du gehst zurück mit dem letzten Schiff, hast du gehört?“ Sein Ton war herrisch, und er machte Miene, sie zu verlassen.

Aber Maria klammerte sich an seinen Arm: „Martin, du kannst mich doch nicht im Stich lassen, Martin,“ bettelte sie.

Die Schritte von vorhin entfernten sich auf der Straße, aber zum zweitenmal ging die Wirtsstubentür.

Martin hielt sich nicht länger. Er drängte das Mädchen zurück. „Bleib da,“ stieß er heraus, und als sie noch immer bettelnd ihn zu halten suchte, vergaß er sich. „Narr,“ sagte er, riß sich mit einer rauhen Bewegung los und ging aus dem Garten. Daß er die Post hatte holen wollen, fiel ihm nicht mehr ein. Eilig schritt er auf der Straße davon.

Die Maria stand wie betäubt. Sie trat tiefer in den dunkeln Garten zurück; ganz in

eine nächtige Ecke schlich sie, rückwärts gehend, stand da und lauschte, wie Martin davonging, und lauschte, wie jemand an den Garten kam. Sie unterschied die Gestalt der Kellnerin, die am Eingang stand und hereinschaute. Diese holte Martins Glas vom Tisch, wo er gesessen hatte, und ging wieder davon, ohne daß sie Maria gesehen hätte. Die letztere hielt die Hände verkrampft. Sie fror, zuweilen kam sie das bittere, stürmische Weinen wieder an.

Allmählich wurde es ganz Nacht. Drüben in der Wirtsstube hatten sie Licht angezündet, ein roter Schein quoll über die Straße herüber und stach da und dort zwischen Astwerk hindurch in den Garten. Die Maria wich davor zurück, ohne zu wissen warum. Auf der Seeseite des Gartens war es schwarz vor Dunkelheit, dorthin verkroch sie sich, und als sie sich zwischen Tischen und Bänken hindurch getastet hatte, bis wo sie des Geländers wegen nicht mehr weiter konnte, ließ sie sich auf dieselbe Bank nieder, auf der Martin vorher gesessen hatte. Ihr Kopf war dumpf, sie saß in sich zusammengeworfen auf der Bank; es war auf der Welt kein unglücklicherer Mensch als sie. Die Nacht war sonderbar still, im Anfang schien sie so tief dunkel, daß Maria, die nichts sah, sich leiblich so verloren fühlte wie in ihrer armen Seele. Bald aber gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit, und wo der See lag, sah sie eine glänzend schwarze Fläche wie schwarzgleißenden Stahl, und dann unterschied sie den Himmel, der sich hoch über diese Fläche spannte, und nun schlüpfte aus dem dunkeln Himmel da und da und dort ein kleines

zuckendes Licht. Dann war es, als sei jedes dieser Lichter auch unten im See, tief in der Flut wie eine mit einem Speer hineingestochene kleine leuchtende Wunde. Aber der Garten schwieg. Selten nur rauschte es in den alten großen Bäumen. Die Maria störte und fand niemand. Und die Maria sah bald nicht mehr den See und die aufglimmenden Sterne. Sie saß mit über den Tisch geworfenem Oberkörper da und starrte vor sich hin und starrte in ihr armes Leben hinein. Es war ein Haus unten in der schwäbischen Ebene! Nelkenstöcke standen vor den braunen Fenstern; die Mutter war immer für ihre schönen Nelken bekannt gewesen! Und ein Mann ging auf das Holzhaus zu, mit der Grashutte am Rücken, groß und hager, mit einem strengen, rechtschaffenen Gesicht. Ein grauer Bartkranz lief ihm um Wangen und Kinn, aber der Mund war frei und war fest geschlossen; er lachte wenig, der Vater! Aber er arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht, daß er für die große Familie ein rechtschaffen Brot verdiente. Und rechtschaffen sein — darauf war er stolz, darauf immer, daß er es sei und daß es seine Kinder würden und —

Eben rauschten die alten Bäume wieder dumpf, als hätten sie alle einen tiefen, schmerzlichen Atemzug getan; und ein Schluchzen tönt in das Rauschen, ein herzbrechendes, bitteres, verzweifeltes.

„Jesus, mein Gott, was soll ich tun?" stöhnt die Maria, die fremd ist und keinen hat und weiß, daß — — — Ja freilich, wie soll der große Herr, der Martin, ihr helfen können!

Drittes Kapitel

Lukas Hochstraßer trat aus seinem Hause, aus dem Hausteil, das er jetzt mit seiner Tochter Rosa bewohnte. Drüben im andern waren die Jungen allein Meister, sollten allein Meister sein. Es war noch früh am Tag, aber nicht ganz so früh wie sonst, wenn Lukas Hochstraßer seinen Tag anfing. Seine Pflichten waren ihm von den breiten Schultern gefallen, er mußte sich an dies Gefühl, ohne Last zu sein, erst gewöhnen, und im Ernst bestrebt, es zu tun, begann er seinen Tag eine Stunde später als sonst. Aber die Sonne war doch kaum über den waldigen Bergrücken heraufgeklettert. Mit hundert Lanzen stach sie droben zwischen braunem Gestämme hindurch, aber das Haus erreichte sie noch nicht. Der Tau hing schwer an den Gräsern der nahen Matten und der Boden zwischen Haus und Stall war feucht. Lukas stand hemdärmelig, mit offener Weste. Er reckte sich und sah sich um. Auch das war neu, daß er sich erst umzusehen hatte, wo er angreifen sollte. Drüben am Stall hantierten seine Söhne Christian und David. Der blonde jüngere verschwand im Kuhstall, aber Christian, der den Vater nicht bemerkte, ging mit einer Sense über der Schulter in die nächste Wiese hinüber und hob zu schneiden an. Der Alte betrachtete ihn eine Weile. Etwas Knechthaftes war in Christians Art. Er ging in geringen Kleidern, wie sich's für rauhe Landarbeit schickte, war hemdärmelig und trug die Weste offen wie der Vater, aber das Knechtische lag

in seiner Art zu arbeiten. Schritt für Schritt vorwärts tretend handhabte er die Sense in einer trockenen, geizigen Weise, als gönne er dem Boden keinen Halm, der bliebe, und zürne er ihm, daß er nicht mehr trug.

Lukas trat an die Scheune, langte sich Rechen und Hutte herab und schritt nach der Stelle hinüber, wo Christian werkte.

„Tag!"

„Tag, Vater!"

So ging ihr Gruß hin und zurück, und schon in diesem kurzen Kreuzen ihrer Stimmen lag ihre große Verschiedenheit. Der Gruß des Vaters war wie das dumpfe, hallende einmalige Anschlagen einer großen Glocke, der Christians klang trocken, kurz, gespart und knapp.

„Wenn du in den Berg hinauf willst," sagte Lukas, „laß mich hier fertigmachen."

„Ja, gut," gab der andre zurück und reichte ihm die Sense.

Im Berg stand Hochstraßers Hauptscheune. Sein großer Viehstand war dort untergebracht, nur die Hauskühe hatten hier unten ihren Stand.

Ohne ein weiteres Wort machte sich Lukas ans Mähen. Christian entfernte sich langsam. Wie aber Lukas die Sense handhabte, das war wiederum ganz anders, als wie der Sohn es getan. Er griff den Stein aus dem Wetzköcher, der am Boden lag. Mit großen Strichen schärfte er die Sensenschneide; es klang hell und weithin über die Matte. Dann begann er zu schneiden, weit ausgreifend, und das Gras sank vor ihm hin, als ob es vor seinen großen, freien Schritten

sinke. Sonderbar wuchtig und doch leicht und gleichsam der Scholle froh, schritt er über seinen Boden dahin.

Drüben blieb Christian auf dem Fußpfad stehen, über den er mit hängendem Kopf und in Gedanken hinaufgegangen war. Es lag dort ein kleiner grauer Stein im Boden. Zwei Furchen gingen von ihm aus, nach Norden und nach Osten laufend, gerade und scharf wie Messerschneiden. Christian starrte auf den Stein nieder, hob den harten Finger zum Mund und zwängte ein paar Haare des kleinen roten Schnurrbarts zwischen die Zähne. Der Stein war ihm wie ein Nagel im eignen Fleisch und die zwei Furchen wie wirkliche klaffende Messerschnitte. Bei diesem Stein lag die Grenze der Hochstraßerschen Grundstücke. Hier stieß ans Hochstraßerland der Besitz des Ulrich Koller, des Bauern, der dort drüben in dem alten grauen, unschönen Hause zwischen den Reben saß, und es war nicht, daß sein Boden sich nachbarlich ehrlich an den Hochstraßers lehnte, sondern er schnitt in diesen, den größeren, ihn auf zwei Seiten umfassenden Eigenbesitz hinein, in scharfer Ecke sich roh und herrisch hineinzwängend. Christian stand und blickte auf den Stein und schien nicht davon abkommen zu können. Zuweilen hob er die kleinen scharfen Augen und sah über das Land Kollers hin, als messe er es bei Fuß und Elle. Ein-, zweimal wendete er sich nach dem Vater zurück, wie um diesen aufmerksam zu machen. Auf einmal und wie in plötzlichem Entschluß rief er ihn an: „Vater!" Es klang fast zornig.

Im Augenblick, da er rief, kam über denselben Fußweg herab, den er hätte hinansteigen sollen, ein Mädchen gegangen. Mit einem Korb am Arm kam sie daher, in nicht übersauberem, flickigem Gewand, die Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt, so daß der dürre braune Arm wie ein nackter Stecken durch den Henkel des Korbes stach. Sie war nicht mehr ganz jung, sechsundzwanzig vielleicht, und hatte ein eigentümliches Vogelgesicht, eine schnabelähnliche große gebogene Nase, eine kurze, wölbige, häßliche Stirn und zwei Augen von tiefem, schönem Braun, die aber durch den sonderbaren Schnitt der Höhlungen etwas Stechendes bekamen. Das spärliche schwarze Haar trug sie straff gegen den Hinterkopf zurückgespannt, wo es in einem unendlich dünnen Zöpfchen zu einem kleinen Nest gewunden war. Als sie in Christians Nähe kam, hustete sie bedeutsam.

„Da bist doch schon manchmal gestanden," sagte sie.

„Beim Eid bin ich das," gestand er.

„Deswegen rückt der Markstein nicht weg," meinte sie, schwang spöttisch den Korb und schwang sich selber mit einer Bewegung an ihm vorüber, die vielleicht hätte leicht und jung sein sollen; aber sie selbst war dabei wie eine Stange, um die ein paar Tuchfahnen schlagen.

„Richtig," knurrte Christian.

„Wenn der Vater tot ist, verkaufe ich," lachte sie, schon wegabwärts trottend, aber das Gesicht noch ihm zugewandt. Und das hatte sie, die Barbara Koller, dem Christian schon manchmal zum Trost gegeben; denn die Geschichte, daß

Lukas Hochstraßer das Gut Kollers gern gekauft hätte und daß letzterer es nicht hergab, war schon alt, obwohl weder Lukas selbst noch seine übrigen Söhne so leidenschaftlich nach dem Nachbargut verlangten wie eben Christian.

Lukas kam jetzt mit seinen gemachen Schritten heraufgestiegen. Er grüßte die Barbara, die an ihm scheuer als vorhin am Sohne vorüberging, sich nicht weiter aufhielt, sondern mit hölzernem Gang bergab eilte.

„Was ist denn?" fragte Lukas den Sohn.

„Ich habe mit Euch reden wollen wegen dem Land da," sagte Christian, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Barbara außer Hörweite war.

„Rein versessen bist du darauf," gab Lukas zurück.

Christian rieb die knochigen Hände in einer dürftigen Weise aneinander, als rechne er heimlich in sich hinein. „Ihr habt uns das Gut übergeben," fuhr er langsam und nachdenklich fort. „Da besinnt man sich mehr als früher, wie man aus seinem Eigen etwas ziehe."

„Wir haben immer etwas gezogen," sagte Lukas.

„Aber daß gerade da drüben der bessere Wein wächst —"

Christian zeigte auf Kollers Weinberg, auf dem schon die heiße Sonne lag, während sie beide noch im Schatten standen.

Lukas zuckte die Achsel. „Was einmal nicht zu haben ist —"

Christian rieb noch immer sinnend die Hände; sein Blick ging nach der Richtung hinab, wo die Barbara inzwischen verschwunden war. „Es ist mir ein Ausweg eingefallen," sagte er jetzt.

„Wenn Ihr einverstanden seid —“ fügte er hinzu. Die Sätze kamen brockenhaft aus ihm heraus.

„Was denn?“ fragte Lukas nur halb aufmerksam. Er stand über dem Sohne am Weg und ließ den Blick in den Morgen hinausgehen.

„Ich will die Barbara ums Heiraten fragen.“

„Du?“ sagte Lukas. „Wenn ein andrer es sagte, würde ich ihm ins Gesicht lachen.“

„Sie ist dem Uli seine einzige.“

„Und vier Jahre älter als du.“

„Sie ist arbeitsam — und —“

„Und eine Vogelscheuche.“

„Von der Schönheit hat einer nicht gegessen.“

„Du mußt sie ein Leben lang haben, wenn du sie hast.“

„Sie sieht auf den Rappen. Es kann einer zu etwas kommen mit der.“

Lukas Hochstraßer blickte auf den Sohn, von der ganzen Höhe seiner langen Gestalt auf den schmächtigen Menschen, von der freien Warte seines weiten Sinnes auf den engmeinigen andern, und der ältere Mann lachte. Er sprach eine ganze Weile nicht weiter, betrachtete nur den jüngeren, der in seiner knappen Art noch diesen und jenen Vorzug an Barbara Koller hervorsuchte und dartat. Lukas mußte an seine verstorbene Frau denken. Bei ihr war ein kleiner Anfang von dem zu suchen, was in Christian groß war, sie hatte gut zu rechnen gewußt, hatte ihren Stolz darauf gesetzt, daß es im Haushalt vorwärts ging, und obwohl sie ihrem Liebling, dem Martin, manchen guten Batzen zugesteckt hatte, war sie allezeit genau gewesen. Von ihr mochte Christian seine Knappheit haben.

„Fragen will ich sie eines Tages," hob Christian wieder an.

„Du mußt sie haben, nicht ich," antwortete Lukas.

Christian beschied sich damit. „Ja," sagte er noch. So will ich weiter, mochte das heißen. Er hing den Kopf vornüber, noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, und hob an bergan zu steigen.

Lukas sah ihm nach. Die Knauserigkeit des Sohnes schien ihm des Lachens wert, aber —

Seinen Weg wird der machen, ging es ihm dabei durch den Sinn, und er gestand sich, daß von seinen Söhnen der, welcher dort hinaufstieg, den stärksten Willen hatte. Die andern ließen sich vom Leben schieben, der ebnete sich die Straße, wie es ihm gefiel, und wußte, was er wollte. Ob er es recht anfaßte, mußte sich zeigen!

Christian verschwand in der Höhe.

Lukas tat einen Blick über das Land Uli Kollers hin. Das wollte Christian an das Hochstraßergut ziehen, hm, der Mühe war es wohl wert! Ein stattlicher Besitz wurde das Gut nachher, ein kleines Königreich! Und langsam ging er nach seiner Matte zurück, nahm den Rechen auf und hob an, das geschnittene Gras in den Korb zu werfen.

Lukas arbeitete eine Weile, dann bemerkte er, daß drüben vor der Stalltür David, Martin und Rosa mit einem Manne in eifrigem Gespräch beisammenstanden. Er erkannte den Dorfpolizisten, und aus den Gebärden aller war zu entnehmen, daß irgend etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte. Sie blickten jetzt nach

ihm herüber und kamen dann alle vier näher, Rosa den Männern vorauf, erregt und von ihrer Mitteilsamkeit vorgedrängt. Martin ging langsam hinter den andern her. Er war in Uniform, zur Abreise gerüstet; in einer halben Stunde ging sein Schiff nach St. Felix ab. Er schien ungewöhnlich bleich, um seinen Mund war ein unschöner Zug, ein nervöses Herunterziehen des einen Mundwinkels, in seiner Stirn stand eine Zornfalte.

„Sie haben ein Mädchen gefunden im See!“ rief Rosa dem Vater entgegen.

„Ertrunken?“ fragte Lukas.

„Beim Postgasthausgarten,“ sagte Kunz, der Polizist, herantretend und sein Käppi lüftend. Er war ein älterer, hagerer Mann mit grauem Vollbart, ein ruhiger und rechtschaffener Mensch, der mit verständiger Mahnung da und dort mehr ausrichtete als ein andrer mit Gewalt. „Eine dunkle Sache,“ fügte er hinzu, erzählte, daß niemand das Mädchen kenne, einzelne wohl meinten, sie hätten gestern sie aus dem Abendschiff aussteigen sehen, „und“ — er stockte und wendete sich gegen Martin, der, auf seinen Säbel gestützt, dastand — „die Kellnerin in der Post hätte den Leutnant Hochstraßer bei ihr stehen sehen, bei dem Mädchen.“

Die Kellnerin in der Post solle sich um das kümmern, was sie anginge, sagte Martin mit aufgeworfenem Kopf. Was sollte er mit dem Mädchen geredet haben, das niemand kenne!

Kunz wendete bescheiden ein, daß er nur pflichtgemäß Nachfrage halte.

„Noch jung, sagt Ihr, ist sie?“ warf David

dazwischen. Er hatte einen trüben Schein in den verstaunten Augen; Unglück andrer ging ihm immer zu Herzen.

„Recht jung," gab der Polizist zurück. „Es wird sie einer ins Unglück gebracht haben," fügte er hinzu.

„Schade, daß man dergleichen Vögel selten fängt," murrte Lukas zornig. Dann berichtete der Polizist, wie sie die Tote gefunden, wohin sie sie gebracht und was für Schritte sie getan hätten, um festzustellen, wer sie sei. Nach einer kleinen Weile ging er hinweg. David reichte dem Bruder die Hand und ging an seine Arbeit zurück, auch Rosa verabschiedete sich und trat ins Haus. Lukas und Martin standen allein beieinander.

„Ich muß nach dem Schiff," sagte der Leutnant. Seine Stimme hatte etwas Knappes, als ginge ihm der Atem nicht so leicht wie sonst. Dann streckte er dem Vater die Hand hin. „Ueber den Sonntag komme ich herauf."

Lukas nahm seine Hand flüchtig und ließ sie fallen. „Ade," sagte er.

Martin wollte gehen. Da rief ihn jener noch einmal an. „Nimm den Fußweg, so kannst du dir Zeit lassen." Dabei winkte er den Sohn auf den schmalen Weg, der durch die Matten hinabführte und den vorher die Barbara gegangen, legte den Rechen, den er zur Hand genommen, beiseite und schritt langsam neben Martin her. „Das würde ich mir nicht länger nachsagen lassen," wandte er sich an ihn.

„Was?" fragte Martin unwirsch.

Lukas blieb gelassen.

„Warum sollst du mit dem fremden Mädchen gesprochen haben? Weil sie zu Herrlibach reden, daß du gern hinter Schürzen her bist!"

Die beiden stattlichen Menschen gingen langsam Seite an Seite fürbaß, der Vater mit auf den Rücken gelegten Händen, nachdenklich zuweilen stehen bleibend und ernsthaft auf den Sohn einredend, Martin mit vornübergebeugtem Kopf, bleich, die Lippen zwischen die Zähne gezwängt. „Rasch warm werden schadet nichts," fuhr jener fort. „Ich habe in meiner Jugend auch lieber schöne Gesichter gesehen als häßliche. Aber im Zaume halten muß sich einer können. Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat."

Lukas blieb stehen. Auch Martin hielt an. Er hatte eine trotzige Miene aufgesetzt. „Man soll es sagen, wenn man etwas Schlechtes weiß," murrte er.

„Schlechtes? Wenn ich Schlechtes wüßte, würden wir anders miteinander sprechen, wir zwei." Jetzt grollte auch Lukas, aber äußerlich war keine Erregung an ihm, sein Zorn war nur wie ganz fern das Rollen, wenn es weit über den Bergen gewittert.

Martin sah auf die Uhr. „Ich versäume wahrhaftig mein Schiff," sagte er hastig, und, in unechter Eile das Gespräch abbrechend, berührte er noch einmal kurz des Vaters Hand und ging rasch davon.

Lukas wendete sich nicht. Er blickte auch diesem Sohne nach, wie er kurze Zeit vorher hinter dem zu Berg steigenden andern hergeschaut hatte. Die helle volle Sonne lag über dem Weg,

den Martin, der Leutnant, tat. Er schritt leicht dahin. Seine schöne Uniform glänzte und sein Degen leuchtete. Und dennoch empfand Lukas, als liege etwas Dunkles über dem Sichentfernenden. Es begann ihn etwas zu quälen, über das er sich nicht klar war, ein Verdacht, als ob der, der da hinging, nicht rechtschaffen wäre, wie er ihn bisher geglaubt hatte.

Martin ging mit großen Schritten wegab. Sein Gesicht war von einer eigentümlichen Unruhe lebendig, seine Lippen zitterten manchmal unmerklich, als ob er Angst habe, und diese Angst kam erst in ihm auf, als er nun allein war; vorher hatte er sie gewaltsam niedergehalten, damit keiner sie sehe. Ins Wasser war sie gegangen, die Maria, seinetwegen! Das — bei Gott, das hatte er nicht gewollt oder vorausgesehen, sonst — törichtes Mädchen! — vielleicht hätte er ihr einen Rat gewußt, wenn sie gewartet hätte! Freilich — war er vielleicht der einzige, der —! Was brauchte sie sich ihm an den Hals zu werfen, die Maria! So stritt er mit seinem Gewissen auf diesem Wege, und da es ein lahmes Ding war, wurde er bald Herr darüber. Dann wurde sein Blick klarer. Es galt, um die leide Geschichte herumzukommen, damit niemand Verdacht schöpfte. Hoffentlich hatte die Maria nichts Geschriebenes hinterlassen! Unten in St. Felix, den paar Menschen, die um seine Bekanntschaft mit dem Mädchen wußten, war wohl nicht allzu schwer zu beweisen, daß er im Grunde keine Schuld an ihr hatte! Sicher keine Schuld! Es konnte doch niemand voraus wissen, daß das Mädchen es sich so zu Herzen nehmen würde!

Als Martin die Seestraße erreichte, war die Unruhe aus seinem Gesicht geschwunden. Sein Schritt war noch rascher geworden, und mit jedem Schritt hellten sich seine Züge mehr. So entlief er gleichsam seinem Gewissen, hatte es immer so gehalten: unangenehmen Gedanken war er immer entlaufen.

Der Fußweg mündete unfern der Stelle in die Seestraße, auf der das Haus des Kapitäns Fries stand. Seine Frontfenster waren dem hellen Morgen aufgetan, und als Martin vorüberkam, stand Brigitte unter dem einen. Sie trug ein Tuch im Zipfel über ihr schönes Haar gebunden. Die Aermel ihrer Morgenjacke waren hochgestreift und ihre schlanken Arme schimmerten weiß. Martin grüßte, und erst sein Gruß machte sie auf ihn aufmerksam. Sie errötete und wendete sich hastig und in einer edeln Scheu vom Fenster hinweg; seinen Gruß hatte sie mit einem verlegenen Nicken des Kopfes fast mechanisch zurückgegeben. Der Leutnant aber hatte ein Herzpochen, das ihm für einen Augenblick den letzten Gedanken an die Maria nahm.

An der Lände legte eben das Schiff an. Martin mußte eilen. Er bog fast laufend in den Steg ein. Wer ihm begegnete, den grüßte er mit einem raschen heiteren Wort, und er konnte merken, daß die Leute ihm nachher nachblickten wie immer, und hörte sie gleichsam hinter sich reden: Ein Staatsmensch ist er, ist Martin, der Leutnant! Das hatten sie zu Herrlibach und anderswo schon hundertmal hinter ihm her gesagt. Zufrieden mit sich stand er danach auf dem Schiff an einem Platz im Hinterteil des

Bootes, wo er allein war. Noch immer verdrängte das Bild Brigittens das der andern. Er spann an allerlei Plänen, baute sich ein Haus in die Zukunft und stellte Brigitte hinein, hatte dabei alle guten Vorsätze, ihr ein rechtschaffen braver Mann zu sein, war stolz auf seinen Beruf und eine Kraft, die er in sich fühlte, in diesem Beruf seinen Mann zu stellen, freute sich des Lebens und hatte dann plötzlich den dringenden Wunsch, an ihr, an Brigitte gutzumachen, was an der andern, der Maria, vielleicht nicht recht getan war. Denn Martin Hochstraßer war wohl ein leichtlebiger, aber kein ganz schlechter Mensch.

So lange hatte er, den Blick irgendwo an die Planken des Schiffes geheftet, gestanden. Jetzt hob er die Augen. Da lag drüben noch der Wirtschaftsgarten, wo er gestern gesessen hatte. Langsam glitt derselbe, je mehr das Schiff sich entfernte, zurück, und die Wellen schlugen an die Mauer hinauf, und — und dort war sie hinuntergeglitten — dort hatten sie die Maria gefunden! Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er wendete sich rasch ab. Dann zwang er seine Gedanken wieder zu dem schönen Zukunftsbilde zurück, das ihn eben beschäftigt; aber es wollte nicht mehr so klar und scharf umrissen vor seinen Blick treten wie zuvor. —

Droben im Polizeilokal von Herrlibach, wo im Erdgeschoß ein großer leerer Raum war, lag auf einer Bahre das ertrunkene Mädchen, mit einem schwarzen Tuche bedeckt, aber das entstellte Gesicht frei und die noch feuchten Haare lang herabhängend. Viel Volk drängte sich den ganzen

Tag in den Raum. Auch ein großes, hageres Mädchen kam in der Nachmittagszeit, barhaupt, das spitze Gesicht herb und streng. Das war Rosa Hochstraßer, die die Neugierde hertrieb. Sie traf mit einer ganzen Herde mitleidiger Weiber an der Leiche zusammen, die mit schönen und salbungsvollen Worten um sich warfen. „So jung und so hübsch und schon sterben müssen!" — „Mein Herr Jesus, das arme liebe Kind!" — „Mein Gott, wen mag sie wohl noch haben auf der Welt!"

Rosa preßte die Lippen schmal: „Ein Mannsbild wird im Spiel sein!" sagte sie. Dabei milderte weder Trauer noch Teilnahme ihren Blick; es schien fast, als zürne sie der Toten, weil sie vielleicht schwach und töricht gewesen. Sie selber, Rosa Hochstraßer, war freilich weder schwach noch töricht, war nicht einmal jung, obwohl sie an Jahren kaum mehr als die Tote zählte.

Daß sie nicht jung war, erfuhr an diesem selben Abend ein Herrlibacher Bauer, ein starker, fröhlicher Mensch, der das Ansehen ihres Vaters, vielleicht auch seinen Geldsack in Betracht zog und sich die Mühe nahm, bei dem Mädchen anzuklopfen und es zu einem Ausflug der Ortsjungmannschaft einzuladen.

Rosa war eben in die Laube am Hause getreten, in der Lukas in Hemdärmeln saß. Eine Zeitung lag vor diesem, breit hingestrichen über den Tisch, und er las, bedächtig und gründlich; es war vielleicht kein Satz im Blatt, den er sich entgehen ließ. Da kam Franz Joseph Keller, der junge Bauer, mit Hut und Rock angetan, ganz feierlich die Straße herangestiegen und bog

in die Laube ein. Er hatte die beiden darin erblickt, und als sein Schritt auf dem Kies hörbar wurde, hoben auch sie die Gesichter und wurden seiner gewahr. Er grüßte, setzte sich zu ihnen und sprach erst das und jenes in den Tag hinein, wie einer redet, der nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen will. Dann brachte er sein Anliegen vor. Er hatte ein offenes, schönes Gesicht, einen weißblonden Schnurrbart, an dem er manchmal verlegen drehte, seine blauen Augen blickten aber alledriezeit Rosa ehrlich an. Ob sie an dem und dem Sonntag mit wolle, mit dem Dampfschiff den See hinauf bis nach Hütten, fragte er. Rosa hatte sich bei seinem Kommen erhoben und hatte weggehen wollen. Weil sie nicht unbemerkt an ihm vorbeikam, setzte sie sich wieder und streifte die Aermel ihrer grauen Hausjacke, die aufgekrempelt gewesen, über die braunen Arme vor.

„In einem schönen Aufzuge triffst mich," sagte sie. „Ich habe zu tun drinnen im Haus, mitten am Fegen bin ich."

„Das ganze Jahr ist sie mitten am Fegen nämlich," warf Lukas mit einem stillen Lachen ein.

Der andre lachte mit und kam aus dem Geleise, weil er die Antwort auf seine Frage von vorhin nun erst nicht hatte. Ihr Gespräch wandte sich, ohne daß er es halten konnte, anderm zu. Dabei verwickelten sich die beiden Männer in eine Unterhaltung, und plötzlich erhob sich das Mädchen.

„Ich muß wieder hinüber jetzt," sagte sie.

„Du wirst ihm Antwort geben müssen," mahnte Lukas.

Sie tat, als ob sie es ganz vergessen hätte. „Wegen der Sonntagfahrt?" sagte sie. „Da gehöre ich nicht dazu," fügte sie bei.

„Warum nicht?" fragte Lukas.

„Ich bin noch nie mitgegangen."

„So mußt einen Anfang machen," warf Keller ein.

Sie lachte ein kurzes trockenes Lachen. „Das ist für lustigeres Volk, als ich bin," meinte sie herb. Dann stand sie auf und wandte sich zum Gehen.

„Du vergissest jung zu sein," sagte Lukas, „und wenn du es nicht mehr bist, wirst du dich grämen, daß du die Zeit verpaßt hast, da du es hättest sein können."

„Ich passe nicht zu dergleichen," beharrte sie, „auch wenn nicht erst die Mutter gestorben wäre." Nach diesen Worten ging sie wirklich; ihr Gesicht hatte einen störrischen Ausdruck. ‚Einmal bist gekommen, zum zweitenmal wirst es nicht versuchen,' dachte Franz Joseph Keller. Aber Lukas sagte ein Wort, das diesem allen Groll hinwegnahm. Er lehnte sich breit in der Bank zurück, legte die schwere Hand auf den Tisch und öffnete sie, als lege er das, was er meinte, in dieser Hand vor den andern hin. „Es gibt solche Menschen in der Welt, die im Leben nur zu *einer* Tugend das Zeug haben und sich in sie einbohren, daß sie fast zum Laster wird! Du solltest das Mädchen arbeiten sehen und sorgen den langen Tag. Vor Arbeit und Sorge hat sie nicht Zeit, an die Freude zu denken!" Als er so Rosas Wesen vor dem Freier schlicht klargelegt und verteidigt hatte, verstand er, das

Gespräch fortsetzend, sonderbar wohl, diesem über die eben erfahrene Enttäuschung hinwegzuhelfen. Allmählich empfand Keller, als sei es eine besondere und sonntägliche Ehre, neben diesem Manne zu sitzen, und es wurde fast spät, bis er aufbrach. Endlich erhob er sich und ging. Aber als er vom Hause hinwegschritt, wußte er nicht, daß Rosa oben am offenen Fenster stand, sich mit beiden Händen an den Fensterpfeilern haltend, und ihm mit heißen Augen nachsah. Es drängte sie, ihn zurückzurufen und ihm zu sagen: „Ich komme doch, du.“ Es sprang ihr auf die Zunge. Nun auf einmal war ihr, daß sie gern mit dem jungen Menschen, den sie lange kannte, gegangen wäre! Aber die schmalen Lippen ließen den Ruf nicht durch; es ging ihr wider die Natur, sie vermochte die Sprödheit nicht zu überwinden, die ihr anhaftete. So geizig wie gegen andre war sie gegen sich selbst.

Viertes Kapitel

Lukas Hochstraßer hatte sich auf den Auslug gestellt. Er wollte die Jungen gewähren lassen! Aber schon in diesen ersten Tagen kamen ihm Bedenken. Ueber Christian schüttelte er den Kopf, Martin, der Leutnant, machte ihm Sorge, und von seiner Tochter sah er, daß sie sonderbare Wege ging, die ihm nicht in ein rechtschaffenes Glück zu münden schienen. Da war aber außerdem David, sein Jüngster, und vielleicht der, der seinem Herzen am nächsten

stand. Auch er gab ihm zu denken. Im stillen sah er dem Gebaren seines Sohnes David zu. Der war ein Himmelsgucker. Er teilte sich mit Christian in die Arbeit, die der Alltag brachte, und versah nebenbei das Amt des Gemeindeschreibers, das sein Vater ehemals innegehabt. Aber er war des Morgens nicht der erste, das Tagewerk zu beginnen. Bedächtig stieg er aus seiner Kammer herab. Trat er aus dem Hause und sah die Sonne besonders schön über den Berg heraufsteigen oder die Seeufer aus den über dem Wasser ruhenden Nebeln rein und still und frei aufragen, so konnte er sich eine ganze Weile hinstellen und sich an solchem Bilde weiden, die Arbeit aber Arbeit sein lassen, als wären hundert andre Hände da, sie zu tun. Er war von weichem Gemüt und alles Schöne hatte Gewalt über ihn. Er liebte den See, wenn er still und glatt und klar war und wenn der Sturm in ihm grub und wühlte. Am liebsten fuhr er um Feierabendzeit allein mit einem Boote hinaus und hörte die Dörfer einander das Gute Nacht zuläuten. Er wurde nicht satt, immer wieder diesem Abendläuten zuzuhören, wie eine um die andre der über den Rebenhügeln stehenden Kirchen die Klänge aufnahm und sie weitergab, so daß sie an beiden Ufern hinabwanderten bis nach St. Felix, in die Stadt, deren Glocken davon erwachten und zu tönen begannen, dumpf und groß und feierlich, als hätten alle die Stimmlein und Stimmen, die rings um den See auf den Türmen wohnten, sich da unten zu mächtigem Chor zusammengetan, um den Tag auszusingen. Wie den See liebte David die blühende Matte,

den grünen Weinberg und den hochstämmigen Wald, und es war fast, als liege sein Leben mehr in seinen alle Schönheit suchenden Augen als in seinen Händen oder auch in seinem Munde. Denn er war eigentlich ein schweigsamer Kamerad. Bei seinen Geschwistern hatte er sich keinerlei besonderen Ansehens zu erfreuen, vielleicht weil er wenig sprach und sich kaum verteidigte, wenn einer oder der andre ihn seiner Lässigkeit wegen schalt. „Der bringt es seiner Lebtag zu nichts," schimpfte sein Bruder Christian. Seine Schwester Rosa behauptete, sie hätte David eines Tages Heu vom Boden aufnehmen sehen, das er mit der Gabel auf den Wagen laden wollte. Während er aber im Schwung die Gabel hob, sei ein Sommervogel vor ihm aufgeflogen und habe so seinen Blick auf sich gezogen, daß er mit offenem Maule, die Gabel voll Heu steif in die Luft gestochen, eine gute Weile dagestanden und dem Schmetterling nachgeschaut habe, als sei er zur Bildsäule erstarrt. Lukas hörte lächelnd derartigem Berichte zu; aber er sah, daß dieser Sohn wie die andern nicht den Geist in sich hatte, der ihn selbst und seine Frau beseelt.

David Hochstraßer hatte einen Lieblingsweg und einen Lieblingsort. Der Weg führte vom Haus zur Weinlaube fort durch die Rebberge hinauf zur Scheune, die, groß und stattlich, wenig unterm Wald und über reichen Matten stand. Hier war Lukas Hochstraßers Vieh untergebracht und drei Knechte wohnten in der Stube, die über dem Gerätschuppen lag. Breit lag das Dach über dem großen hölzernen Bau. Eine grasüberwachsene Einfahrt führte von der Bergseite

her zur mächtigen Heudiele. Vor der Scheune stand eine weiße steinerne Bank, die eigentümlich aus dem Grün der Wiese und vom Holz des Gadens sich abhob. Platte und Sockel waren aus einem im Walde gefundenen Felsblock geschnitten. Auf dem Stein saß es sich gut und frei und kühl; denn der Ort war hoch und der Wald wehte wie ein Fächer über ihm. Wer aber sich da niederließ, übersah das weite gesegnete Seeland, das lang sich dehnende Wasser in der Tiefe, grüne Hügel und reiche Dörfer mit roten freundlichen Kirchtürmen, silbern glänzende, in Dunst und Ferne sich verlierende, Ebenen durchschneidende Flüsse und im Süden, wie Wälle und Warten mächtig hintereinander aufwachsend, Berg um Berg mit schneeschimmernden Häuptern, eine wundervolle, an den Himmel gebaute Welt. David Hochstraßer saß mehr auf dieser Bank, als der Arbeit, die ihm oblag, gut war. „Er wird wohl im Berg hocken," zürnte Rosa, wenn sie ihn unten umsonst suchten, und sie riet zumeist nicht daneben. Er saß da, den Rücken an die Scheunenwand gelehnt, die Arme lang auf die Bankplatte und die Beine auf den Boden hängend, in seinem groben, eigen an seiner schlanken, wohlgeformten Gestalt sitzenden Gewand. Wenn das freie, durch nichts beengte Licht sich über ihn ergoß, war er selbst kein übler Anblick. Sein Gesicht hatte etwas von der feinen Helle eines milden Tages.

David Hochstraßer hatte auf der Bank zumeist einen Gefährten, einen alten kleinen Menschen, Longinus, den Knecht. Der war ein Erbstück auf Lukas Hochstraßers Besitztum wie

Weinberge, Matten und Wald. Lukas hatte den Longinus von seinem Vater übernommen und gab ihm das Gnadenbrot. Der kleine saubere Mann mit dem vollständig kahlen Schädel und dem ebenso nackten, bartlosen Gesicht war zu wenig anderm mehr gut als zum Viehhüten, zum Holzauslesen im Wald und derlei leichtem Werk, aber die auf dem Hochstraßergut hätten ihn ungern gemißt; denn er war eine absonderliche und wohltuende Art von einem Menschen. Longinus hatte eine zierlich runde Gestalt, an der das Auge nichts fand, was ihm mißfallen konnte, eine wölbige, über der schwulstigen Nase weit vorspringende Stirn, dicke hängende Backen und kleine verborgene Augen. Die letzteren sahen nur wie zwei versteckte Feuerlein aus den strichähnlichen Schlitzen, aber von ihnen aus ging doch die Helligkeit, die über dem runzeligen Gesicht lag, und sie bestimmten den Ausdruck der schrankenlosen Zufriedenheit in des Longinus Zügen. Diese Zufriedenheit, die an jedem Uebel noch eine helle Seite zu finden vermochte, war, was denen vom Hochstraßergut den Knecht lieb machte, war auch die Ursache, daß er auf dem Bauernhof alt geworden war, trotzdem er nie ein besonderer Arbeiter gewesen. Er kannte die große Kunst, harte Schelte für eine schlechte Arbeit mit einem freundlichen Gesicht, mit einem „So macht man es das nächstemal besser," einzuheimsen, sich im Gedanken an den guten über den bösen Tag nicht zu ärgern und, wenn ihm etwas versagt blieb, es nicht weiter zu begehren, weil es einmal nicht zu haben war. Als er von der Heudiele stürzte und ein Bein brach, lachte

er; er hätte ja den Hals brechen können. Als ihm seine einzige Schwester, an der er sehr gehangen hatte, starb und er auf der Welt keinen Anverwandten mehr hatte, strich er mit der feisten Rechten in einen der Augenschlitze, wischte dort etwas trocken und lächelte: „Schön hat sie es nun, die Schwester." — Und Longinus war nie mit einem Menschen böse, freilich auch nie mit sich selbst. Darum war er so schön rund geworden.

Der Knecht also saß häufig neben David, weniger weil er wie jener Verständnis hatte für die schöne Welt, die einer von da oben sah, als weil das Sitzen und Staunen in seine große Zufriedenheit paßte. Sie waren ein Bild, wenn sie so dasaßen, der junge Schlanke und der alte Behäbige. Die Leute stießen sich an, wiesen hinter ihrem Rücken auf sie und flüsterten: „Ein Loch gaffen sie in die Luft, die beiden." Und sie wunderten sich, daß Lukas Hochstraßer so blind war, seinen Knecht nicht strenger zur Arbeit hielt und dem Sohn den Müßiggang verleidete.

Aber Lukas hatte, ohne daß jemand es ahnte, den Blick auf ihnen allen, und er, der kaum den Söhnen den Weg freigegeben, nahm eben weggelegte Zügel leise und unmerklich wieder zur Hand. Beweis dafür war, was er an einem Sonntagmorgen tat. Er überraschte Rosa, die sich zum Kirchgang bereit machte und glaubte, daß er sie wie immer begleiten würde, mit der Nachricht: „Ich fahre zu Julian mit dem nächsten Schiff."

„Heute?" fragte sie, und als er bejahte: „Aber wenn Ihr ihn nicht daheim trefft?"

„So kehre ich eben wieder um. Ich habe ja jetzt Zeit zu derlei Reisen."

„Ihr hättet ihnen doch berichten sollen, Vater."

„Ich will einmal sehen, wie es bei ihnen aussieht, wenn sie keinen Besuch erwarten."

Lukas zog indessen den schwarzen langen Rock an, band sich die Halsbinde fest und bürstete sich den halbhohen, steifen schwarzen Filz zurecht, der nicht neumodig war, aber von Neue glänzte. „Ich bin früh zurück," bemerkte er. Dann ging er in der Stube hin und her, das und jenes ordnend, und als die Glocken von Herrlibach zu läuten anhoben, nahm er einen schweren, unscheinbaren Hakenstock aus einer Ecke und sagte Rosa Ade. Sie nahm ihm in ihrer herben, verdrossenen Art den Gruß ab, den er ihr bot. Dann verließ er die Stube.

Es war ein wolkiger Tag. Braun, grau und schwarz stand das Gewölk am Himmel übereinander geschichtet; doch entströmte ihm ein eigentümlicher Glanz, der alle Gegenstände wachsen und nahe vors Auge treten ließ. So lag über der zum See führenden weißen Straße eine große Klarheit, auch die Häuser des Dorfes hoben sich scharf, in strengen Umrissen von der Luft ab, und wie die toten Gebäude, erschienen die Gestalten der Menschen, die auf der Straße gingen, wie aus der durch keinen Windzug bewegten Luft mit einem scharfen Messer, Gestalt um Gestalt, herausgeschnitten. Die Straße war voll Leben, die Herrlibacher waren derzeit fleißige Kirchgänger, da sie einen neuen Pfarrer hatten und dem schon aus Neugierde zuliefen. Die Blicke der Männer und Weiber wendeten

sich Lukas zu, als er schwer ausschreitend, auf seinen Stock gestützt vom Berg daherkam.

Zwischen ihm und den Bauern ging der vertraute Gruß, der da Sitte ist, wo jeder den andern kennt. Als sie sahen, daß er nicht wie sonst mit zur Kirche ging, blickten sie ihm nach. Einer und der andre sprach ihn auch an. Ob er fort wolle? Dann antwortete er: „Ja, zu Schiff nach St. Felix," und seine Stimme klang dumpf und voll Wohllaut in die Glocken, von deren Ruf die Lüfte erfüllt waren.

Unter Gruß und Redestehen kam Lukas an die Lände. Das Schiff fuhr bald an und er stieg ein. Hier aber war es wie auf der Straße. Viele der Fahrgäste und die Schiffsmannschaft kannten ihn. Jeder rückte den Hut, als er zu seinem Platz im Hinterteil des Schiffes ging, und er gab mit gemessener, altväterischer Freundlichkeit Bescheid. Er setzte sich nicht, sondern blieb an das Geländer gelehnt stehen, beide Hände auf seinen Stock gestützt. Bald traten Bekannte zu ihm und zogen ihn ins Gespräch.

Leicht habe er es jetzt, warf einer der Mitreisenden hin.

Lukas Hochstraßer lachte, dehnte die große Gestalt in behaglicher Lässigkeit und erwiderte: freilich habe er es leicht. Seine Kraft sei in zehn junge Arme übergeflossen, die jetzt arbeiten müßten, er brauche nur zuzusehen, was sie ausrichteten! Und im Augenblick, da er es sagte, schwellte ihm ein wirklicher Stolz die Brust, daß aus seinem Blut gleichsam Ströme nach allen Seiten flossen, daß er der Welt in den Söhnen etwas gegeben hatte, das, wenn auch auf kleinem

Raume, in ihr räderreiches Triebwerk griff. Dabei empfand er plötzlich die ungebrochene Kraft, die in ihm selber war, und hatte ein ihn seltsam hebendes Empfinden, als sei er selber immer noch der Quell, aus dem den Jungen ihre Stärke kam.

Das Schiff zog langsam über den See hinab. Das reglose Wasser hatte eine schwarze Farbe, auch am Himmel überrann immer mehr schwarzes Gewölk das graue. So entstand eine düstere Beleuchtung, die der sonst lieblichen Landschaft einen großen Ernst verlieh. Still schwammen die dunkeln Ufer hinauf, und allmählich hoben sich die weißen hohen Häuser und die standhaften alten Türme von St. Felix schärfer und schärfer aus dem grauen Licht. Als das Schiff sich mehr und mehr dieser aus dem Grau des Tages prächtig und groß herauswachsenden Stadt näherte, erschien vor allem der Doppelturm des fränkischen Münsters dem Auge wie ein über das ganze Heer und Meer von Häusern gesetztes herrenhaftes Bauwerk, das, obwohl es aus den schlichten Häusern der Altstadt aufragte, doch auch den neuen glänzenden Bauten, den Palästen der Reichen von St. Felix sich gleichsam an die Spitze zwang, mit seiner Jahrtausende überdauernden Wucht ihre prangende Pracht überwindend. Lukas Hochstraßers Blick hing mit liebevollem Ausdruck an der Altstadt und ihrem Münster. Sie war seine und die Stadt seines Vaters; was im Laufe der letzten Jahrzehnte neu aufgewachsen war, war ihm, den Geschäfte häufig nach St. Felix führten, fremd geblieben.

Nach einer Weile hielt das Schiff und Lukas

stieg ans Land. Die Uferallee war von vielen Spaziergängern belebt; die von St. Felix ergingen sich am Sonntagvormittag gern am See. Sie boten ein buntes Bild, Männer, Frauen und Kinder in sommerlich hellen neumodischen Gewändern. Der Bauer von Herrlibach in seinem schwarzen Feiertagsrock und seinem altformigen Filz stach als eine Art Absonderlichkeit aus ihnen hervor und zog ihre Blicke auf sich. Es mochte ihm auch nicht entgehen, daß er das tat und daß da und dort ein frecher Finger auf ihn wies oder eine junge lose Zunge spottete, aber an Lukas Hochstraßer war keinerlei Verlegenheit oder Unbehaglichkeit. Er setzte den Stock fest auf das Pflaster, über das er mit seinen großen ruhigen Schritten dahinging, und blickte frei seinen Weg vorauf. Was an den Menschen um ihn und der Stadt neu und fremd war, verwirrte ihn nicht. Er betrachtete es und sann, während er fürbaß schritt, ernsthaft über das und jenes nach: Gut ist es so! Zuweilen aber zuckte auch ein feines Lachen um seinen festen Mund, wenn er an Mensch oder Haus etwas gewahrte, was ihm töricht schien. So war eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Münstertürmen: wie jene schlicht und stark über prangenden Bauten, stand er über dem emsigen und sonntagsfeinen Volk, das die Straßen füllte.

Sein Weg führte ihn nicht in die ihm vertraute Altstadt. Julian war, seit er verheiratet war, umgezogen und wohnte in dem stark bevölkerten Arbeiterviertel, das durch einen Fluß, die Zihl, von der eigentlichen Stadt getrennt war und darum den Namen Hinterzihl trug. Es war

ein langer Weg bis dahin, und obwohl der Himmel so düster war, brütete eine schwere Schwüle über den heißen Straßen. Endlich gelangte Lukas über zwei Brücken in eine etwas freiere Gegend von mehr ländlichem Charakter, wo die Häuser niedriger waren, in kleinen Gärten standen und da und dort ein Fenster seine Blumen trug. Diese Straße war fast menschenleer, denn es war nahe an Mittag. Lukas schritt auf eines der einander sehr ähnlichen, grüne Läden tragenden Gebäude zu. Es hatte nur ein Stockwerk, ein freundliches rotes Ziegeldach und einen kleinen, wenig gepflegten Vorgarten. Lukas öffnete die hölzerne Pforte und durchschritt den Garten. An der Haustür neigte er sich über das am Glockenzug angebrachte Schild und läutete. „Julian Hochstraßer, Waisenamtssekretär" stand auf dem Schild. Auf das Läuten fuhr über der Haustür ein Fenster auf, dann öffnete jemand vermittels einer Vorrichtung von oben die Tür. In sich hinein lachend, stieg Lukas die Treppe hinauf: Sie mochten Augen machen, wenn er ihnen zum Mittagessen ins Haus fiel!

Und sie machten Augen. Der kleine Julian, sein Enkel, stand unter der Flurtür. Er stutzte, stieß einen Jauchzer aus und sprang ungestüm auf den Gast ein. Sein Ruf brachte Vater und Mutter in den Flur. Julian ging in Hemdärmeln und trug schon die Serviette umgebunden, er hatte sich eben zu Tisch setzen wollen. In seinem Gesicht stand ein Ausdruck des Unbehagens und einer nicht übermaßen angenehmen Ueberraschung, während Luise, seine Frau, die in schwarzem Kleid, aber eine saubere Hausschürze vorgebunden,

dastand, einen bösen Aerger nicht ganz hinter einer eifrigen Freundlichkeit zu verbergen vermochte. Während der Knabe sich an den Großvater klammerte und dabei die Abmahnungen seiner Mutter nicht zu hören oder nicht hören zu wollen schien, fand aber Julian den freieren Ton wieder, den er sonst stets im Verkehr mit dem Vater hatte, tat den anfänglichen Schreck mit einem „das heißt man die Leute überraschen" ab, nahm seinen Buben bei den Armen und hieß Lukas ins Zimmer treten.

Aber in Frau Luise fuhr eine ehrgeizige Geschäftigkeit. Sie ließ die Männer in die Stube treten, sandte die Magd eilig fort und machte sich selbst in der Küche zu schaffen. Sie hatte von Hause ein paar tausend Franken in die Ehe gebracht, war stolz darauf und zeigte bei jedem Anlaß gern, daß sie zu leben hatten.

Lukas legte in der Stube Hut und Stock ab und ließ sich von Julian aufs grünbezogene Kanapee nötigen. Während dieser auf einen Augenblick zu seiner Frau hinausging, betrachtete er die Stube. Es geschah nicht oft, daß er den Sohn besuchte, und er sah, daß in dessen früher schlichter Einrichtung sich manches verändert hatte. Ein gepolsterter Lehnstuhl stand in einer Ecke, ein prunkhafter neumodischer Spiegel hing an der einen Wand und den Boden bedeckte ein weicher Teppich. Es schien den beiden gut zu gehen. Lukas wunderte sich, zu welchem Zweck die bunt bekapselten Weißweinflaschen drüben auf der Kommode bereitstehen mochten und erinnerte sich im selben Augenblick, daß die Sohnsfrau nun eine Magd hielt, während sie sonst allein

gewirtschaftet hatte. Denen geht der Samen auf, dachte Lukas wieder, und er betrachtete unbemerkt und über das Kind hin, das sich an ihn gemacht hatte, den eben wieder eintretenden Sohn. Der hatte sich seinen schwarzen langen Rock angezogen, in dem er ein schulmeisterliches Aussehen hatte. Er strich sich mit der gepflegten Hand einige Male durch den schönen Bart, wie er gern tat, und schien eine behäbige innerliche Zufriedenheit zurückgewonnen zu haben. Als er sich jetzt am Tisch dem Vater gegenüber niederließ, schmunzelte er geheimtuerisch, als ob er etwas zu erzählen habe. Er gab jetzt eine aufrichtige und ungekünstelte Freude über des Vaters Besuch zu erkennen und hatte die anfängliche Ueberraschung völlig gegen diese Freude eingetauscht. Bald und während die Männer von dem und jenem sprachen, trug Frau Luise die Suppe auf, legte einen Teller für Lukas hin und setzte sich zu ihnen. Dann kam heraus, womit Julian geladen war. Die Gatten sahen einander mehrmals lachend an, worauf Julian begann: „Ihr — es wird nachher etwas geschehen, was Euch sonderbar vorkommen wird, Vater."

Lukas hatte die Blicke wohl bemerkt, die sie einander zuwarfen. „Was ist denn?" fragte er.

„Ein Ständchen wollen sie ihm bringen," verriet vorschnell Frau Luise, und ihr Gesicht glänzte wie eine Sonne.

„Die Gesangssektion des Arbeiterbundes," erklärte Julian.

Dann erzählten beide abwechselnd von einer Rede, die Julian im Schoße der Arbeiterpartei gehalten, von dem Aufsehen, das sie in der Stadt

gemacht, von der Begeisterung für Julian, die bei den Arbeitern seither herrsche. Julian war dabei der stillere und berichtete bescheiden von seinem Erfolg, seine Frau aber trug dick auf und hatte nicht Rühmens genug, wie gut es ihnen gehe und welche Aussichten dem Manne sich durch die Gunst der großen Partei, der er angehöre, eröffneten.

„So, so," sagte Lukas.

„Ihr seid nicht einig mit mir, Vater?" fragte Julian mit Offenheit.

„Deine Vorgesetzten werden es nicht sein," entgegnete Lukas. Julian zuckte die Achseln. Dann meinte er leichthin: „Die kümmern sich nicht!"

„Sonst mögen sie es nehmen wie es ist," warf seine Frau spitz ein und übertrumpfte das Wort mit dem andern, hochmütigeren: „Am Ende ginge es auch ohne sie."

In diesem Augenblick ließen sich die Schritte vieler Menschen auf der Straße hören. Frau Luise wollte die Fenster aufreißen, aber Julian wehrte ihr und hieß sie sitzen bleiben. Mit eigentümlichen Gesichtern saßen sie dann über ihre Teller geneigt und aßen mechanisch weiter. Julian als der Gefeierte lachte halb verlegen vor sich hin, seine Frau hatte keine Ruhe, sah ein über das andre Mal an sich hinab, zupfte da und dort an ihrem Kleid und hob dann wieder den Kopf hoch auf, als wollte sie fragen: he, das wird nicht jedem zuteil, das? Lukas allein blieb sich völlig gleich, gemächlich nahm er seine Mahlzeit ein und sagte dann und wann ein Wort von Dingen, für die die andern jetzt nicht Gedanken

hatten, von daheim, den Geschwistern, dem Stand der Felder und Matten und dergleichen. Alle die Zeit war vor dem Hause eine geheimnisvolle Bewegung der in den Garten tretenden und dort sich aufstellenden Sänger.

„Jetzt fangen sie an," sagte der kleine Julian, der schon lange am Fenster stand. Dann kam der große Augenblick. Frau Luise durfte das Fenster öffnen. Sie ordnete noch dies und jenes an ihrem und ihres Mannes Kleidern, dann stellten sich beide an die Fensterbrüstung und ließen in gehobener Stimmung die Liederhuldigung als schöne Welle an sich heraufschlagen. Ein Lied und noch eines, und dann, als Frau Luise wütend klatschte, ein drittes! Während dieses dritten verließ Julian die Stube und ging hinab. Lukas Hochstraßer hatte seinen Platz nicht verlassen. Er lauschte den Liedern und sah inzwischen auf den Sohn und die Frau. Ihre kindische Freude ergötzte ihn halb, halb erfüllte ihn ein sonderbares Mißbehagen; das Getue paßte nicht zu seiner schweren, schlichten Art. Nun war der Gesang zu Ende und Julian brachte die Sänger herauf in die Stube, eine ganze Herde von Männern, so viele, daß die Mehrzahl draußen im Flur und auf der Treppe stehen bleiben mußten. Frau Luise entkorkte die Flaschen und schenkte ein. Auch Julian half und reichte die Gläser. Beide sagten den Gästen eine Menge schöner Worte, für die diese, vom Anblick des Weines angeregt, nichts schuldig blieben und wiederum Julians Verdienste weidlich herauszustreichen begannen. Lukas war aufgestanden, und der Sohn zeigte den Nächststehenden mit einer Handbewegung den Vater, worauf mehrere zu

diesem traten und ihm die Hand gaben. Es war aber ein eigentümlicher Gegensatz zwischen diesen Männern, denen man die schwere Arbeit ansah, und Lukas Hochstraßer, der doch auch tags seines Lebens nie müßig gewesen. Schon in den Händen, die sie ineinander legten, lag dieser Gegensatz. Alle waren breit und zerarbeitet, aber Lukas' Hand war braun, trug die Farbe der Scholle, die er bebaute, und die Sonne hatte das dunkle Braun über die ganze schwere Hand gezogen. Die Fäuste der andern waren zerhackt von Narben und Rinnen, zerschnitten von Staublinien, jene hatte etwas Freies, bei aller Breite Gelenkiges, diesen haftete eine fast gehässige Herbheit an. Was die Hände unterschied, unterschied die Gestalten und Gesichter; der Bauer stand aufrecht und eine große Ruhe und Gelassenheit lag in seinen Zügen; Julians Gäste trugen in ihrem Aeußern die Zeichen eines schweren und unfreien Berufs, und sie hatten in Worten und Gebärden eine sprunghafte und laute Heftigkeit. Einer von ihnen, ein Kesselschmied, ein mittelgroßer Mann mit schwarzem Bart und dichten Brauen, unter denen die Augen eigentümlich blitzten, hatte von Anfang an das Wort geführt. Er zog auch zuerst Lukas ins Gespräch und meinte: „Ihr habt einen tüchtigen Sohn, Mann!"

„So, so," sagte Lukas mit einem stillen Lachen.

„Das ist noch einer, der zu uns steht," fuhr der Schmied fort, und ein paar andre fielen bestätigend ein: „Sicher ist das einer — noch — Euer Sohn."

Darauf hoben sie von einer Bewegung zu sprechen an, die nächstens ihren Anfang nehmen

würde und eine Verkürzung der Arbeitszeit zum Ziele haben sollte.

„Da rechnen wir dann auf ihn," meinte der Schmied, nach Julian hinüberwinkend.

„Der kann noch reden, der," lobten ihn wieder einige. Dann wandten sie sich zu Lukas und wollten von ihm wissen, ob er nicht auch zugebe, daß sie zuviel Arbeitsstunden im Tag hätten.

Lukas richtete seine schwere Gestalt auf und lachte. „Das weiß ich nun nicht. Mir schreibt keiner meine Stunden vor, aber arbeiten muß ich doch, vom Sonnenaufgang an bis in die Nacht, wenn ich zu etwas kommen will."

Der Kesselschmied zuckte die Schultern und blickte die nächststehenden Genossen an, wie als zu sagen: Was soll der Bauer wissen! Dann kümmerten sie sich nicht weiter um Lukas, sondern sprachen wacker dem Wein zu. Der Schmied brachte ein Hoch auf Julian aus und Julian ließ seine Gäste leben. Mit vielem Lärm und Händeschütteln und weiteren schönen Worten von beiden Seiten kam der Besuch zu einem Ende. Als die Arbeiter die Stube verlassen hatten, sah Frau Luise den Schwiegervater an: „He Vater," sagte sie, „jetzt habt Ihr gesehen, daß er etwas gilt, der Julian?"

„Gewiß," sagte Lukas, aber er sprach bald von anderm und es sah ihm keiner an, was er dachte.

Die Frau hatte dann aufzuräumen, Lukas aber schlug einen Spaziergang vor, auf dem er auf einem Umwege die Lände gewinnen könnte, von wo in zwei Stunden sein Schiff abfuhr. So schritten bald nachher Vater und Sohn, den

kleinen Julian zwischen sich, durch die Straßen von St. Felix gegen den Berg hinauf, der sich im Osten der Stadt grün und waldbestanden erhebt. Sie konnten nicht leugnen, daß sie nah verwandt waren; denn sie waren in allem, bis auf das Alter und die Farbe ihres Haares, einander fast völlig gleich. Aber Julian schritt dahin wie der Städter geht, selbstbewußten Schritts, zuweilen mit einem Seht-ihr-mich-Blick nach rechts und links streifend. Lukas ging wortkarg seines Wegs; manchmal blieb er vor einem schönen Gebäude stehen oder hielt später, als sie über die Stadt hinauskamen, an, um die Aussicht zu genießen, aber um die Menschen auf den Straßen kümmerte er sich nicht und nicht darum, wie er sich vor ihnen zeigte, noch was sie von ihm dachten. Von der Szene in Julians Wohnung sprachen sie nicht mehr. Julian umging alles, was das Gespräch darauf zurückleiten konnte, und es war, als fühle er sich unfrei in des Vaters Gesellschaft. Sie kamen an die Lände zurück, als die Sonne, die tief im Westen stand, einen Augenblick durch die Wolken brach und einen schönen und milden Schein über den See hinsandte. Das Ufer wimmelte von Spaziergängern, die den helleren Abend genossen. Auch das wartende Schiff empfing viele Passagiere. Ehe Lukas die Einsteigebrücke betrat, nahm er Julian, der ihm die Hand zum Abschied gereicht hatte, beiseite. Der helle Schein ergoß sich voll über den starken und hohen Mann. Er sah den Sohn mit seinen dunkelblauen Augen an, in denen die Kraft eines Jungen leuchtete, und wiederholte, was er ihm gesagt hatte: „Es will mir nicht ge-

fallen, was du tust. Ich würde zu deinem Amt achthaben, wenn ich du wäre."

„Ja, ja," nickte Julian zustimmend, aber er hatte nur halb hingehorcht.

Als Lukas nachher auf dem Schiff stand, und Sohn und Enkel am Ufer zusahen, wie es langsam vom Ufer stieß, wußte der Bauer, daß er in den Wind gesprochen hatte, und um eine Sorge reicher fuhr er nach Herrlibach hinauf.

Fünftes Kapitel

Martin, der Leutnant, hatte Urlaub: drei Wochen, und vor wenigen Tagen erst war dieser Urlaub angegangen. Martin war wohl öfter auf ein paar Tage heimgekommen, hatte aber da selten Ruhe gehabt und war immer wieder nach St. Felix gefahren, wo es unterhaltsamer war; diesmal erklärte er gleich von Anfang an, den ganzen Urlaub in Herrlibach aufbrauchen zu wollen. Eine sonderbare Liebe für das Heimatdorf schien über ihn gekommen. Seitdem unten am Postgarten das fremde Mädchen ertrunken war, war er zwei-, dreimal Sonntags dagewesen, und seitdem bestand diese Liebe. Das Mädchen, die Maria, lag auf dem Herrlibacher Friedhof begraben. Ein schwäbischer Bauer, ein hagerer, einfacher Mann mit strengen Zügen, war gekommen und hatte der Tochter das letzte Geleit gegeben. Wie sie gestorben war, ob durch Zufall oder Absicht, war nicht laut geworden. Eine Untersuchung hatte

wohl stattgehabt, war aber im Sande verlaufen. Martin Hochstraßer hatte einen Weg gewußt, zu St. Felix die Angelegenheit zu ordnen, ohne daß weder dort ein Aufhebens entstand, noch zu Herrlibach Verdacht gegen ihn aufkam, noch selbst der klarschauende Vater Argwohn hatte. Er hatte in Herrlibach so viel Ansehen als je vorher. Vielleicht kam daher seine neue Liebe zum Heimatort. Zum Teil vielleicht! Zum andern Teil hatte sie andern Grund. Bei seinen Besuchen in Herrlibach hatte er merkwürdig häufig unten am See zu tun, und merkwürdig langsam schritt er immer an dem kleinen Hause des alten Fries vorüber. Es war, als klebten seine Sohlen am Boden, so lahm schlenderte er vorbei. Entdeckte er den Kapitän in der Nähe, so trat er an den Buchsbaumhag, hatte das und jenes zu sagen und tat, als ob ihre Freundschaft eine uralte sei.

Fries ließ sich die Freundlichkeit des jungen und stattlichen Menschen gefallen, einmal, weil jener der Sohn Lukas Hochstraßers war, zum zweiten, weil er selbst in Herrlibach nur langsam Wurzel schlug und nicht viel Gesellschaft hatte, nicht zum wenigsten aber um Martins selber willen, dessen einnehmendes Wesen ihn bestach.

Martin Hochstraßer also hatte Urlaub und saß ihn in Herrlibach ab, einen Teil des Tages oben im Berg im oder am väterlichen Hause, ein paar Stunden täglich in einem der beiden Gasthäuser, den Rest bei Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter; denn was bei seinen früheren Besuchen gewesen war, war jetzt in vermehrtem Maße der Fall, an dem kleinen Hause des Kapitäns war für ihn schwer vorüberkommen.

In die Gasthäuser ging Martin, weil er Gesellschaft fand und einen Tropfen nicht verschmähte, auch einen guten und starken Tropfen ertrug. Oben im Hause seines Vaters schien ihm der Urlaub am ödesten. Eben dort aber gelangte er nach einigen Tagen zu etwas, was ihm früher nicht begegnet war — er begann über sich selbst nachzusinnen. Zwei-, dreimal saß er allein in der Weinlaube und blickte mit Augen vor sich hin ins Leere, deren Versonnenheit denjenigen seines Bruders David, der die Wolken vom Himmel guckte, nichts nachgab. Während er so saß und sann, war Martin Hochstraßer weder ein schlechter noch ein klein meinender Mensch. In seiner Seele ging etwas auf, was schön und groß war, und indem er die Arme vor sich auf den Tisch gelegt saß, drängte etwas in ihm, das ihn selbst äußerlich gleichsam wachsen ließ, so daß er sich reckte und ein Leuchten in seine Augen kam. Er hatte seinen Beruf immer geliebt; in diesen Augenblicken aber faßte ihn eine Art Begeisterung dafür, ein Drang, sich darin hervorzutun, und ein Kraftgefühl: Es wird etwas werden aus dir, Martin Hochstraßer! An dem aber, was in ihm erwachte und lebte, war diejenige schuld, die mit dem alten Mann, ihrem Vater, seit kurzem in dem Haus am See saß. Vom ersten Tag an, da er sie gesehen, hatte sie seinen Gedanken zu schaffen gemacht! Auch das fiel ihm ein, während er in der Laube über sich selbst nachsann, und er hatte dabei einen Mut, den er auch wiederum noch selten gehabt hatte, den, sich allerlei bitterböse, aber bitterwahre Dinge zu sagen. Die ist noch lange nicht die erste in deinem Leben, Martin Hochstraßer, die Brigitte,

und dein Herz hat dann und dann und dann lichterloh gebrannt, gerade wie jetzt nach dem ersten Blick und — wie manche ist dir verleidet, wie mancher bist du satt geworden! Keine Festigkeit hast in dir, du, keine Macht über dich selber! Und — es ist nichts elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat, hatte der Vater gesagt! — Aber dann schien ihm doch an dieser neuen Liebe manches anders, edler, wahrhaftiger, und er meinte zu wissen, daß das Rechte an ihn gekommen sei. Vieles in der Vergangenheit war häßlich gewesen! Martins Gesicht färbte sich dunkel. Er schämte sich der Vergangenheit. Und — und da war die Maria! Eine Unruhe packte ihn; der Gedanke machte ihm zu schaffen, störte ihn in seiner Zufriedenheit, in seinem schönen und das Herz weitenden Entschluß, ein neues Leben anzufangen, das voll guten Wollens und Tuns sein sollte. Nach einer Weile überwand er die Erinnerung wieder, warf sie mit einer unwirschen Ungeduld von sich, und die heimliche Freude an dem, was werden sollte, kam neu über ihn. Brigitte! Sie war noch ein halbes Kind, schien keinen Gedanken an das zu haben, was in ihm, Martin, war, und hatte sicherlich keinerlei besonderes Verlangen nach seiner Gesellschaft; denn sie ließ sich häufig nicht sehen, wenn er ins Haus kam. Aber — das machte sie nur begehrenswerter.

Ein Verlangen nach dem Mädchen packte ihn, und aus diesem heraus wuchs der Entschluß mächtiger auf: Jetzt willst du etwas werden, ihr zulieb! Und gut soll sie es haben und — Seine Hoffnungen flogen hoch.

Aus dem Nachdenken über sich selbst wandelte Martin allmählich sich zu einem neuen und liebenswürdigen Menschen. Seine Urlaubsfrist begann für alle im Hochstraßer-Hause zu einer fröhlichen und zufriedenen Zeit zu werden.

„Es mag eines nicht an die Zeit denken, da er wieder gehen wird," sagte eines Tages seine Schwester Rosa, die in all ihrer Herbheit für diesen Bruder eine Schwäche hatte.

„Er hat andern immer das Leben heiter zu machen gewußt," sagte Lukas. Auch er freute sich des Sohnes. Aber er verwand die Sorge nicht ganz, die er in sich trug. Die Geschichte mit dem im See ertrunkenen Mädchen war abgetan. Martin hatte seine Unschuld nachgewiesen. Aber es war doch wie ein Schatten an ihm seither.

Martin hatte indessen für jeden im Hause ein drolliges Wort. Bei Tisch riß er die ganze Unterhaltung an sich. Er war klug, und weil er, der nicht an die Grenzen von Herrlibach Gebundene, viel zu erzählen wußte, war bei den Mahlzeiten in der Hochstraßer-Stube, die alle gemeinsam einnahmen, ein ganz neues Leben. Martin war auch immer dienstfertig gewesen. Jetzt, da die große innerliche Freude ihn drängte, hatte er nicht nur die Gabe, sondern ein frohes Verlangen, einem und jedem Liebes zu tun. Er tat für die Schwester Besorgungen, half David bei seinen Schreibereien und scheute sich nicht, in die Bauernkleider zu schlüpfen und Christian und dem Vater bei der Heuernte und andrer Arbeit an die Hand zu gehen. Es brauchte ihn keiner zu mahnen; er tat alles aus sich selbst. Als sie eines Tages vom Walde gegen das Hochstraßer-Haus stiegen

und Martin es sich nicht hatte nehmen lassen, dem Vater die junge Tanne abzunehmen, welche dieser über der Schulter trug, zwang er selbst ihm das Wort ab: „Du meinst es gut, Martin! Wir werden an dich denken, wenn du wieder fortgehst!" Es blickten auch Leute, die sie am Wege trafen, ihnen nach und meinten, daß keiner der Söhne dem Vater so ähnlich sei wie Martin, der Leutnant. —

Es war am Tage nach diesem Waldgang, daß Martin wie oft seinen Gang an den See hinab und an des Kapitäns Haus heran tat. Er sah von weitem den Alten auf der grünen Bank sitzen, die er letztlich auf der Seeseite seines Hauses hinter den Rosenstöcken aufgestellt hatte.

Nun war Herrlibach ein zu kleines und zu geschwätziges Nest, als daß nicht laut geworden wäre, wie der Leutnant zu Hause überall Hand anlegte, selten mehr ins Wirtshaus ginge und in seinem Wesen eine noch wohltuendere Fröhlichkeit als früher hätte, und es mochte auf irgend einem kleinen Wege Martins Ruhm auch zu Gotthold Fries, dem Kapitän, und seiner Tochter gedrungen sein; denn in dem Gruß, den der Alte an diesem Abend seinem häufigen Gaste bot, lag eine freudigere Wärme als sonst, so daß Martin empfand, wie er dem alten Manne willkommen war. Er zögerte wie immer am Gartenhag, aber der Kapitän bat ihn herein und so saßen sie bald nebeneinander auf der Bank.

Die Sonne war niedergegangen. Ueber dem Rande der langen Hügelkette auf dem jenseitigen Ufer stand am Himmel ein leuchtender goldener Saum, Bäume und einzelne Häuser ragten in

dieses Gold hinein und hoben sich von seinem Grunde frei und scharf ab. Ueber dem See lag eine blaue schöne Dämmerung und eine wundersame Glätte und Stille. Dennoch säuselte ein Lüftchen vom Wasser herüber und gegen das Haus. Die Rosen dufteten. Gotthold Fries und Martin saßen und sprachen von dem und jenem, der Kapitän fragte nach Martins Vater, wie er jedesmal tat. Und Martin erzählte. Er war noch nie so gesprächig gewesen wie heute, wenn er von daheim erzählt hatte. Er wußte allerlei Gutes und Schönes zu sagen, und die Freude, daß er es zu erzählen hatte, klang in seiner Stimme. Er trug leichtes, sommerliches Gewand, das seiner schlanken, gelenkigen Gestalt wohl stand. Der alte Kapitän hatte seinen schlichten, dunkelbraunen Hausrock an und eine gestickte Troddelkappe auf. Er hielt ein großes, festes Messer und schnitzte an einer Anzahl weißer Stäbe, die er zur Stütze für einzelne Blumen verwenden wollte.

Eine Weile mochten sie so in eifrigem Gespräch gesessen haben, als Brigitte von der Straße her in den Garten trat, barhaupt, das schwere aschblonde Haar in Zöpfen um den Kopf gelegte, jung und zierlich, in der Hand den Hut schwingend, den sie als unbequeme Last abgenommen hatte.

Martin stand auf und gab ihr die Hand und sie sah mit ihren großen und lauteren Augen freundlich zu ihm auf. „Welch schöner Abend,“ sagte sie.

Ihr Vater hieß sie sich neben ihn auf die Bank setzen und sie wechselten einige Augenblicke lang Rede

und Gegenrede. Dann ließ ein Blick nach dem Hügelrücken im Westen, wo neben einer Lichtung wohl ein Dutzend hochstämmiger brauner Tannen schlank und stolz in Reih und Glied stand und den nun purpurfarbenen Sonnenstreif wie Widerschein eines fernen Feuers hinter sich hatte, die Unterhaltung wieder auf die Schönheit des Abends kommen, und Brigitte äußerte gedankenlos ein Gelüsten, noch auf den See zu gehen. Martin nahm den Gedanken rasch und freudig auf und schlug vor, eines der Boote, die drüben an der Lände lagen, zu nehmen und hinauszurudern. Die beiden andern zögerten, aber Martin setzte ihnen mit scherzhaftem Drängen zu, und so kam es, daß sie ohne weitere Vorbereitungen, der Alte in seiner Hauskappe, wie er ging und stand, und Brigitte barhaupt über die Straße hinab an die Lände schritten und eines der Boote lösten. Gotthold Fries setzte sich ans Steuer, Brigitte nahm in der Mitte des Schiffes Platz, das Gesicht Martin zugewendet, der im Hinterteil stand, den Rock abgelegt hatte und die Stehruder kreuzte.

Dann fuhren sie weit in den See hinaus, auf dem ein merkwürdiges Schweigen lag. Die letzten Dampfer waren vorübergefahren. Selten strich ein Boot an ihnen vorbei, und die Oberfläche des Wassers war glatt und glänzend; es sah sich tief hinab an den schlammigen Grund, wo die feinen Schlinggewächse standen und sich wie unter dem Atem des Sees leise hoben und senkten. Die Ufer traten immer mehr in Schatten, nur wo die Hügel den Himmel streiften, war noch immer ein blasses, klares Licht. Der alte Fries hatte die Kappe neben sich gelegt, die Seeluft

weckte ihm Erinnerungen an Tage, die noch nicht allzu weit zurücklagen, und er wollte nicht älter sein als damals, da ihm mancher Wind über das unbedeckte Haupt gefahren war. Es war seltsam zu sehen, wie das schneebleiche volle Haar und die grauen Brauen von dem tiefen Braun des übrigen, runzeldurchzogenen Gesichtes abstachen und wie nun in die Augen mehr und mehr das scharfe Blitzen und Spähen zurücksprang, das einst dem Kapitän eigen gewesen war. Seine Züge gewannen einen Ausdruck der Spannung und Energie, es war, als wären sie spitzer geworden, und er saß in vorgeneigter Haltung, die braune Hand fest am Steuer. Auch Martin war barhaupt. Er ruderte langsam mit tiefem, leisem Schlage. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in schönen, kraftvollen Bewegungen, der Lufthauch blähte die weißen Hemdärmel und wehte manchmal die dunkle Locke auf, die ihm in die Stirn fiel. Brigitte sah einmal forschend an ihm hinauf, er hatte sie nie groß gekümmert, nun aber, da er mit einer starken Sicherheit das Boot vorwärts trieb, war etwas an ihm, was ihren Blick festhielt. Nach einer Weile sank dieser zurück auf das blaue, reglose Wasser, eine stille Selbstvergessenheit kam über sie und gab ihrem feinen Gesicht einen Ausdruck kindlicher Sorglosigkeit. Sie trug ein weißes Kleid, das nirgends eine farbige Schleife oder ein Band verunzierte. Martin Hochstraßer hing seine Augen an sie, und es stieg heiß in ihm auf.

Als sie an eine Stelle im See kamen, wo hohes Schilf sie vom Ufer trennte und ein morsches Holzkreuz, auf einer winzigen Insel fußend, aus diesem Schilfwalde aufragte, wollte

Brigitte wissen, was jenes zu bedeuten habe, und ihr Vater erzählte von einem Unglück, das vor Jahren hier geschehen, und daß das Kreuz zwei hier Ertrunkenen gesetzt worden. Es war das erste zusammenhängende Gespräch, das sie führten. Die Stille des Abends hatte bisher auch sie still gemacht. Nun hielt Martin mit Rudern inne, um besser auf die Erzählung des Kapitäns achten zu können. Gotthold Fries kam von jenem Unglück aus auf andre Unfälle, die sich auf dem See ereignet, sprach von Stürmen, die er erlebt, von Frohem und Trübem, was ihm auf seinen Fahrten geschehen, und nachher fand auch Martin das und jenes zu sagen, was sie zu Herrlibach oder anderswo sich vom See und seinem Leben, auch von den Toten, die er wie jedes große Wasser hatte, erzählten. Er hatte inzwischen die Ruder fahren lassen und sich auf den Rand des Bootes dicht neben Brigitte gesetzt. Wenn sie sich gegen den Vater vorneigte, streifte ihr Atem fast sein Gesicht. So saßen sie eine lange Weile. Das Schilf knisterte leise, manchmal ging ein Rauschen durch die hohen Halme; über See und Land aber dunkelte es rasch. Einzelne Lichter sprangen an den Ufern auf, ihrer wurden immer mehr, wie rote Sterne brachen sie aus einem dunkeln, verlorenen Grunde. Im Süden schienen die Berge nähergerückt, als eine schwere, schwarze Mauer stiegen sie aus dem Wasser. Und nun klang plötzlich von weit, weit her, aus irgendeinem der hochgelegenen kleinen Dörfer im Süden des Sees herab, eine einzelne Glockenstimme, ein hohes, eintöniges Läuten, dem etwas Aengstliches, Hilfeheischendes anhaftete. Es war schon so dunkel,

daß sich nicht bestimmen ließ, wo diese Glocke geläutet wurde, aber die Töne kamen über die drei im Boote und mitten in ihr alles andre vergessendes Erzählen hinein, daß sie in jähem Erschrecken verstummten.

„Was läuten sie denn noch?" fragte dann Martin, ans jenseitige Ufer spähend.

Brigitte war bleich geworden und legte die Hand auf den Arm Martins, als bäte sie ihn, dicht neben ihr zu bleiben.

„Es brennt irgendwo," sagte Fries.

Und wirklich stand in Nebel und Dunst und Dunkel weit über dem See ein glühroter Schein, der langsam wuchs und wohl von einer Brunst herrühren mochte.

„Wir müssen heim," mahnte Fries.

„Es wird kühl," sagte Martin und legte, ohne zu fragen, seinen Rock um Brigittens Schultern. In diesem Augenblick, da er sich nahe über sie beugte, trafen sich ihre Augen; in denen des Mädchens stand eine stumme, ernsthafte Dankbarkeit. Martins Herz klopfte. Als er die Ruder wieder faßte und, weit ausholend, das Boot rascher als sie gekommen heimwärts trieb, summte ihm der Kopf von jähen, wirren Gedanken. Sein Blick war heiß. Ein unbändiges Verlangen nach dem Mädchen im Boote faßte ihn.

Als sie daheim ans Land stiegen, war das Läuten hinter ihnen still geworden, als hätte ihm die Nacht den Weiterweg vermauert. Auch der Feuerschein war nicht mehr zu sehen, aber sie waren alle drei nicht länger zum Sprechen aufgelegt. Am Buchsbaumhag trennten sie sich. Martin bot dem Alten die Hand; dann ergriff er die schlanke schmale

Brigittens. Seine Finger schlossen sich fest um dieselbe. Das Mädchen schien überrascht und scheu, aber als er ihre Hand zögernd losließ, war es Martin doch, als hätten ihre Finger ihm leise den Druck zurückgegeben. Seine Stirn glühte, als er darauf in den Berg hinaufstieg. Er kam langsam vorwärts. Es war, als hielten die Gedanken ihn Schritt um Schritt zurück. Die Leidenschaft stürmte in ihm; er hätte alle Wände niederreißen mögen, die ihn noch von Brigitte trennten. Daheim traf er den Vater, die Schwester und die beiden Brüder in der großen Stube sitzend, wo sie das Abendbrot genommen hatten. Die Lampe brannte an der Diele, Rosa saß nähend am unteren Tischende, David lehnte mit offenen Augen träumend am kalten Ofen, Christian sprach mit dem Vater über ein neues Schutzmittel für die Weinreben. Letzterer rühmte das Mittel. Christian aber erklärte es als zu kostspielig und eiferte von schlechtem Nutzen, den die Weinstöcke trügen, und daß er nicht noch mehr an die ertragsarmen wenden wolle.

„Du kommst spät," sagte Lukas, als Martin nähertrat.

„Ich bin mit dem alten Fries und — seiner Tochter auf dem See gewesen," sagte dieser und setzte sich zu den andern.

„Schon wieder?" fragte Rosa. Ihre Stirn war faltig; sie schien schlecht gelaunt.

Martin lachte. „Ja, schon wieder," gab er fröhlich zurück.

„Ich muß früh heraus morgen," sprach Christian in seinem trockenen Ton dazwischen und wünschte hinausgehend gute Nacht.

Dann hob Lukas an nach Fries zu fragen, und Martin gab Bescheid; eine Weile unterhielten sie sich von dem Alten. Rosa brachte ihre Näharbeit zu Ende. Sie sah nach der Uhr, klagte über die späte Stunde und daß ihr noch allerlei zu tun bliebe. In unwirscher Hast verließ sie die Stube, kam aber bald zurück, um David zu rufen. Er möge ihr helfen, eine Bürde Holz, die noch vor dem Hause liege, unter Dach zu bringen.

Als sie gegangen waren, sah Lukas Martin fest an. „Du gehst dem Mädchen da unten nach?" fragte er.

Martin errötete.

„Wenn dir nicht ernst ist, laß die Finger davon," fuhr Lukas fort. „Mit Leuten wie sie soll man nicht spielen."

„Es ist mir ernst," sagte Martin mit verhaltener Stimme.

„Sie ist noch jung," warf der Vater wieder ein, dann sinnend: „Eine Leide hast du dir im Grund nicht ausgesucht."

„Ich weiß nicht, ob sie mich nehmen wird," sagte Martin im Ton von vorhin.

Lukas erhob sich, als ob er gehen wollte. „Ein braver Mensch darf überall anklopfen," sagte er.

Auch Martin war aufgestanden. Er tat unwillkürlich einen Schritt gegen den Vater hin, aber er vermochte dessen starken, leuchtenden Blick nicht auszuhalten. Da bot ihm Lukas die Hand. Er legte in halbem Erstaunen die seine hinein. „Nur Mut," sagte jener plötzlich und laut, „mir scheint, du bist auf dem rechten Weg." Er drückte Martins Hand, daß es diesen, der kein Schwächling war,

schmerzte. Doch war es ihm, als ob aus der großen Stärke des Vaters etwas in ihn herüberquelle, war ihm, als wüchse er selber höher; nur irgendwie, obwohl er voll guter Vorsätze und hochfliegender Pläne war, vermochte er noch immer nicht dem andern frei und freudig ins Auge zu sehen.

Sechstes Kapitel

Eine kahle, sonderbare Stube! Weiß vertäfelte, unbemalte Wände, ein tannener, gefegter Tisch, hier eine alte Stabelle und dort eine und an der Wand eine braune Lehnenbank mit einem langen verwaschenen Kissen darauf. Eine Reihe kleiner Fenster ließ das Licht in die Stube hinein. Die Scheiben waren nicht übersauber, und eine davon, die zerbrochen war, war mit Papier verklebt. Ein paar Blumenstöcke standen auf dem Gesimse, aber sie hatten etwas eigentümlich Karges, so als würden sie spärlich begossen, zwei davon standen nicht in gewohnten Tonschalen, sondern in alten, wie von einem Abfuhrhaufen geholten Blechbüchsen. Der nächste Nachbar der braunen Bank war ein Schrank von gleicher Farbe und gleichem Holz; ein Schlüssel steckte in der zum Herablassen gerichteten Klappe; das Loch, in dem er steckte, war weit und von langem Gebrauch so abgenützt, daß der Schlüssel nicht mehr festen Halt fand.

In dieser kahlen und kargen Stube saßen Uli Koller, der Bauer, und seine Tochter Barbara über der Mahlzeit, die für Abend- und

Nachtessen ging. Zwei henkellose Tassen, eine zinnerne Kaffeekanne und ein weiß-blau gestrichelter dickbauchiger Milchtopf standen inmitten des Tisches. Der Bauer und das Mädchen saßen weit über den Tisch gelehnt, die Ellbogen aufgestützt, und mit faulen Bewegungen brockten sie Brot in die Tassen und aßen die Brocken. Von ihrem Essen war ein schmatzendes Geräusch in der Stube. Beide hatten eine auffallende Aehnlichkeit in der Art, wie sie saßen und sich bewegten, beider Arme waren nackt bis beinahe zur Achsel, Uli hatte die Hemdärmel aufgekrempelt, Barbara trug kurze Aermel, das grobe grauweiße Linnen der letzteren sah aus dem dunkeln ärmellosen Rock. Alle vier Arme waren dürr und schwarzbraun und die Hände, die das Brot zum Munde führten, glasig und zerarbeitet. Noch mehr aber glichen Vater und Tochter einander von Antlitz, Uli hatte dasselbe Vogelgesicht wie Barbara, die gleiche Schnabelnase und gewölbte enge Stirn und dieselben schönen, aber stechenden Augen. Seine Oberlippe bedeckte ein kurzgeschnittener grauer Schnurrbart und er hatte graues spärliches Haar. Während des Essens sprachen sie nicht viel, erst als ihre Becken leer zu werden begannen, nahmen sie ein Gespräch wieder auf, mit dem sie vor einer halben Stunde hereingekommen waren, das in der Küche angehoben und von Christian Hochstraßer gehandelt hatte.

„Ihr werdet sehen, er fragt mich ums Heiraten," sagte Barbara jetzt, den großen Löffel in ihre Tasse legend.

Der Alte sah über seine Tasse hin durchs Fenster hinaus und kaute an einem Stück Brot.

Nach einer Weile, während welcher er den Fall bedacht hatte, erwiderte er: „Es wäre kein so übler Schick."

„Nur damit das Land abgerundet wird, frägt er mich, wenn er frägt," sagte Barbara.

„Zum Teil vielleicht, zum andern Teil — er will eine haben, die ihm spart," erwiderte Uli.

Er hatte aber noch nicht lange ausgeredet, als auf der steinernen Haustreppe und im Flur Schritte laut wurden.

„Wer kommt da?" fragte Uli.

Barbara räumte das Geschirr zusammen und horchte dann. „Das ist — jetzt — am Ende ist es —" stotterte sie. Da klopfte es schon kurz und laut an die Tür, und der auf Ulis „Herein!" eintrat, war derjenige, von dem sie gesprochen hatten.

„Guten Abend," sagte Christian Hochstraßer und legte den Hut auf die Holzbank. Er hatte sich sauber gemacht, es sah ihm keiner die Werktagsarbeit an, von der er kam; einen dunkeln Rock trug er und einen weißen Papierkragen. Uli war aufgestanden und streckte ihm die Hand hin. Es klatschte, als er einschlug, wie es tut beim Bauerngruß. Dann hieß der Alte ihn Platz nehmen, und er setzte sich neben seinen Hut, während Barbara, der das Blut in zwei roten breiten Flecken unter die Augen gefahren war, den Tisch vollends aufräumte. Uli fragte nach dem Stand der Landarbeit auf dem Hochstraßergut, dann sprachen sie eine Weile, was Bauern sprechen, wenn sie beieinander sind, von Reben und Feld und Holz und Heu, und damit wollten sie wegwischen, daß im Grunde Christians Be-

such selten und sonderbar war. Als ihnen der Gesprächsstoff ausging, entstand eine Pause. Barbara kam wieder herein, die Neugier litt sie draußen nicht. Endlich begann Christian an seinem kurzen rötlichen Schnurrbart zu drehen, daß die paar Härchen in jeder Mundecke wie Nadeln heraussstanden. „Ja, ich hätte etwas mit Euch zu reden," begann er, als ob er nicht eine ganze Weile schon geredet hätte.

„Ja?" gab Uli fragend zurück, schob den Stuhl, auf dem er saß, vom Tisch hinweg und legte die Hände auf die Knie. Auch Barbara setzte sich und sah auf den Boden.

Christian war nicht verlegen, er war nur langsam und schien immer erst an dem herumzurechnen, was er sagen wollte. „Der Vater hat uns auf eigne Füße gestellt," fuhr er fort. „So muß jeder sich einrichten. Jetzt bin ich auf den Gedanken gekommen zu heiraten."

„Ja," sagte Uli Koller wieder.

„Jetzt wollte ich fragen, ob die Barbara Lust hätte."

„Ja, ja," fuhr Uli nach einigem Nachdenken weiter und sah seine Tochter an. „Was meinst?" fragte er sie dann.

Sie zuckte die eckigen Achseln, und es blieb eine Weile ganz still. Ein Unbehagen kam über alle drei ob dieser Stille. „Du mußt reden," mahnte dann Uli die Tochter.

„Was meint Ihr?" fragte sie ihn um Rat, und er erwiderte, daß sie besser wissen müsse, was sie wolle. Darauf rückte sie näher zum Tisch und begann allerlei Fragen zu tun, wie es mit dem Vermögen stände und mit dem

Wohnen in der „Weinlaube" und mit der Abhängigkeit Christians vom Vater und den übrigen Geschwistern. Sie mußte die Sache vorher schon wohl bedacht haben, denn die Fragen kamen ihr ganz geläufig.

Christian war weder erstaunt noch betroffen, daß sie diese Dinge fragte; er schien im Gegenteil sich bei der Sache wohl zu fühlen, gab diese und jene Auskunft, kam selber ins Fragen und holte Uli und Barbara über Dinge aus, die deren Geldsack angingen, ganz wie sie ihm taten. Es war eine drollige Verhandlung. Um einander bequemer zu verstehen, bogen sich alle drei wieder über den Tisch, handelten hin und handelten her, gelassen, ja einander eine gewisse Rücksicht und Höflichkeit zollend, die wuchs, je mehr sie einer Einigung zusegelten. Am Ende bekam Uli das Wort, lachte und sagte: „Ja nun, so wärt ihr ja einig so weit."

Und Christian gab dem Mädchen die Hand. Dieses schlug ein.

Damit war es abgemacht, daß sie Mann und Frau würden, und war, als hätten sie um einen Acker oder ein Stück Vieh gemarktet.

Wie sie aber wohl zueinander paßten und einen guten Handel geschlossen hatten, das zeigte sich schon, als kurz darauf Christian sich zum Gehen anschickte und Barbara ihn bis vors Haus hinab geleitete. Es war ein gewitteriger Tag gewesen. Zweimal hatten sich die Wolken über Herrlibach entladen, der ganze Herrlibacher Berg lebte von Bächen und Bächlein, die von der Höhe niederschossen. Durch eine tiefe Mattenrinne dicht am Kollerschen Hause vorüber sprudelte

ein solcher Bach und war jetzt so lüpfisch und toll, daß er da und da und dort sich über die Ufer warf.

„Der Bach kommt wild heute," sagte Christian auf der Haustreppe zu seiner neugebackenen Braut.

„Jesus," fuhr Barbara auf. „Da ist sicher der Keller wieder voll Wasser."

Dann bog sie im Schuß um die Treppe herum und riß eine daneben liegende Tür auf, von der aus ein paar Steinstufen in einen Keller führten. Zwei kleine Fässer, eine Anzahl Kübel, ein Holzrechen und dergleichen mehr schwammen fröhlich darin herum, während zwei große Lagergebinde bis über den vorderen Spund im Wasser standen. Barbara fluchte eins. Dabei saß sie schon auf der Kellertreppe und zog Schuhe und Strümpfe aus. „So ist es noch nie gewesen," sagte sie, als sie barbeinig mit geschürztem Rock ins Wasser hinab und auf zwei Schaufeln zuwatete, die noch in einer Ecke standen. Sie griff sie auf, watete zurück und stieg wieder ins Freie.

„Gib her," sagte Christian und nahm ihr die eine Schaufel ab. Sein Rock lag schon abgeworfen draußen auf der Matte. Bald darauf standen sie ein Stück oberhalb des Hauses an einer Stelle, wo der Bach sein Wasser in breiten Güssen gegen den Keller warf, und hoben an, einen Damm aus Grasschollen und Steinen aufzuwerfen. Auch Christian hatte Schuhe und Strümpfe abgelegt und die Aermel hochgestreift, und bald arbeiteten sie mit einem wortlosen Eifer, so als hätten sie sich längst für den Tag verabredet. Sie arbeiteten sich sonderbar in die Hände; Zielbewußtheit und ein zäher Fleiß waren in ihrem Schaffen, so daß sie dem Schaden in kurzer

Zeit wehrten. Und als sie nachher im Keller das Wasser auszupumpen begannen, zeigte sich erst recht, wie beider Sinn auf dasselbe ging: den kleinsten Vorteil zu nützen und das Geringste zu verhüten, was den Schaden vergrößern konnte. Barbara brauchte dabei dem Verlobten keinerlei Anleitung zu geben, der wehrte sich schon wie für sein bluteignes Eigentum. Stumm, mit einer verbissenen Geduld taten sie ihr Werk und sahen es nachher mit einer gemeinsamen Befriedigung an. Sie gehörten in diesem Augenblick schon so fest zusammen, als ob sie jahrelang verheiratet gewesen, und waren innerlich so eins, daß unbewußt jedes das Interesse des andern als eignes empfand. Uli kam zu ihnen und half ihnen die Arbeit zu Ende bringen. Christian ging erst nach Hause, als es längst dunkel geworden war. Er schied von Barbara mit einem Händedruck und einem verlegenen Lachen, das sie ihm just wie den Druck zurückgab. Es schien jedem einzufallen, daß zum Verlöbnis etwelche Zärtlichkeit gehöre, zu der sich keines anzustellen wußte.

Daheim war keinerlei Ueberraschung, als Christian die Nachricht brachte, daß er sich mit Barbara Koller versprochen. Er hatte gegen keines von ihnen mit seinen Absichten zurückgehalten. David, der gerne las, saß eben über einem Buche und sah kaum davon auf, schüttelte sich nur heimlich. Eine wie die Barbara! Etwas so Häßliches tag seines Lebens um sich haben, das hätte er nicht ertragen! Martin lachte laut auf, als er Christians Neuigkeit hörte; dann aber reichte er in einer augenblicklichen Wallung dem Bruder die Hand und war der erste, der

ihm Glück wünschte. Vielleicht trieb ihn das Glücksverlangen dazu, das in ihm selber war, denn für gewöhnlich waren die beiden Brüder sich fremd, ließen jeder den andern seiner Wege gehen, zu verschieden, als daß einer den andern verstanden hätte. Rosa war übler Laune, weil eine Fremde in den Haushalt kommen sollte und weil sie mit Barbara keine Freundschaft hatte. Sie wollte wissen, wie alles eingeteilt würde, welche Räume das junge Paar bewohnen werde, wie man es mit dem Zusammenkommen halte, und zänkelte: Auf ihre Gesellschaft brauchte sie nicht groß zu rechnen, die neue Schwägerin! Von allen am wenigsten sprach Lukas Hochstraßer selbst. Er saß in breiter Ruhe an seinem Platz zu Häupten des Tisches, nahm Christians Mitteilung mit einem „So, so“ und einem „Du mußt wissen, was du tust,“ entgegen und mischte sich darauf in Rede und Widerrede der Jungen mit keinem Worte. Erst als Christian wiederum sich an ihn wendete, den Hochzeitstag festgesetzt haben und wissen wollte, was der Vater dazu sage, wenn er mit Barbara diese und diese Stube beziehe und David jene überlasse, half er verhandeln und entschied mit einem einzigen ruhigen Wort mehr als Söhne und Tochter mit langen eifrigen Gesprächen. Sie saßen an diesem Abend lange beisammen, aber immer wieder lehnte Lukas in den Stuhl zurück und schien nur wie von ferne den Reden der andern zuzuhören. Doch war es nur, daß er über diese Reden und sie alle an diesem Abend mehr nachsann als sie ahnten. Er sah und hörte, wie sie, fast unbewußt, um ihre Zukunft markteten, und während

er des einen und andern kleines Ziel erriet, erkannte er wiederum, wie er ihnen selber noch nötig war.

Lukas hatte heute ohnehin gelernt, daß er von der Arbeit in Hof und Land seine Hand nicht zurückziehen durfte. Bei seinem Fortgehen hatte Christian ihn gebeten, das Vieh zu hirten, und er hatte getan, was ihm früher tägliche Arbeit gewesen war. David war im Berg gewesen, auch keiner der Knechte just zur Hand, so waltete Lukas allein und mit einer innerlichen Freude seines Amtes. Aber er erkannte dabei mehr als bisher, wie in der kurzen Zeit, da er die Söhne gewähren ließ, schon manches anders geworden war. Ueberall gewahrte er die Spuren von Christians leidenschaftlicher Sparsamkeit und den Kurzblick, der über dem augenblicklichen Vorteil zukünftigen Schaden übersah. Ja, — es mahnte ihn immer wieder — er mußte hinter den Jungen stehen! —

Von seinem Verlobungsabend an schien Christians zähe Arbeitsamkeit noch zu wachsen. Er war der früheste und der letzte im Hause. Zu seiner Braut kam er nicht oft, es dauerte eine ganze Weile, bis nur in Herrlibach bekannt wurde, daß die zwei sich versprochen hätten. Nur zu dieser und jener Beratung erschien Barbara im Hochstraßer-Haus oder stieg Christian zu ihr hinauf. Es galt einigen Hausrat anzuschaffen, und gemeinsam suchten die beiden ein halbes Dutzend Schreiner in und um Herrlibach heim, unterhandelten über den Preis der Möbel und gemeinsam kauften sie nach und nach da ein Stück und dort ein Stück, da ein Gerät und dort ein

Geschirr, und wenn es zu Hause ankam, gab es ein Hinundher, ob es nicht da und dort noch billiger zu haben gewesen wäre. Lukas sah sie schalten und schüttelte den Kopf. „Seltsame Leute seid ihr," sagte er, „wir haben nicht gegeudet, die Mutter und ich seinerzeit, aber auf unsre Hochzeit hin hat die Freude den Geldsäckel in Händen gehabt, und die knickert nicht."

Zum Kopfschütteln gab das Brautpaar noch manchen Anlaß, sie waren in nichts wie andre Leute, und doch konnte keiner ihnen eine leise Bewunderung dafür versagen, wie sie gemeinsam und ohne Seitenblicke dem einen Ziel zustrebten, es zu etwas zu bringen. Sie wollten die Hochzeit nicht hinausschieben, einen Monat später schon sollte sie statthaben. Davon, daß daraus ein Feiertag werde, sprach schon kein Mensch. Die beiden gedachten zum Zivilstandsbeamten und in die Kirche und nachher ans Tagwerk zurück zu gehen. Bei solchem Anlaß Gäste zu haben, fraß Geld, und das hätten sie anderwärts nötig, sagte Christian. Dagegen beriet er mit David, dem Gemeindeschreiber, über allerlei Prospekte von Versicherungsgesellschaften für Feuer, Leben und Unfall. Er hatte jüngst gehört, daß die Familie eines Bekannten, der kaum einige hundert Franken eingezahlt hatte, nachdem er plötzlich gestorben, eine schöne Anzahl Tausender aus einer Versicherung erhalten und zu Wohlstand gelangt war, und saß nun ganze Abende über den Versicherungspapieren, studierte und schrieb und rechnete, sprach aber nicht von dem, was er plante. Martin lächelte hinter seinem Rücken: Der und sich versichern lassen, die Prämie würde ihn hundertmal reuen!

Martin selber, während der Bruder Schritt für Schritt bewußt und zäh und ohne seinen Tag mit Schöntun, Seufzen oder Jubeln zu verschnörkeln, der Ehe zu tat, kam auf seinen Freitwegen langsamer vorwärts. Brigitte Fries schien keinen Gedanken daran zu haben, daß aus ihrer jungen Bekanntschaft etwas Ernsthafteres werden sollte. Sie war weniger scheu, kam ganz gern herzu, wenn Martin sich beim Vater blicken ließ, aber sie hatte eine noch kindlich unschuldige Art, die ihr wie eine Wehr gegen Andeutungen und Schmeicheleien Martins war. Hie und da schien es wohl, als leuchte ihr Blick plötzlich auf, wenn der seine ihn traf, es wiederholte sich auch, daß sie ihm einen Händedruck zurückgab, aber jedesmal faßte sie dann eine jähe Scheu, und aus Wort und Gebärde konnte er nachher deutlich erkennen, daß sie gleichsam für die Liebe noch nicht wach war und ohne es zu wissen wie eine geheime Angst vor diesem Erwachen empfand. Er aber, der Schürzenjäger, der sich vor sich selbst mehr als einmal gerühmt, daß keine ihm widerstände, war diesem Kinde gegenüber zaghaft und sah Tag um Tag seines Urlaubs verstreichen, ohne zu wissen, wie er seinem Ziele nahe komme, und ohne den Mut zu haben, einen raschen Schritt demselben entgegen zu tun.

Der Urlaub ging zu Ende. Martin der Leutnant meinte, daß in seinem Leben nie so flügge Zeit gewesen. An zwei Abenden, seinen letzten in Herrlibach, saß er noch unten bei dem Kapitän und seiner Tochter und hatte sich an jedem vorgenommen: Wissen willst du nun, wie du mit dem Mädchen daran bist, und beide Male

fehlten ihm Mut und Gelegenheit, und er hatte noch eine schlaflose und schlimme Nacht, ehe er wieder nach St. Felix und in seinen Dienst zurückfuhr. Das Verlangen nach dem Mädchen schüttelte ihn. Ihre Unschuld war wie eine Mauer, die er nicht zu erklimmen vermochte. Am Morgen seiner Abreise ereignete sich das Erstaunliche, daß Martin Hochstraßer mit hängendem Kopf und flügellahm den Weg durch das Dorf tat, der ihm sonst immer eine Art Triumphstraße gewesen. Daran war das Mädchen schuld, das am selben grauen und unfreundlichen Morgen mit dem Vater ans Fenster trat, als er nach der Lände schritt, ihn noch grüßte und ein paar harmlos fröhliche Worte ihm auf die Reise gab.

Der alte Fries und Brigitte winkten ihm nach, als das Schiff abstieß, freundlich, wie man einem guten Freunde winkt, und Martin stand auf der Hinterseite des Schiffes, winkte zurück und wußte, daß er am ersten Sonntag wieder da sein würde. Er war auf einmal wie mit heimlichen Seilen an dieses Herrlibach gebunden.

Am gleichen Tage, an dem sein häufiger Gast ins Militär zurückgereist war, tat Gotthold Fries einen Gang, den er lange vorgehabt. Sie sahen ihn in den Straßen von Herrlibach nicht häufig; so reckten sie die Hälse nach dem kleinen alten Mann, der in dunkelm, ihm wohl stehendem Gewand von fast militärischem Schnitt, die Schirmkappe auf dem weißen Haar und die Hände auf dem Rücken, gemächlich den Berg nach dem Hause „zur Weinlaube" hinauf stieg. Er grüßte, wenn sie ihn grüßten, sonst schritt er still und fast fremd an ihnen vorbei; denn er war immer ein in sich

gekehrter Mensch gewesen und war es mehr, seit er sich aus der lauten Arbeit in die behagliche Feierabendstille zurückgezogen hatte. Lukas, den er suchte, fand er im Hause nicht, aber Rosa, auf die er stieß, war nicht unfreundlich und meinte, in den nahen Reben, wenn es ihm nicht zu weit sei, werde er den Vater treffen. So machte sich Gotthold Fries so langsam wie er gekommen war, nach dem Weinberg auf, den sie bezeichnet hatte, und sah bald, durch eine der schnurgeraden Gassen hinaufblickend, zwischen den Stöcken hoch oben den Bauern stehen, der beschäftigt war, hängende Schosse hochzubinden. Der Alte verschnaufte und nahm auch diesen Weg noch unter die Beine, immer im gleichen gemächlichen Gang und die Hände am Rücken über den steinigen Boden hinansteigend. Die große Gestalt Hochstraßers war ein guter Wegweiser, sie ragte, obgleich er gebückt stand, über den Blätterwald hinaus. Dem Näherkommenden aber drängte sich der Gedanke auf, daß in der Art, wie der große und starke Mann sich zu seinen Weinstöcken niederbog, eine seltsame Güte liege, eine fast zärtliche und dankbare Sorglichkeit, und er wunderte sich auf einmal nicht mehr, warum, wie die Rede ging, unter Lukas Hochstraßers Hand Pflanze und Frucht sonderbar gediehen. Es war eine leichte Verlegenheit an ihm, als er sich dann Lukas vollends näherte. Dieser hörte seinen Schritt, richtete sich auf und grüßte ihn. Seine Stimme klang tief und schön durch die Stille des Weinbergs. Der graue Tag war in einen lichteren Abend vergangen mit ein wenig Sonne über den Rebhügeln, ein wenig Gold über dem See in der Tiefe und

ein wenig Gold in der Ferne, wo grünes Feld und blauer Himmel sich trafen.

„Da sieh," sagte Lukas Hochstraßer, „das heiße ich einen erwarteten Gast. Jeden Tag habe ich gemeint, daß Ihr einmal kommen würdet, Kapitän." Er hing den Bast, der ihm in der Hand geblieben, über den nächsten Stock und schlug sich die Hände vom Staub rein.

Fries meinte, daß er lange einmal habe kommen wollen, stockte dann und fügte nach kleiner Weile bei, daß aber dennoch heute ein besonderer Grund ihn herbringe.

„Wenn es Euch recht ist," sagte Lukas und wies nach einer Bank, die in der Höhe auf dem den Rebberg abgrenzenden Wiesensaume stand, „da oben säße sich's gut an einem Abend wie heute."

So stiegen sie zu dieser Bank hinauf und ließen sich nieder. Es war ein freier, köstlicher Sitz, der Schein der Sonne lag darüber wie über dem ganzen Berg, und die Gestalten der zwei Männer mochten weithin sichtbar sein in dem unendlich klaren Lichte, das sie umfloß. Lukas saß mit über die Lehne geworfenem Arm. „Hält sie auch, die Bank?" hatte er lächelnd gemeint, als er sich gesetzt hatte, und das Holzwerk ächzte freilich, wenn er sich bewegte. Aus seinem Blick strahlte eine reiche Kraft, die nichts mit dem Lichte des Abends gemeinsam, die noch das Feuer des Mittags hatte. Gotthold Fries erschien fast älter als sonst und klein und schwächlich. Sein weißes Haar glänzte, und als er vollends die Kappe abnahm und sie neben sich legte, lag es wie Schnee über seiner braunen Stirn.

Sie kamen bald auf das zu reden, was Fries hergeführt hatte.

„Ihr werdet wissen, wie häufig der Leutnant bei uns gewesen ist in letzter Zeit," begann Fries.

Lukas lachte. „Gewiß weiß ich es," sagte er, und der andre fuhr fort:

„So blind bin ich nicht, zu meinen, daß er meinetwegen gekommen ist."

„Eurer Tochter wegen," sagte Lukas offen.

„Ihr versteht, daß mir das zu denken gibt," antwortete Fries. Dann hob er in einer stillen und bescheidenen Art von seinem Leben zu erzählen an, wie er spät geheiratet, seines Dienstes halber nie ein rechtes Familienleben genossen und über diesem Dienste auch vergessen habe, sich ein paar Menschen zu sammeln, mit denen man in Freundschaft sein bißchen Leid und Freude teile, daß seine Frau die einzige gewesen, an die er sich jemals näher angeschlossen, und daß das späte Kind einer späten Ehe, als ein Teil dieser Frau, deren Erbe in seinem Herzen so völlig angetreten habe, daß ihm manchmal scheinen wolle, er lebe überhaupt nur in diesem Kinde. Er sprach mit leiser und bebender Stimme, zuweilen hob er eine Hand, um einem Worte Nachdruck zu geben, und dann zitterte auch die Hand; es war nicht schwer zu erraten, wie jedes Wort aus seinem Innersten kam und wie eine machtvolle innerliche Erregung ihn zu jedem Worte drängte. Er sprach weiter von Brigittens argloser Jugend, davon, daß sie ängstlich behütet, keinerlei Weltwissen und Welterfahrung habe. „Darum," meinte er, und in seinem Ton war eine Entschuldigung, „Ihr mögt es verzeihen — versteht sie auch kaum, was

Euer Sohn von ihr will, ist sie noch nur halb wach für das, was er von ihr wissen möchte." Er wendete sich dann mehr nach Lukas um und sah mit einem suchenden Ernst an dem großen Mann hinauf und zugleich mit einem männlichen Vertrauen, so daß er nichts hinzuzufügen brauchte, vielmehr schon in seinem Gesichte alles lag: Du bist so gerade, Lukas Hochstraßer, daß ich weiß, es wird mir keiner die Wahrheit sagen wie du. Kannst du mir zu deinem Sohne raten?

Lukas hatte sich noch mehr hintenübergelehnt, etwas Weitschauendes kam in seinen Blick, als streife dieser fern in den Abend hinaus, dort wo er am goldigsten und verlorensten war, aber er sah nicht über die wirklichen Felder und Höhen hin, sondern weit und klar in sein eigenes Leben hinein. „Seht Ihr, Gotthold Fries," hob er endlich zu sprechen an, und seine Stimme klang gedämpft, Wort um Wort kam wohl besonnen aus ihm heraus, „da habt Ihr von etwas zu reden begonnen, was mir selbst letztlich oft und oft zu schaffen macht. Als meine Frau starb, fiel mir ein, daß eine Grenze ist, an der die Jugend ans Recht kommen und die Alten abtreten müssen, und ich sagte mir: du sollst den Mut haben, selber über die Grenze zu gehen, Lukas, und ehe du hinübergetrieben wirst. Da habe ich die Söhne auf eigene Füße gestellt. Die Faust sitzt ihnen nicht mehr im Genick wie früher, und darum — es kann kein Mensch für den andern gutstehen, auch für sein eigenes Blut nicht — so kann ich Euch nicht sagen: Gebt Euer Mädchen meinem Sohn; ich bürge Euch für ihn! Er hat seinen besonderen Weg, auf dem ich nicht

immer hinter ihm sein kann. — Aber —" Lukas stockte und vollendete dann, „wünschen möchte ich es wohl, daß Ihr ihm das Mädchen gäbet."

„Es ist nicht leicht, das Rechte zu wissen," sagte der Kapitän.

Eine Weile blieb es dann still zwischen ihnen; in Gedanken vertieft saß jeder da, bis Lukas in stärkerem und entschlossenem Tone sagte: „Laßt Zeit, Fries! Laßt das Mädchen aufwachen, und den Sohn laßt zeigen, was er ist. Kommen wird es, wie es muß. Wir beide müssen inzwischen die Augen offen halten."

Er stand auf. Gotthold Fries nickte nachdenklich in sich hinein: „Recht habt Ihr," sagte er, „Zeit lassen und die Augen offen halten. Und wenn mir meine zufallen sollten, meine ich — —"

Lukas verstand ihn. Er streckte dem andern die Hand hin, als er stockte. „Wenn es not tut," sagte er, „soll Euere Tochter sich an mich halten."

Es klang schlicht, fast trocken, aber Gotthold Fries wußte irgendwie, daß er Brigitte eben in eine sichere Obhut gegeben hatte. Auch er erhob sich. Seite an Seite schritten die beiden Männer den Reben entlang der Straße zu, die drüben bergab und ins Dorf führte. Das klare Licht lag noch immer über ihren Gestalten, der großen des Bauern und der verwitterten des Kapitäns. Sie sprachen von dem und jenem, eine schöne Ruhe lag in allem, was sie sagten. Und sie empfanden jeder des andern wohltuendes Wesen und jeder sah den andern gern an seiner Seite gehen.

Siebentes Kapitel

David Hochstraßer, der Schreiber, und der Knecht Longinus standen im Wald im Herrlibacherberg und schlugen Kurzholz um. Sie hatten Hemd und Hose an, waren barhaupt und barfuß. Es war ein heißer, strahlend blauer Tag. In seine goldene Glut hinauf ragten die grünen, schlanken, duftenden Kronen der Tannen und glänzten, und die Hitze zitterte über den Nadeln, als brennten heimliche Lichter in den Zweigen.

Longinus schnupperte. „Wie das riecht," sagte er, „leben ließe es sich heute wieder einmal." Dabei ruhte er zum hundertstenmal vom Bücken aus und schob sich das große rote, weißgetupfte Nastuch zurecht, das er seinem kahlen Schädel zum Schutz sich um den Kopf gebunden. Wie er so dastand, war er wie ein riesiger Fliegenschwamm: der runde kleine Mann, das rotweiße Tuch um den großen Kopf. Er blinzelte in die Sonne: „O du schöne Welt!" sagte er. Nachher sammelte er wieder ein paar Aeste, die David mit einem kurzen Beil aus dem niederen Gestrüpp des Waldes schlug.

David stand ganz in den Zweigen, Blättern und Dornen versteckt und schlug sich langsam eine Lichtung. Ein Summen von Fliegen und Käfern war um ihn, er tat mechanisch seine Arbeit und schaute mit hellen Augen in den dichten, da und dort von der Sonne geheimnisvoll erleuchteten Wald, der eine grüne Farbenorgie war, von der tiefen, fast schwarzen Färbung schattiger Moose bis zum Gelb der jungen, zur Sonne sich wen-

denden Blätter der wilden Haselnuß und zum leuchtenden Grünweiß kleiner Blüten, die aus den Waldtiefen schienen. Als David sich aber umwendete und aus dem Buschwerk trat, war über dem sonst eckigen Menschen etwas von der Frische und der Kraft des jungen Waldes. Das Licht lag ihm heiß auf Gesicht und Haar, die beide hell waren, seine nackten Arme leuchteten, und das weiße Hemd stach aus dem Grün hervor. „Es ist zu heiß zum Schaffen," sagte er und warf sich ins Gras der kleinen Waldwiese, von der aus sie ihre Arbeit begonnen hatten. Ein paar hohe Bäume hielten ihre Kronen über ihn, daß die Sonne ihn nicht erreichte und sein Blick doch frei nach dem Himmel gehen konnte.

„Das heiß' ich keinen dummen Gedanken," sagte Longinus, kam heran und streckte sich neben David hin; seine Bewegungen waren faul und langsam, und er lag wie ein Sack im Gras. „Ja, ja," gähnte er dann und blinzelte nach dem Haufen Holz, das sie aufgeschichtet hatten, „jetzt haben wir schon ein schönes Stück Ruten beiseitegemacht." Er war so zufrieden mit sich, als ob er für drei gearbeitet hätte.

„Daß heute die Kesselflicker nicht herumstreichen," hob er nach einer Weile wieder an.

David antwortete nicht. Er staunte in die Ferne und hatte das in sich, was ihn in der Kanzleistube daheim nie lange litt und was ihn überall zu einem schlechten Arbeiter machte, ein unbestimmtes Verlangen: Das möchtest jetzt! Dorthin möchtest gehen! Das wolltest einmal sehen können! Was er haben und sehen, wohin

er gehen möchte, hätte David Hochstraßer keinem je sagen können, weil er es selbst nicht wußte.

„Jetzt hast du das Mädchen noch immer nicht gesehen," warf Longinus abermals hin, und wieder hörte der andre kaum, was er sagte, dann aber richtete er sich, auf einen Ellenbogen sich stützend, langsam auf. Ein Pfeifen kam durch den Wald.

„Das wird einer von ihnen sein," murrte der Knecht. „Welsche sind es. Sie hocken schon sechs Tage da oben am Wald mit ihrem Karren. Es sieht bald aus, als ob sie in Herrlibach übersommern wollten."

Das Pfeifen kam näher und entfernte sich wieder. Die Büsche knackten bald da bald dort, wie wenn ein springendes Tier hineinbräche, plötzlich glitt jemand mit einem „Trala" unweit der beiden Daliegenden aus dem Walde und nach einer Stelle hinüber, wo reife Erdbeeren in Menge auf brauner Rodung wuchsen. Longinus wollte auflachen, aber David stieß ihm ärgerlich die Faust in die Seite. So schwieg er, und das Mädchen im braunen zerrissenen Rock, schlechten Schuhen an nackten Füßen, kurzärmeligem schmutzigem Hemde, das den schlanken braunen Hals bloß ließ, räumte eine Weile lang unter den Erdbeeren auf, ohne daß sie die Männer bemerkte. Dann wendete sie sich, den kleinen Blechkessel, in den sie die Beeren sammelte, beiseitestellend, und fuhr mit einem „Dio santo" zurück.

David Hochstraßer lachte. „Ist das die?" fragte er den Knecht.

Longinus nickte und setzte sich auf. Mit den kleinen Blinzaugen betrachtete er das Mädchen.

Fast war es, als ob er vor Behagen schleckte, so wohlgefällig ließ er seine Augen über ihre schlanke Gestalt spazieren. Sie war aufgestanden, ungewiß ob sie gehen oder in ihrer Arbeit weiterfahren sollte, aber den Schrecken hatte sie leicht überwunden und sah mit einem freien Blick auf die Männer.

„Mach weiter," sagte David.

Da bückte sie sich wieder. Er saß halb aufgerichtet, und sie führten, während die Fremde Beeren sammelte, in kurzen Sätzen ein Gespräch. Das Mädchen sprach den Herrlibacher Dialekt so gut wie die zwei andern; nur leise klang ihre Muttersprache dabei an. Wieso das komme? fragte David.

Bah, sie kämen schon manches Jahr über Sommer ins Land. Freilich da oben am Wald hätten sie zum erstenmal eingestellt, gab sie Bescheid. Wenn sie sprach, blinkten ihre Zähne, nicht so auffallend wie sonst wohl bei fahrendem Volk, aber doch weiß und stark und ihre Augen, die einen ernsthaften ruhigen Blick hatten, sahen David bei jedem Worte fest an. Als sie den Platz von den schönsten Früchten gesäubert hatte, erhob sie sich wieder, da fiel ihm erst auf, wie schön sie gewachsen war. Eine schlanke junge Lärche stand hinter ihr, die war nicht gerader und stärker als sie. Nun wollte sie gehen, aber er stand auf und hielt sie im Gespräche fest. Sie strich das unordentliche Haar aus dem schönen, ebenmäßigen Gesicht und trat mit ein paar Schritten näher, aus der Sonne hinweg. Er fragte sie nach dem Land, wo sie herkomme, und als sie einen Ort am Langensee genannt

hatte, wollte er wissen wie es da sei, ob das und das in Ponte dem und dem in Herrlibach ähnle, die Häuser, die Ställe, die Reben, das Vieh. Sie lachte manchmal, weil er so vieles fragte, was ihr natürlich schien. Häufig begegneten sich ihre Blicke, ein paarmal senkten sie sie unwillkürlich, bald das eine, bald das andre, nach einer Weile gewöhnten sie sich und ließen die Augen ineinander schauen, taten es bald absichtlich und lange. So eifrig wußten sie zu reden, daß, als das Mädchen sich zu entfernen Miene machte, David neben ihr herging in die Büsche hinein, plaudernd, bis an den Waldrand, wo sie zwischen den Stämmen hindurch den grünen Vagantenwagen stehen und einen Mann und ein Weib, auch ein paar Kinder sehen konnten.

Den Knecht hatten sie sitzen lassen, wo er saß, und er lachte einmal in sich hinein und nickte dann vornüber. Als David nach einer Weile wiederkam — die Welsche war aus dem Wald getreten — wiegte des Longinus nackter Kopf, von dem das Tuch geglitten war, im Halbschlaf auf und nieder. David aber griff zum Beil und hob ein Arbeiten an, als sollte der ganze Wald noch am gleichen gesegneten Nachmittag geschlagen werden. Sein Gesicht war heiß. Er sagte kein Wort.

Longinus krabbelte endlich vom Boden wieder in die Höhe und half bei der Arbeit mit. „Das wäre eine, du, he," rief er David an. „So eine läuft in ganz Herrlibach nicht herum. Und das muß einem Korbflicker ins Nest fallen."

„Eine feine ist die," sagte David, sich umwendend, das Wort sprang wie ein Ausruf aus

ihm heraus, und er sagte es nur halb zu dem Knechte gemeint. Sein Blick sah irgendwo anders hin dabei und glänzte.

Das Glänzen blieb in den Augen David Hochstraßers, als er nach Stunden den Wald verließ und gedankenlos mehr gearbeitet hatte als vielleicht je vorher, und war darin den Abend daheim und den folgenden Tag. Und an diesem Tag schlenderte er an den Wald hinauf, wo der Vagantenwagen stand, an diesem Tag und an manchem, die folgten. Wie zufällig hatte er immer da oben herumzustreichen.

Lukas, dessen Auge überall war, wußte bald, wo er seine Stunden vergeudete und warum er jetzt bei der Arbeit auf dem Lande, jetzt in der Gemeindekanzlei fehlte. Er stellte den Sohn. „Du bist kein Knabe mehr und es ist keine Art, am hellen Tage stundenlang herumzufaulen."

David duckte sich. Das Blut stand ihm heiß im Gesicht. Er war kein eigentlicher Müßiggänger, und der Tadel traf ihn. Aus seiner Versonnenheit wach gerüttelt, warf er sich mit einem heißen, unruhigen Eifer über die Arbeit; alte, vernachlässigte Register trug er nach, Protokolle, die sonst langsam gediehen, wurden im Handumdrehen fertig, keiner, der auf die Kanzlei kam, brauchte mehr auf ihn zu warten. Christian aber hatte eine Hilfe am Bruder wie nie zuvor und blickte oft verwundert von der Seite nach dem Verwandelten. Nur des Abends war er nicht mehr bei ihnen. Darauf aber achteten sie nicht, weil ihr Haushalt ohnehin seit einiger Zeit zerrissen war.

Christian hatte geheiratet, hatte die Barbara

Koller aus ihrem Hause heruntergeholt, wie man eine Ware vom Markt holt, ohne Sang und Klang. Auf dem kurzen Umweg über den Zivilstandsbeamten und die Dorfkirche, einem Umwege, an dem keine Festwimpel hingen und keine Hochzeitsmusik spielte, ja kaum ein paar Gaffer standen, brachte er sie ins Haus zur Weinlaube. Da wohnten sie nun, in dem Hausteil, den früher Vater und Mutter inne gehabt. Die große Wohnstube war ihre Stube, und Barbara stand in der Küche, wo Rosa geschaltet hatte. David hatte seine Kammer und die Kanzleistube für sich, Lukas aber war mit der Tochter ganz in den Anbau verwiesen, wie es Weltlauf, daß die Jungen die Alten aus ihrem Eigen drängen. Ihre Mahlzeiten hielten sie nicht mehr gemeinsam wie ehemals. „Es hält sich besser Freundschaft, wenn man sich nicht zu nahe ist," sagte Lukas. Er und Rosa hätten von dem jungen Ehepaar wenig oder nichts sehen müssen, wenn sie nicht gewollt hätten. Die Türen zu den beiden Hausteilen lagen wohl nebeneinander, aber eine Holzwand trennte die Treppen, und nur ein kleines Fenster gab von der einen Ausblick auf die andre; aber war es durch dieses Fenster oder auf andre Weise, Rosa sah alles, was in des Bruders Haushalt geschah, und sie hielt nicht mit dem zurück, was sie von diesem Haushalt dachte.

„Ihr solltet einmal hinübersehen, Vater, ob sie nicht verhungert sind," warf sie eines Tages hin, als sie selber mit Lukas am Mittagstisch saß, und als dieser schweigend weiteraß, wurde ihr herbes Gesicht gelb, ihre Lippen noch schmaler

als sonst. „Nicht einmal Sonntags trägt sie Fleisch ins Haus, die Schwägerin,“ fuhr sie fort.

Da hob Lukas das Gesicht und sah sie groß und ernsthaft an.

Sie errötete jäh. „Es ist wahr,“ eiferte sie.

Er antwortete noch immer nicht, nahm nur den Blick, der einen aus Mitleid und Tadel gemischten Ausdruck trug, nicht von ihr.

„Was seht Ihr mich so an?“ fragte sie in gequältem Ton.

Da sagte er: „Du tust mir leid, Mädchen, ich weiß nicht, woher du deine enge Seele hast.“

Damit hatte er mit einem Schlage erreicht, daß die Tochter in seiner Gegenwart nie mehr sich in hämischen Worten über andre vergaß. Aber er wußte, daß die beiden Frauen doch in einer unwillkürlichen und verhaltenen Feindschaft nebeneinander hinlebten, vielleicht weil beide manches Gemeinsame in ihrem Charakter hatten, vor allem den Geiz, der bei Barbara mehr auf die Aeußerlichkeiten des Lebens ging, während er bei Rosa befremdlicherer Art war, so daß sie nicht mit Geld und Gut geizte, sondern gleichsam mit sich selber, indem sie, was gut an ihr war, vor allen Menschen versteckte, als wären sie nicht wert, daran teil zu haben. Lukas sah, wie die zwei jungen Weiber mit trockenem Gruß aneinander vorübergingen, wo sie sich trafen, und keine der andern Wirkungskreis betrat. Wie die Wand zwischen den zwei Treppen war zwischen ihnen eine Scheidewand und keine machte ein Hehl daraus, daß die andre ihr zuwider war. Barbara wußte aber kaum, warum sie die Schwägerin nicht mochte, in Rosas Abneigung dagegen lag etwas wie

Größe. Sie war Barbara gram, weil sie sich in den Kreis der Ihrigen und in ihr Leben gedrängt hatte und rechtens Anspruch auf Freundschaft und Zuneigung erhob, die sie, Rosa, selbst viel Näherstehenden nicht gewährte. Lukas wußte aber auch, daß seine Tochter mit ihrem Spotte über den Haushalt Christians nicht log. Er blickte zuweilen drüben in des Sohnes Stuben, in denen die kargen Möbel standen, kaum das nötigste Gerät, dessen sie bedurften, und lange nicht genug, die großen Räume zu füllen. „Das müßt ihr euch besser machen," sagte er und wußte doch, daß sie es nicht tun würden, sandte darum aus seinem eignen Bestand dies und jenes Stück: „da stellt ihr das hin und da das!" So sehr aber waren sie mit ihren Plänen für die Zukunft und dem Ausbau derselben beschäftigt, daß sie die Demütigung nicht fühlten, die in des Vaters Hilfe lag. Vom ersten Tag an war in ihrem gemeinsamen Leben ein gemeinsames Ziel: Hablich wollten sie werden! Sie träumten aber nicht von Lebensgenuß, den ihnen die spätere Hablichkeit verschaffen sollte, sondern dachten der Batzen, die in wohl verschlossenem Schranke, der Papiere, die ihnen einmal auf sicherer Sparkasse liegen sollten. Dabei lebten sie ein eigentümlich friedliches Leben und wuchsen fester zusammen als manche, die sich von der vielgepriesenen Liebe zusammenschweißen ließen. Tagsüber sahen sie einander oft nur bei den Mahlzeiten; denn Christian besorgte sein Gut mit einem zähen Fleiß und säumte nicht lang im Hause, wo Barbaras Arbeitsfeld lag; aber nach Feierabend saßen sie gemeinsam über den Tisch gebeugt und besprachen, was

in Stall, Scheune oder Land während des Tages sich ereignet hatte, rechneten an der und jener Ausgabe oder Einnahme herum, ob sie zu machen oder wohl gemacht sei, und stiegen mit ihrem Planen und Berechnen bis in die späten Jahre hinauf, in denen ihr Hausen seine Früchte getragen haben mußte. Auch über den Lebensversicherungsprospekten saßen sie wieder, die für Christian zu einer Art Steckenpferd geworden waren, und es gewährte ihnen ein eignes Vergnügen, voreinander hinzumalen, wie einer, der nur ein paar hundert Franken zahle, plötzlich sterben und seine Familie durch seinen Tod reich machen könne.

„Hunderttausend Franken wäre so ein Nimms," sagte Christian, als sie wieder einmal jedes in ein paar Blättern studierten. Er sah an seiner Frau hinauf, in den Mundwinkeln saß ihm das sparsame Lächeln, das ganz selten nur und fremd aus den Hautfalten, die den Mund umgaben, gleichsam aufblühte.

Barbara fuhr mit dem dürren, mit Sprüngen und Rissen gezeichneten Finger einem Satze nach, den sie las. „Auch wenn einer sich selber umbringt, bekommt die Frau das Geld, steht da," sagte sie.

„Je jünger einer in die Versicherung geht, desto besser," warf Christian, aus seinem Blatte lesend, ein.

Barbara hing mit den Gedanken immer noch an dem, was sie gelesen hatte. „Es wird sich einer schon nicht selber umbringen deshalb," spann sie langsam ihre vorigen Worte aus.

Christian schien nicht auf sie zu achten. Bald darauf nahm etwas andres, das sie lasen, ihre Aufmerksamkeit gefangen.

Aber viele Abende saßen sie so, lernend und berechnend, die Köpfe nahe beieinander, die beiden eignen, scharf gebogenen Nasen in die Prospekte gesteckt, und hatten etwas von Späne hackenden Spechten. Sie hackten auch einen richtigen Span zurecht; denn eines Tages legte Christian die Hand auf Barbaras Arm und sagte mit plötzlichem Anlauf: „Was meinst, wenn ich es täte?"

„Zwanzigtausend?" fragte sie.

„In fünfundzwanzig Jahren wird es ausbezahlt," erklärte er. Dann besannen sie sich auf und ab, und als sie sich an dem Abend zu Bett legten, hatten sie den großen Entschluß gefaßt: Versichern wollte sich Christian lassen.

Sie säumten auch nicht lange, den Entschluß auszuführen, hatten vielmehr eine lustige Eile, das Geschäft abzuschließen. „Jeder Tag ist Geld," meinte Christian. Als sie jedoch den Versicherungsbrief richtig in Händen hatten, schien ihr zäher Arbeitsfleiß erst recht gewachsen. „Jetzt heißt's schaffen und sparen, daß die Prämie herauskommt," sagten sie zu Lukas, als der sie nach dem Fieber von Sparsamkeit fragte, das sie vollends angekommen.

Was Wunder, daß die Uebereifrigen, immer nur vor der eignen Tür Kehrenden nicht merkten, daß der neben ihnen wohnende David abends oft außer Haus war. So wußten sie lange nicht, daß dieser den Herrlibacher Berg hinauf strich und mit den welschen Kesselflickern eine Art Freundschaft angeknüpft hatte.

Am Waldrand war jeden Abend eine merkwürdige Gesellschaft beisammen. Der lange grüne Wagen stand auf niederen starken Rädern am

Waldsaum, hatte kleine Fenster auf beiden Seiten, eine Tür und eine Hängetreppe auf der Rückseite, ein Kamin auf dem Dach. Drei nicht übersaubere Kinder krabbelten herum bis lang nach Dunkelwerden. Die Kesselflicker selbst pflegten um die Zeit, da David heraufgeschlendert kam, um dasselbe Feuer sitzend ihre Abendmahlzeit zu halten, an dem sie tagsüber ihre Kupferpfannen und Kessel zur Bearbeitung heiß werden ließen. Die Beine lang ausgestreckt, saßen die drei braunen, mit flickigen Joppen und Manchesterhosen bekleideten Männer, Giovanni Dorta und seine beiden Söhne, da. Dem Alten hing ein langer, grauschwarzer, verwilderter Bart auf die Brust, aber er hatte im braunen Gesicht einen Ausdruck männlicher. Ruhe und Ehrbarkeit, die Jungen waren schöne Bursche mit dunkeln Haar und schwarzen glänzenden Augen. Der ältere, Giovanni, trug einen schwarzen Schnurrbart, dem andern, Ernesto, keimte er erst. Beide waren laut und beweglich, wie es welsche Art. Neben dem Vater saß sein Weib, früh häßlich geworden, mit Runzeln im zerstörten bleichen Gesicht, das Haar wirr und unordentlich am Kopfe aufgesteckt. Sie ging in einem dunkeln Kleid ärmlich und verlottert und doch nicht bettelhaft. An der ganzen Familie war vielmehr etwas, was sie über das übrige Landstreichervolk erhob; es mochte sein, weil sie im Winter festen Wohnsitz und immerhin das ganze Jahr einen nicht uneinträglichen Beruf hatten. Margherita, das Mädchen, stand am Feuer und kochte und reichte nachher die Maispfanne in den Kreis. Dann ließ auch sie sich zwischen Mutter und Brüdern nieder.

Wenn alle saßen, kam David Hochstraßer langsam und als brächte ihn der Zufall her, über sie. Als er sich das erstemal näherte, drückte er sich verlegen herum und hob ein Gespräch an, auf das die Welschen nicht recht eingingen. Nur die Margherita tat bekannt, lachte und warf den Brüdern ein Wort hin, da und da habe sie den jungen Menschen kennen gelernt! Er aber stand wie angeklebt und wußte doch bald nichts mehr zu sagen, ging dann auch endlich davon, weil er sah, daß sie sich über sein Dastehen wunderten. Hinter ihm her lachten die Brüder ihn aus. Als er aber Tag für Tag sich an sie heranmachte, hatten sie bald heraus, was ihn hertrieb; er hing die Blicke auffallend genug an die schlanke Margherita. Der Alte und das Weib waren freundlich zu ihm und hießen ihn sich zu ihnen setzen. Bald machte es sich, daß er in den Kreis am Feuer gehörte wie sie selber. Der blonde, glattwangige Bauer mit dem hellen Gesicht nahm sich sonderbar aus unter dem rußigen Volk. Die Burschen lachten von weitem, wenn sie ihn kommen sahen, und foppten die Schwester; die aber lachte mit und tat, als kümmere sie nichts, und doch hatte sie nachher in ihrem Benehmen gegen David etwas, was ihn lockte und fernhielt zugleich, und wußte das Feuer zu schüren, das ihm Herz und Kopf heiß machte.

David wurde wärmer, je öfter er kam, und je weiter die Bekanntschaft vorrückte, um so mehr verlor er Scheu und Eckigkeit. Die Burschen fuhren fort, zu spotten, und warfen allerlei Anzüglichkeiten hin, wenn er bei ihnen saß, aber er gewöhnte sich daran, sich nicht um sie zu kümmern,

ließ sie reden und hielt sich an die Margherita, als ob sie allein da wäre. Das Mädchen stand ihm Rede, scherzte mit ihm, leuchtete ihn auch manchmal mit einem langen Blick ihrer schönen braunen Augen an, aber als er einmal nach ihrer Hand faßte und sie heimlich zu halten glaubte, hob sie plötzlich die ihre und zeigte lachend den Brüdern, wie die seine sie umspannte; etwas Ausgelassenes war in ihrer Art. Schon am nächsten Tage aber, als die Rede darauf kam, daß sie mit ihrem Wagen bald weiterziehen würden, verstummte sie wie in einer plötzlichen Trauer, verließ David, stieg in den Wagen und kam nicht mehr zum Vorschein. So zeigte sie ein seltsam wechselndes Wesen, das David, den Zerfahrenen und Versonnenen, völlig verwirrte. Das Bild des Mädchens gewann aber vor seinen Augen täglich an Schönheit, und er, der schon vom schönen See, vom roten Abendhimmel und dergleichen Prächten die Augen schwer gelöst hatte, kam nicht mehr los von ihr. —

Die Zeit, da die Kesselflicker weiter talwärts zu ziehen gedachten, war plötzlich da. Morgen, hatte die Margherita gesagt, würden sie reisen. Am letzten Abend hatte David Hochstraßer das Erlebnis, das ihn dem Mädchen mit Leib und Seele verschrieb. Er war zu Hause schwer losgekommen. Der Vater hatte bei Christian und seiner Frau gesessen und sie hatten ihn, David, im Gespräch festgehalten, bis er fast jäh und ohne einen Grund für sein Fortgehen anzugeben, die Stube verließ. Jetzt stieg er langsam den dunkeln Herrlibacher Berg hinan. So eilig hatte er es gehabt, daß er barhaupt und in Hemdärmeln war.

Sein weißes Gesicht und helles Haar stachen wie das Hemdlinnen vom Dunkel der Nacht ab, so daß der ganze Mensch sich als etwas Freundliches und Heiteres aus dem Düster des Berges heraushob. Als er aber an die Waldhöhe kam, war da oben der Mond hinter den Tannen heraufgeglitten und stand wie eine weiße, nie gesehene Blume und wie aus den schwarzgrünen Wipfeln herausgewachsen über dem Walde. Sein Licht sickerte zwischen den vordersten Bäumen hindurch auf die wenig befahrene Straße, die am Waldrand hinführte, und lag wie silberner Schaum hier auf einer braunen Scholle, dort auf einem Büschel schwarzen Grases. Der Wagen der Welschen stand im Schatten; um ihn war es still, niemand war zu sehen, als sei in dem grünen Gehäuse schon alles untergekrochen. Schon meinte David zu spät zu kommen. Das Herz klopfte ihm. ‚Jetzt kannst dich heimtrollen, die Margherita siehst nicht mehr!‘ durchfuhr es ihn schmerzlich. Da sah er sie ein gut Stück höher am Weg allein auf einem Lattenhage sitzen. Einen Augenblick blieb er stehen und fühlte den Atem am Halse. Herrgott, so etwas! Die Margherita saß in ihrer ganzen hohen Schlankheit auf dem niederen Hage, ihre Füße waren nackt, der eine war auf die unterste Latte gestemmt, der andre ruhte mit den Zehen am Boden. Sie trug nur einen dunkeln Rock und das kurzärmelige, am Halse weit ausgeschnittene Hemd, das sie damals im Walde angehabt hatte. Ihr schwarzes Haar war gelöst und hing in nicht langen, aber vollen Strähnen über beide Achseln auf ihre Brust herab. In der Hand hielt sie einen Kamm und

strählte ihr Haar, die schlanken Arme hoch an den Kopf erhoben. Eine Anmut ohnegleichen lag in ihrer Haltung und ihren Bewegungen. Das weiße Mondlicht kam und umleuchtete sie, der leise Glanz lag ihr auf Schultern und Armen, und es war an ihrem Bilde eine so stille und machtvolle Schönheit, daß David Hochstraßer, von einer Art Ehrfurcht zurückgehalten, auf den Zehen und in einem Bogen an sie heranschlich. Als das Licht auf seine helle Gestalt fiel, erblickte sie ihn. Sie ließ ruhig den Kamm sinken.

„Kommst du noch?" sagte sie. Ihr Blick ruhte ernsthafter als sonst, fast forschend auf ihm, und er sah in ihrem Gesicht einen Ausdruck von Weichheit. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Er trat ganz nahe an sie heran und legte die Arme zu ihren beiden Seiten auf den Hag, daß sie gefangen saß. Zu sagen wußte er lange nichts, linkisch wie er war. Er sah nur an ihr hinauf und langsam engte er die Arme um sie.

Sie steckte den Kamm ein und ließ die Hände auf seine Schulter fallen. Da stammelte er endlich: „Geh nicht fort, du!"

Sie streichelte selbstvergessen seine Wangen. „Wenn ich eine da aus dem Dorfe wäre, würdest du mich heiraten," sagte sie. Dabei flog ihr Blick gegen die Häuser von Herrlibach hinab und kurze Zeit war etwas Sehnsüchtiges darin, als hätte sie da hinab wirklich gehören mögen.

Jäh fiel ihm ein, was ihm da unten eigen war, der Vater, das Haus, der Kreis, in den er gehörte, und er wußte, was in ihren Worten lag: für eine wie die Margherita war da unten keine Tür. Aber das Verlangen nach ihr brannte

in ihm. Er umfaßte sie fester, und eine kurze Weile ließ sie ihre Wange an der seinen liegen. Als er sie küssen wollte, lachte sie auf. Ihre Laune verwandelte sich so jäh, daß er unwillkürlich und erschreckt einen Schritt rückwärts trat. Als er abermals die Hand nach ihr ausstreckte, wich sie flink beiseite. „Was willst du von mir?" sagte sie. Es war, als ob ihr sein Wesen plötzlich lästig wäre.

Da stand er wie verloren da. „Ich dachte — — Du gehst leicht fort, scheint's?" frug er mit stockender Stimme.

Sie zuckte die Achseln; er mochte daraus entnehmen, was er wollte. Am Ende sagte sie: „Ich muß jetzt hinein" und wollte gehen.

„Ade," sagte er und streckte die Hand aus. Sie legte willig die ihrige hinein, gab ihm auch den festen Druck zurück, mit dem seine Finger sie umschlossen. Dann aber glitt sie in wenigen Sprüngen dem Wagen zu, ihr Haar wehte wie winkend hinter ihr.

David Hochstraßer stand ausgestoßen an der Straße. Eine Zeitlang rührte er sich nicht von der Stelle. Es hielt ihn etwas fest, und als er am Ende doch ein paar Schritte bergabwärts tat, war es ihm, als risse er sich selber mit jedem Schritt ein Stück aus dem Leibe, so schmerzte ihn das Weggehen. Er ging dann langsam nach Hause, kam auch allgemach hin, sah andern Tages weder die Margherita noch den Wagen der Welschen mehr, aber ein Verlangen nach ihr hatte er in sich, das von da an ihn tags und nächtens quälte, das wuchs und wuchs, wie ein nagender Hunger wächst, daß der Darbende hohläugig wird und schmalwangig und Fieber ihn zu schütteln beginnen.

Achtes Kapitel

Es war Samstag nachmittag. Lukas Hochstraßer hielt eine Depesche seines Sohnes Martin in Händen, daß er am Abend kommen werde. Lukas hatte gelesen und stand und sann. Vieles gab ihm zu denken. Mehr hatte er zu denken als in den Tagen, da noch alle Arbeit und alle Sorge um Haushalt und Wirtschaft auf ihm gelastet hatten. Martin, der Leutnant, kam nicht wegen der Seinen heim! Das Mädchen zog ihn, Brigitte Fries! Jeden Sonntag war er inzwischen dagewesen! Lukas Hochstraßer legte die Depesche vor sich auf den Tisch, las sie noch einmal, darüber gebeugt, die Fäuste auf den Tisch gestützt. Ein Unbehagen war an ihm. Sie machten ihm Gedanken, die Söhne! Da war Julian! Den hatten sie unten in St. Felix in den Stadtrat gewählt. Die Arbeiter hatten ihn hineingedrückt. Jetzt stand sein Name alle Augenblicke in den Zeitungen. Da hatte er gesprochen, das und das hatte er gesagt. Und er sprang in seinen Reden nicht glimpflich mit der Regierung um, deren Brot er aß! Lukas liebte das Sichvordrängen nicht; er selbst war ein Stiller gewesen, um alle Amtsehren war er in weitem Umweg herumgegangen, und seiner bäuerlich ehrenfesten Zufriedenheit behagte die laute Begehrlichkeit der Arbeiter nicht, zu deren Sprecher der Sohn sich machte. Und da war David! Der junge Mensch kam in die Jahre, da der Arbeitstrieb in ihm sich hätte kräftigen sollen, aber er war noch immer kein Arbeiter, tat wohl, was knappe Pflicht war, aber nichts

darüber und nichts mit Freude und hatte seine Gedanken sichtlich wo anders, weiß Gott wo. Er war zerfahren und sonderbar, als ob heimlich etwas an ihm zehre, und wenn man frug, hatte er doch nur die Antwort, es fehle ihm nichts. Christian war der einzige, der gerade und rastlos einem Ziele entgegenstrebte. Aber auch der — — war das ein Ziel und ein Weg, wie Christian und seine Frau sie hatten? Und Martin! Das war sicher, daß die Liebe für dies Mädchen, die Brigitte, wie Feuer in ihm war! Aber weil sie so loderte, wie von allen Winden gefacht, war es — war es das Rechte? Zu wenig Stille war in dem Menschen, zu wenig Geduld und — Lukas preßte die Hand zur Faust, als müßte er den Sohn packen und rütteln — zu wenig Ausdauer!

Lukas empfand, wie wenig Macht einem Menschen gegeben war. Da stellte man Kinder in die Welt und erzog sie zur Arbeit und Rechtlichkeit, und das eigne Blut, das sie in sich hatten, wandelte sich mit den Jahren und man konnte es nicht hindern! Und das wuchs auf neben einem, Bäume vom eignen Stamm gepfropft und doch fremde Bäume, die ihren eignen Schatten hatten! Der Bauer richtete sich auf, immer noch die Finger zu Fäusten gekrümmt, und reckte sich. Er war wie in Fesseln, als sollte er helfen und konnte nicht. Da sah er durch das Fenster David mit einem Gespann widerspenstiger Ochsen sich mühen. Die schweren Tiere, durch langes Stehen störrisch geworden, wollten nicht anziehen, und die Kraft Davids, dem der alte Longinus vergeblich beisprang, unterlag einmal nach dem andern der plumpen Stärke der Tiere. Lukas zog die Stirn

in Falten. Es sagte ihm zu, eine schwere Arbeit zu haben. Rasch ging er hinab. Am beladenen Wagen standen David und der Knecht, schweißbedeckt ersterer und vor Erregung zitternd, letzterer dumpf, die Hände in den Taschen. „Bah, sie wollen nicht," sagte der Knecht.

Lukas Hochstraßer kam mit großen Schritten gegangen. Er hatte die Joppe abgelegt, die Weste hing offen. Im Gehen streifte er die Hemdärmel auf, an den braunen Armen spannten sich die Muskeln. „Du mußt anders anpacken, Bub," sagte er zu David und nahm ihm die schwere Peitsche aus der Hand. Dann faßte er die Stricke, die an den Hörnern beider Tiere befestigt waren, und schwang die Peitsche einmal über ihrem Rücken. Es war ein Bild, wie er, ein Bein vorgestemmt, den Oberkörper zurückgebogen und den Kopf aufgeworfen, daß der Wind ihm den Bart zur Seite wehte, vor den Ochsen stand, und seine Kraft sichtbar die ihre überwand. Er zog die Stricke mit der linken Hand fest, langsam wie zwei von der Stelle weichende Blöcke setzten sich die Ochsen in Bewegung. Da warf er David die Stricke zu und gab ihm die Peitsche zurück. Das Gespann entfernte sich. Er aber suchte sich neues Werk; es litt ihn nicht, daß er ins Haus zurückging.

Am Abend kam Martin, der Leutnant. Er war geschniegelt wie einer der Stadtoffizierchen, die Sonntags wie neu aus der Schachtel gepackt einherkommen. Gut sah er aus, auch sein Wesen schien sich in der letzten Zeit noch mehr abgeschliffen zu haben. Er wußte sich umzutun, als ob er zeitlebens das St. Felixer Pflaster getreten hätte. Sein

Gesicht war bleich wie immer, die düsteren Striche unter den Augen hoben den Glanz der letzteren; die Uniform saß ihm knapp am wohlgebauten Körper. Seine Schwester Rosa streifte ihn mit ihren Blicken und sie, die Wortkarge, meinte zu David: „Das kann ihm keiner abstreiten, daß er ein schöner Mensch ist, der Martin."

Er war wegen eines Wettrennens gekommen, das morgen in St. Felix gelaufen wurde. Er wollte den Kapitän Fries und seine Tochter einladen, mit ihm zusammen sich das Rennen anzusehen.

„Es soll also Ernst werden," sagte Christian trocken, der mit am Hause stand, als sie Martin empfingen. Aber Martin war von einer inneren Unruhe und Unsicherheit erfüllt und nahm das Wort übel auf.

„Es ist noch lange nicht an dem," sagte er barsch. „Kümmere dich um das, was dich angeht!" Bald darauf machte er sich auf den Weg zum Kapitän. Das Wetter war schlecht. Er hatte seinen Radmantel übergenommen und schritt durch Wind und heftig stürzenden Regen dem Hause Gotthold Friesens zu. Die Fenster der Wohnstube standen weit offen, und der Kapitän saß mit Brigitten dort, jener die Zeitung in Händen, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie hießen Martin sich zu ihnen setzen, und er ließ sich Brigitten gegenüber nieder. Es war fast dunkel, aber sie machten kein Licht. „Wir sitzen gerne in der Dämmerung," sagte Fries.

Der Regen goß herab, daß er in Bächen über die Straße lief, und rauschte in den Bäumen und Büschen vor dem Hause. Im Winde schwoll

und sank das Rauschen. Die Unruhe draußen machte die kleine Stube doppelt traulich, und sie ließen ihre Stille auf sich wirken und saßen, ohne viel zu reden, behaglich beieinander. Ueber ihre Fahrt am folgenden Tag waren sie bald einig. Brigitte blickte den Vater fragend an, als Martin davon sprach, und Fries schaute lächelnd auf Brigitte; keines wollte zuerst reden. Endlich sagte der Alte: „Eigentlich sähe ich so etwas ganz gern einmal."

Das Mädchen nickte dazu. Dann rückten sie mit behaglichem Hin- und Herreden weiter, bis Martin seine Zusage hatte. Dieser bereitete sie mit einem Wort hier und einem Wort dort darauf vor, wie der morgige Tag sich für sie abwickeln sollte. Er sprach dabei zumeist zu Brigitte, deren junges Gesicht von Vorfreude hell war. Sie saßen einander zugeneigt, hatten jedes eine Hand aufs Gesimse gelegt, manchmal vergaßen sie eine ganze Weile das Reden, lauschten nur auf die Unruhe des Wetters und es war, als fänden beide in der Gemeinsamkeit dieses Hinauslauschens eine stille und unwillkürliche Befriedigung. Gotthold Fries saß mehr im Hintergrunde. Es entging ihm nicht, wie die Jungen ihn allgemach und ohne es zu wissen, vergaßen. Sein scharfer Blick ging über seine Zeitung hinaus und ruhte auf ihnen, und seine Gedanken waren emsig. Er empfand den wohltätigen Frieden seiner Stube, und da Martin mit in diesem Frieden saß und ihn nicht störte, dehnte sich die Freude des Alten, die er an der Behaglichkeit seines Hauses hatte, unwillkürlich auf den Gast aus. Martin hatte auch an diesem Abend eine

Ruhe und einen Ernst an sich, die ihm zum Vorteil gereichten. Fries wälzte den Gedanken in sich, daß schon mancher, der in seiner Jugend sich ausgetobt hatte, ein ernsthafter und braver Ehemann geworden, und meinte an diesem Abend an Martin Hochstraßer etwas zu finden, was ihm jene Eigenschaften versprach. So vergingen die Stunden den dreien in einer großen und freundlichen Zufriedenheit.

Am andern Morgen war der Himmel wieder hell. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Nun lag es wie der Tau eines Frühlingsmorgens über dem schon im Spätsommer stehenden Land. Einzelne weiße Wolken standen noch im Westen, aber ein frischer Nordwind stemmte sich ihnen entgegen und hielt sie an den Hügeln, hinter denen sie heraufquollen, fest. Martin Hochstraßer stand mit Brigitte und ihrem Vater auf dem Verdeck des Dampfers, dessen Kiel St. Felix zu gerichtet war. Ein wundervoller Glanz lag über den hügeligen Ufern und über dem See, und das Schiff erhob sich aus dem Wasser in dieses reiche Licht, so daß sein schlanker Bau in jeder Planke erkennbar war. Der Wind strich über das Verdeck, das Segeltuch des Schutzdaches, das er auf und nieder wehte, klatschte, und die blauweiße Fahne am Hinterteil flatterte. Brigitte mußte ihren Hut festhalten, damit der frische Luftzug ihn ihr nicht vom Kopfe riß. Wie sie aber so, den einen schlanken Arm zum Hut erhoben, in ihrem weißwollenen schlichten Kleide dastand, war auch an ihr etwas Morgendliches. Sie reichte dem neben ihr stehenden Martin nur bis zur Schulter, das Handgelenk, das zwischen

Aermel und Handschuh frei wurde, war fein und zierlich, ihr Gesicht hatte die Farbe zarten Blusts, hatte nichts Krankhaftes und doch eine seltsame Reinheit an sich und ihre Augen leuchteten bei jedem Worte, das sie sprach. Sie konnte sich aber nicht genug tun damit, immer wieder zu sagen, wie schön dieser Morgen sei und wie herrlich die Fahrt werden müsse. Martins Blick hing an ihr, an jeder Bewegung, an ihrem Gesicht und ihrem reichen Haar, das sie in Zöpfen um den Kopf gelegt trug, er selbst war herausgeputzt wie am Tage vorher, schlank und doch stark; es war, wie seine Schwester Rosa gesagt hatte: Keiner konnte ihm abstreiten, daß er ein schöner Mensch war! Er war in einer frohen Erregung, die ihn gesprächig machte und ihn zu einer unaufdringlichen und wohltuenden Zuvorkommenheit gegen Brigitte und ihren Vater trieb. Der letztere trat bald an das Geländer des Schiffes und verfolgte die Arbeit der Schiffsmannschaft. Der Seemann in ihm war wach geworden. In Haltung und Blick war er der umsichtige und scharfäugige Kapitän, kam mit dem Schiffsführer und mit dem und jenem Matrosen ins Gespräch und war der zwei jungen Leute nicht groß acht. Das Schiff fuhr hin, immer dem frischen Wind entgegen. Die Radschaufeln klapperten; aus der goldenen Ferne tauchend, trat nach einer Weile die Stadt vor ihre Blicke. Sie hielten sich, als sie St. Felix erreicht hatten, da nicht lange auf, sondern nahmen eine Droschke und fuhren nach dem Felde, wo das Rennen stattfinden sollte. Eine endlose Menge von Fußgängern und Wagen strebte dem gleichen Ziele zu und sie kamen zu-

letzt nur langsam vorwärts, zürnten aber auch das nicht; denn es gab unendlich viele Gesichter und Gestalten und Begebenheiten bald ernster bald drolliger Art zu betrachten. Brigitte aber empfand einen kleinen und heimlichen Stolz, daß sie an der Seite des schmucken Offiziers sich zeigen durfte. Martin hatte viele Bekannte, grüßte und wurde wieder gegrüßt, und viele Blicke folgten ihnen. Auf dem Rennfelde war eine große Zahl von Offizieren anwesend und Martin wurde bald von diesem bald von jenem in kurzem Gespräche festgehalten. Zwei höhere Offiziere, die ihn ansprachen; betrachteten den vor ihnen Stehenden mit sichtlichem Wohlgefallen und redeten ungewohnt lange und in einem warmen Tone mit ihm, so daß seine Beliebtheit nicht besser hätte zutage treten mögen. Der Kapitän bemerkte es und seine Freude an Martin wuchs. Sie saßen dann mehrere Stunden, ohne müde zu werden, auf ihren Plätzen und sahen dem Schauspiel, dessenthalb sie gekommen waren, zu. Es störte ihnen nichts das freundliche Glück dieses Tages. Auf einem Umwege führte Martin seine Gäste nachher zum See zurück und ließ es sich nicht nehmen, sie bis nach Herrlibach zu begleiten. Der Abend war schön und klar wie der Tag gewesen, es wurde kühl, aber Gotthold Fries war noch wetterhart wie nur einer und lachte Brigitte aus, die sich mit Martin hinter die Schutzwand des Verdecks gesetzt hatte. Sie aber war schweigsam geworden, vielleicht ein wenig müde vom Gewühl der Stadt, dem sie entronnen waren, vielleicht in Gedanken noch einmal den und jenen kleinen Triumph nachlebend, den ihr der Tag gebracht hatte. Fries

ließ die zwei Jungen bald wieder allein. In Brigittens Augen stand ein sinnender Ausdruck und sie lauschte wohl auf das, was Martin, nahe zu ihr gebeugt, mit leiserer und bewegterer Stimme als sonst sprach, redete selbst aber wenig. Einmal stieg das Blut langsam in ihre Wangen, bis es in reichem und heißem Rot ihr ganzes Gesicht bedeckte. Martin hatte ihre Hand genommen und hielt sie fest in der seinen. Bald sprach er in einer drängenden und ernsten Art zu ihr, tat leise Fragen, die er sonderbar tief aus sich herauszuholen schien, und redete von Dingen, die ihr noch keiner gesagt hatte: „Ich möchte Sie immer um mich haben, Brigitte" und „Es ist jetzt für mich niemand mehr als Sie". Sie sah ihn nicht an, aber sie hatte sein Bild doch vor ihren Augen, wie er mit ihr durch die Menge gefahren war, grüßend und wieder gegrüßt, einer, der sichtbarlich viele Freunde hatte. Das Herz schlug ihr, sie konnte die Hand nicht aus der seinen lösen, weil sie wußte, daß es ihm unlieb wäre, und weil sie in diesem Augenblick nichts ihm Unliebes hätte tun mögen. Es war aber nicht, daß sie sich über eine Neigung zu ihm klar gewesen wäre, in ihrem Kopfe arbeitete es, sie hätte die Hand an die Stirn legen mögen, hinter der es wirr war, und sie empfand etwas wie Angst. Da trat Fries wieder zu ihnen. Sie näherten sich Herrlibach. Martin war aufgestanden, seine Augen glänzten vor Ungeduld und Erregung und seine Stirn war heiß. Dann traf Brigittens Blick den seinen und war von einer so großen Lauterkeit und Unschuld, daß er wie vor sich selber erschrak. Er zwang sich darauf zur Ruhe und fand das

bescheiden-freundliche Wesen wieder, das er tagsüber gehabt hatte. Fries rühmte den schönen Tag, den er ihnen geschaffen, dankte in einer herzlichen und warmen Weise, und Brigitte stimmte in seinen Dank mit einer raschen Freude ein. Als dann das Schiff nach dem Landungssteg von Herrlibach hinlenkte, traten sie alle drei mehr gegen das Geländer vor und unterschieden bald die Gestalten der wenigen Menschen, die auf dem Steg die Ankunft des Schiffes erwarteten.

„Der Vater," sagte Martin, und sie sahen in der Nähe des Postgasthauses Lukas Hochstraßer im Gespräch mit dem Wirte stehen. Er blickte nach dem Schiffe herüber und erkannte sie bald, denn er hob grüßend den schwarzen Hut. Er trug sein dunkles und sonntägliches Gewand, und wie er so in der Straße stand, unfern der Schar der auf dem Stege Harrenden und doch von ihnen gesondert, fiel seine Gestalt vor allen andern auf. Die Erscheinung des Postwirts, der neben ihm stand und ein kurzgewachsener, gedrungener Mann war, half nur das Starke im Aeußern Lukas Hochstraßers steigern. Als sie darauf ans Land stiegen, kam Lukas ihnen bis zum Steg entgegen, grüßte sie mit seinem dumpfen tönenden Lachen und reichte allen die Hand, dabei unwillkürlich und mit einer väterlichen Freude diejenige Brigittens lange in der seinen haltend, während er über die Vorkommnisse des Tages mit ihnen sprach und Martin neckte, daß er, der mit dem nächsten Schiffe zurückfahren mußte, noch sich nach Herrlibach herauf verirrt habe. Sie machten sich dann gemeinsam auf den Heimweg, schritten langsam und in einer eifrigen Unterhaltung vom Steg

hinweg. Lukas ging zwischen Fries und Brigitte, an deren andrer Seite Martin dahinschritt. Da geschah es nun, daß die Ruhe und die innere Klarheit, die Lukas in Wort und Wesen verriet, in Brigitte ein Gefühl von Friedlichkeit und Geborgenheit weckten, wie sie es nie vordem empfunden. Sie hatte mit jenem schon öfters flüchtig gesprochen, noch nie aber so wie jetzt ihn ernsthaft und länger reden hören, und während sie, vor dem Hause des Kapitäns angekommen, noch lange stehen blieben, ereignete es sich, daß die Persönlichkeit des Vaters bei dem Mädchen unwillkürlich für den Sohn warb, leise Zweifel überwand, die bisher in ihr gewesen waren, und daß Brigittens Herz in dieser Stunde für Martin zu schlagen begann, weil ihr war, daß von dem starken Vater etwas im Sohne leben müßte.

Als sie sich trennten — Lukas hatte die Einladung, noch ins Haus zu treten, abgelehnt —, wußte Martin Brigitte einen Augenblick für sich zu haben, während der Kapitän und sein Vater sich von einander verabschiedeten. Er drückte des Mädchens Hand und zwang sie, ihn anzusehen, und obgleich der Blick, den sie willig in den seinen senkte, scheu und fast ängstlich war, glomm darin etwas Neues auf, das ihn, den Kundigen, mit einem Male siegesgewiß machte.

Lukas hieß Martin dann ein Stück Weges mitkommen, da ihm noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Rückfahrt seines Schiffes blieb. Sie sprachen bald vom Tag, der hinter ihnen lag. Lukas rühmte Brigitte; es klang wie eine neue Mahnung, daß er, Martin, sich des Mädchens würdig zeigen möge. Dieser hörte sie nicht;

er war zu sehr mit sich selber beschäftigt. „Ich werde an sie schreiben, an Brigitte und ihren Vater," verriet er Lukas. In seinem Ton lag helle Siegessicherheit.

Neuntes Kapitel

Ein schwüler Tag brach an. Der Himmel voll grauer und nachtschwarzer und flatschweißer Wolken und doch etwas wie Sonne über dem Land. Kein Windzug. Eine atemlose, schwere, dunstige Stille. Schwärmende Mücken, deren Mensch und Tier sich kaum zu erwehren vermochten. Zuweilen von weiß Gott woher ein fernes, murrendes Donnern. Der erhoffte Regen aber kam nicht. An diesem Tage schlug es im Hochstraßer-Hause dreimal ein, obwohl kein einziger Blitz aus den drohenden Wolken fuhr. Das erstemal war es ein sanfter Schlag, und Gotthold Fries, der Kapitän, hatte Schuld daran. Er kam am frühen Morgen. In seinem Gesicht war eine leise Feierlichkeit. Rosa, auf die er im Hause stieß, fragte er nach ihrem Vater, und sie ging, diesen auf seinen Wunsch vom Feld hereinzurufen, wo er beschäftigt war. Indessen kramte Fries, der den Hut abgelegt hatte, einen Brief aus der Tasche, legte ihn vor sich auf den Wohnstubentisch, an dem er saß, und glättete den auseinander gebreiteten sorglich mit der Hand. Seine Hände zitterten dabei und einmal fuhr er sich mit der Rechten über das weiße Haar, als könnte er damit eine Erregung hinwegwischen. Lukas Hoch-

straßer kam und ließ sich bei ihm nieder, gab Rosa einen Wink, ihn mit Fries allein zu lassen, und die beiden Männer saßen gemeinsam über dem Briefe.

„Sie will ihm ja sagen," sagte Gotthold Fries. Er lächelte dazu und konnte doch nicht verbergen, daß seine Hände noch mehr zu zittern begannen. „Ihr müßt es mir nicht übelnehmen," entschuldigte er sich, „es ist mir noch zu ungewohnt, daß mir das Kind wegkommen soll."

Lukas gab ihm die Hand. „Ihr wollt sie ihm geben?" sagte er schlicht. „Daß es mich freut, brauche ich Euch nicht zu sagen."

Nach einer Weile riefen sie Rosa herein und ließen sie wissen, daß Martin um Brigittens Hand gefragt und sie erhalten werde. Sie sagte Gotthold Fries ein kurzes Wort der Freude, weil der Augenblick es wollte, aber sie entfernte sich alsbald wieder. Aber David, den sie nachher vor dem Hause trafen, machte gut, was sie versäumt hatte. Es kam ihm, dessen Gesicht seit Tagen hagerer geworden und einen schmerzhaften Zug hatte, ohne Mühe das gute Wort auf die Lippen: „Auf die Schwester kann man sich freuen, meine ich." Und er schüttelte Fries die Hand. Von ihm aus, während Lukas und der Kapitän im Gespräch vom Hause hinwegschritten, ging die Nachricht von Martins naher Verlobung um. Christian hörte sie und sagte sein trockenes: „Bah, recht hat er." Barbara, die den Kopf voll andrer Gedanken hatte, nickte dazu. Longinus, der Knecht, pfropfte die Hände in die Taschen, als die Nachricht zu ihm kam, schmunzelte und sah die Welt aus frohen Augen an. „Es geht

viel Schönes im Leben, wenn man so zusieht," sagte er.

Longinus hatte das aber noch nicht lange gesagt, als es im Hochstraßerhause zum zweitenmal einschlug und diesmal nicht so sanft. Barbara, die junge Frau, war die erste, den Schlag zu empfangen, und sie, die gesegneten Leibes war, wurde fahl im Gesicht und mußte sich am Tisch, vor dem sie eben stand, halten, daß sie nicht umsank. Vor ihr stand die Magd, die ihr Vater bei ihrer Verheiratung angenommen hatte, außer Atem, mit erhitztem Gesicht und wirrem Haar, und hatte eben herausgeschrien, ihr — der Meister sei oben in den Reben, wo er gearbeitet habe, wie vom Hitzschlag getroffen hingefallen und rühre sich nicht mehr, sei augenscheinlich tot — stockmausetot. Die Barbara faßte sich dann und machte sich mit Christian, der inzwischen herbeigekommen war, auf den Weg nach des Vaters Weinberg. Sie konnten nicht eilen, denn die Frau ging nicht leicht. Christian aber stützte sie sorglich, und es verriet sich bei dem kurzen und schweren Gang, wie sehr die beiden eins geworden waren. Sie kümmerten sich um die Magd nicht, die neben ihnen ging, und nicht um Lukas, der hinter ihnen heranstieg. Sie nahmen das, was geschehen war, als nur ihnen geschehen und teilten es gleichsam mit niemand und nur unter sich. Alle aber, die zu Uli Koller hinaufstiegen, konnten an dem nichts ändern, daß er tot war, wie die Magd gesagt hatte, vom Schlag getroffen. So fielen an diesem Morgen endgültig die Grenzen zwischen dem Kollergut und dem Hochstraßerland.

Der dritte Blitz schlug ins Hochstraßerhaus

am Spätnachmittag, als Lukas und die Seinen von Ulis Totenbett hinweg längst wieder an ihr Tagewerk zurückgekehrt waren. Noch immer hing der Himmel voll der schweren, nachthaften Wolken, und noch immer brütete die Schwüle über dem Dorf, die nicht in Sturm auszubrechen vermochte. Der Blitz aber, der diesmal kam, traf den rechten, Lukas Hochstraßer selbst. Ein Herr von St. Felix war gekommen, ein vornehmer Mann aus einem alten Geschlechte der Stadt und Mitglied der obersten Stadtbehörde, aus Vornehmheit vielleicht sonderbar und eigensinnig. Seit Jahren bezog er für seinen großen und auf großem Fuße gehaltenen Haushalt den Wein von Lukas Hochstraßer und seit Jahren kam er immer selbst, den Tropfen, den er sich zulegen wollte, an Ort und Stelle zu versuchen und einzukaufen. Der Knecht, den er bei seiner Ankunft fand und den er nach seinem Herrn fragte, wies ihn an Christian, der eben vom Kollergut herunterkam. Herr Johann Jakob Meiß lüftete kaum merklich den Hut vor dem jungen Bauern und fragte nach seinem Vater. Christian gab Bescheid, daß sein Vater wohl im Hause sein möge, säumte aber nicht, dem alten Kunden mitzuteilen, daß er nun selbst das Gut übernommen und ihm oben in seiner Stube die zur Auswahl stehenden Weine aufzutragen bereit sei. Herr Meiß zog die feine Stirnhaut in eine scharfe Falte und schüttelte ungeduldig den Kopf. Er wolle bei Lukas Hochstraßer Wein kaufen oder gar keinen, sagte er. Christian fühlte sich in der Gesellschaft des vornehmen Herrn nicht behaglich und war nicht ehrgeizig. So führte er den Gast ohne ein weiteres Wort nach der Wohnung des

Vaters. In der schlichten kleinen Wohnstube, die Rosa sauber hielt und der sie mit gehäkelten Decken da und dort, mit Bildern an der Wand und diesen und jenen Möbelstücken ein Aussehen bäuerlicher Wohlhabenheit gegeben hatte, war niemand, aber Christian holte Lukas vom Estrich, wo er rumort hatte, herunter. Derselbe trat nicht sofort ein, sondern ging von außen in die anstoßende Schlafstube, wo er sich umzog, und kam durch die Nebenstubentür herein, dem Gast zu Ehren sauber angetan. Christian trug indessen schon Gläser und Wein auf, entfernte sich aber selbst wieder und ließ die zwei Männer allein. Da war es nun auffallend, wie anders die Art des Städters gegen den Vater als gegen den Sohn war. An der vornehmen und strengen Miene des Herrn Hans Jakob Meiß änderte sich wenig, aber in seiner Rede waren die Ungeduld und Ueberlegenheit nicht mehr, die vorher darin gelegen hatten. Allmählich und während die Männer sich nach kurzer Begrüßung zum Tisch setzten, Lukas die Weine einschenkte und die Probe begann, verschob sich ihr Verhältnis, so daß eine Art Uebergewicht über den Gast dem Bauer zukam, indem Herr Meiß wohl mit Kennermiene an dem und jenem Glase nippte, sich aber doch immer wieder Auskunft und Rat bei Lukas Hochstraßer holte und am Ende den Wein wählte, den jener ihm empfahl. Noch während ihrer Verhandlungen trug Rosa der Sitte gemäß zu essen auf, und der Städter verschmähte, als das Geschäft abgetan war, nicht, was ihm vorgesetzt wurde. Rosa hatte sich wieder entfernt. Die beiden Männer waren allein, und während Herr Meiß langsam

mit einer schönen Ruhe und einer kühlen Gemessenheit der Bewegungen Bissen um Bissen zum Munde führte, saß Lukas in seinen Stuhl zurückgelehnt ihm gegenüber und sie sprachen von Handel und Wandel in Stadt und Land. Dabei war an Lukas Hochstraßer wohl nicht die feine Gemessenheit, wohl aber ein unbewußter und freier Adel des Wesens, der ihn immer wieder fast über den Gast erhob. Eine Weile hatten sie sich so unterhalten, als Herr Hans Jakob Meiß sein Besteck zusammenlegte und den Teller zurückschob, einen tiefen Atemzug tat und mit seinem kalten und strengen Blick geradeaus Lukas ins Gesicht sah. Nachdem er so, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, den andern darauf vorbereitet hatte, daß er etwas Besonderes zu sagen im Begriffe stehe, hob er die schlanke Hand und strich sich über das spärliche graublonde Haar, ließ auch den gleichfarbenen Bart einmal durch die Finger gleiten. Dann sagte er: „Nun hätte ich noch etwas auf dem Herzen, Hochstraßer.“ Seine scharfgeschnittenen Züge schienen sich bei diesen Worten zu härten.

Lukas veränderte seine Stellung nicht, weder Ungeduld und Neugier noch Unruhe war an ihm, obwohl er leicht erkennen konnte, daß der andre ihm Unliebsames zu eröffnen hatte.

Herr Meiß begann von den politischen Zuständen in St. Felix zu sprechen, dem Umsichgreifen der Macht und des revolutionären Geistes der Arbeiterpartei, ihrer Begehrlichkeit und ihrem Hang zu Uebergriffen, denen gegenüber der Bürger nicht mehr nachsichtig wie bisher zu schweigen vermöge. Allmählich kam an den Herrn während dieser Erzählung eine merkliche Erregung,

sein Ton wurde schärfer und spitzer, zuweilen glitt über die schmalen Lippen ein Wort beißenden Spottes wider den Stand, über den er Klage führte. Als er aber warm geworden, so daß seine dünnen Wangen sich von einem vornehm niedergehaltenen Zorne färbten, kam er plötzlich auf Julian, den Waisenamtssekretär, zu sprechen. Mit schneidenden Worten geißelte er dessen Freundschaft mit den lautesten und ungefügigsten unter den Arbeitern, tadelte und bespottete seinen falschen Ehrgeiz, sein Großsprechertum, um schließlich mit messerscharfen Sätzen das Ergebnis vor Lukas hinzustellen, daß es nur eines kleinen Anstoßes bedürfe, damit die Geduld der Regierung erschöpft sei und Julian seines Nähramtes verlustig gehe.

Lukas hatte schweigend zugehört. Es war nichts Leichtes, was der Gast ihm berichtete! Der Sohn hatte eine Familie zu erhalten! Lukas' Gesicht war ernst, vielleicht stand irgendwo ein Zug leiser Bekümmernis, aber er blieb gelassen. Einen Augenblick besann er sich: „Ja, ja," sagte er, in Gedanken nickend. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, als breitete er etwas vor den Stadtherrn hin. „Er hat Frau und Kind, mein Sohn," sagte er. „Und er ist arbeitsam und recht. Sie haben ihn nur einzunehmen gewußt in St. Felix. Aber ich will morgen hinunter zu ihm und ihm ins Gewissen reden. Ich würde Ihnen Dank wissen, wenn Sie noch Geduld haben wollten."

Es war keine Bitte, nur ein ehrliches Darlegen der Tatsachen. Eine leise Veränderung aber, die der Städter nicht bemerken konnte, ging dabei mit Lukas vor, gleichsam ein Wachsen und

Sichrecken, ein noch kaum merkliches Zurückkehren aus einer ausruhenden Gelassenheit zu der Tatkraft und Strenge, die ihm ehemals eigen gewesen.

Das Gesicht des Stadtherrn war freundlich geworden; es war, als sei ihm erst jetzt der Hauptzweck seines Besuches erreicht. Er fand ein paar rühmende Worte für Julian, um zu beweisen, daß seine Behörde sich gedulden wolle. Bald darauf erhob er sich und ging. Lukas geleitete ihn hinab und wiederum trat, während sie Seite an Seite treppab und in die Straße hinausschritten, der große Gegensatz deutlicher hervor, der zwischen dem Städter und dem Bauern war, und wiederum überwand die Macht der Erscheinung des letzteren die des andern, so daß wer ihnen begegnet wäre, den feinen Herrn wohl ob des andern schlichteren übersehen haben würde.

Am nächsten Tag, wie er gesagt hatte, tat Lukas den Besuch bei Julian ab. Er traf am Nachmittag in St. Felix ein. Julian saß, die Pfeife im Mund und in Hemdärmeln auf dem Ruhebett und las die Zeitung. Seine Frau hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, trug trotz des Werktags ein auffallendes, überladenes Kleid, das ihrer üppigen Gestalt etwas Marktschreierisches gab, und hielt ihren Mittagsschlaf. Der Knabe war nicht zu sehen. Er mochte sich mit den Kindern, deren Stimmen heraufschollen, in der Gasse tummeln. Die Magd trug eben die letzten Teller vom Tisch. Lukas trat ohne zu klopfen, wie es zu Hause Sitte gewesen, ein.

„Guten Tag," grüßte er.

Julian hob, noch ganz in Lesen versunken, den Blick über die Zeitung. Gemächlich erwachte

Frau Luise auf ihrem Stuhl. Aber sie ermunterten sich beide rasch und völlig, als sie Lukas erkannten.

„Aber hört," sagte Frau Luise, wußte nicht, ob sie lachen oder schmollen sollte, fand aber das letztere angemessener und fügte daher schnippisch hinzu: „Ihr erschreckt einen ja ganz."

Julian stand auf und trat auf den Vater zu. In vielem diesem ähnlich, hatte er jetzt auch die Ruhe an sich, die Lukas eigen war. Er reichte diesem die Hand und bot ihm einen Stuhl. Lukas aber legte auf diesen Stuhl seinen Hut, er selber blieb stehen. „Es ist besser, gleich zu sagen, was zu sagen ist," hob er an.

Die beiden andern horchten auf. In Julians Wangen stieg ein leises Rot, von einer Art Angst ihm hineingejagt, wie sie der Knabe früher vor dem Zorn des Vaters empfunden hatte. Es war seltsam, wie sie ihm in diesem Augenblick zurückkam.

Frau Luise tat noch immer beleidigt, hob die Stumpfnase höher und setzte sich, die Hände übereinander gelegt, zurecht. „So?" sagte sie gedehnt. Es klang wie ein: ‚Was soll's denn geben?'

„Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß du nahe daran bist, dein Amt zu verlieren, Julian," sagte Lukas.

Der Sohn nahm sich zusammen. Er ärgerte sich über seine Schwäche von vorhin, das Blut stieg ihm jetzt dunkel ins Gesicht. Er fragte erregt: „Wieso?"

„Das ist nicht schwer zu erraten," warf Frau Luise in gereiztem und höhnischem Ton ein.

„Wieso?" wiederholte Julian.

Und wieder fiel ihm die Frau mit einem erzwungenen Lachen ins Wort:

„Du weißt doch, daß manche dich mit scheelen Augen ansehen."

Julian wurde ungeduldig. „Was wollt Ihr sagen?" fragte er Lukas. „Weshalb soll ich um meine Stellung kommen?"

„Ich habe dich oft gewarnt," erwiderte dieser, „man duldet nicht, daß du mit den Aufwieglern gleiche Sache machst."

„Schreckschüsse," warf in ihrer höhnischen Art die Frau dazwischen, „sie meinen, du fürchtest dich. Im Ernste werden sie sich hüten, dich gehen zu lassen."

„Kein Mensch ist unersetzlich," sagte Lukas, dann setzte er in ruhigen Worten auseinander, was ihm Hans Jakob Meiß gesagt hatte.

„Ich werde mir meine Ueberzeugung nicht nehmen lassen," brauste Julian auf, als er geendet hatte.

„Ueberzeugung!" sagte Lukas. „Von daheim hast du diese Ueberzeugung nicht mitgebracht."

„Aber ich habe in der Stadt etwas gelernt, die Augen sind mir aufgegangen hier." Julians Worte wurden lauter und stürmischer. Er tat groß und redete sich in einen gewaltigen Zorn hinein. Am Ende seien sie ja nicht verheiratet, er und die Regierungsherren! — Aber in seinem Zorn, ganz versteckt, war etwas Unechtes, Gemachtes, vielleicht verbarg er sein Mißbehagen und eine heimliche Bangigkeit in dem Ausbruch. Seine Frau mischte sich immer aufs neue ein, so daß nur noch ihre beiden erregten Stimmen gehört wurden und Lukas ganz verstummte. Ihre Gesichter waren rot, ihre Art hatte etwas Zänkisches und Polterndes, ihre Worte fuhren

wie kleine unruhig schlagende Wellen gegen ihren Gast, der aber war wie der Block, den Wellenschlag nicht kümmert. Langsam, langsam nahm er seinen Hut vom Stuhl, langsam setzte er ihn auf. Da ließ sich Frau Luise, die mit beiden Händen fuchtelnd immer heftiger und heftiger sprach, zu einem Worte hinreißen, vor dem sie vielleicht nachher selber erschrak und auf das hin Julian ihr ein barsches „Schweig!" zurief:

„Eigentlich," stieß die erregte Frau heraus, „Euch gingen ja am Ende unsre Angelegenheiten nichts weiter an, Vater."

Lukas Hochstraßers Gesicht wurde ein klein wenig bleicher, er verzog den Mund zu einem Lächeln und legte die breite braune Hand auf die Türklinke. „Das stimmt zu dem, was alles bei euch anders geworden ist, Sohnsfrau," sagte er, und das war eine ganz gelassene, tief und stark klingende Rede, die nach dem streithaften Eifern der Jungen doppelt fremd sich anhörte. Er sah sich im Zimmer um und sah die Frau an. „Es ist viel Firlefanz da im Zimmer und an dir," fuhr er fort, „den der Julian daheim nicht gewohnt gewesen ist. Wie das nicht zu uns paßt, hast recht, Sohnsfrau, so passe ich auch nicht zu dem Neuen, was euch im Kopf herumgeht. Und dreinzureden hätte ich nicht, wie du sagst, wenn nicht — —"

Hier wollte Julian dazwischensprechen und seiner Frau böses Wort gut machen; aber Lukas fuhr mit erhobener Stimme fort: „Wenn nicht meine Söhne festgewachsen wären daheim und den Vater brauchen werden, wenn es ihnen auswärts nicht geht, wie es soll."

Die Worte tönten beiden übel in die Ohren. Eine noch schärfere Erwiderung lag der Frau auf der Zunge und Julian warf in neuem Zorn die Schulter hoch, aber sie wagten nicht zu reden. Lukas Hochstraßer stand an der Tür und hatte etwas von der braunen Scholle an sich, auf der er da oben im Herrlibacher Berg wohnte. Kleidung und Schuhe waren grob und hart. Derartiges Volk trat sonst mit Unbehagen und linkisch in städtische Stuben wie die Julians. Lukas Hochstraßer aber war Herr in dieser Stube, ohne es zu wollen, ohne sich zu brüsten, ganz aus sich selber heraus. Er tat die Tür auf: „Ade," sagte er ruhig.

Julian fiel es ein, daß sie ihm nicht einmal eine Erfrischung angeboten. Er ging hinter ihm her. „Bleibt doch noch, Vater, nehmt doch etwas," sagte er.

Aber Lukas wehrte ab. „Laß nur." Mit seinem freien festen Schritt ging er die Treppe hinab.

Da machten sie keinen weiteren Versuch mehr, ihn zu halten.

Er aber grollte nicht. Er schüttelte nur gleichsam für sich den Kopf über sie, daß sie so blind waren; denn indem er ging, wußte er, daß sein Rat, den er ihnen hatte bringen wollen, ihnen nichts nützen würde, daß sie ihre eignen Wege weitergehen würden. Auf der Heimfahrt suchte er sich einen einsamen Platz, er war nicht zum Reden aufgelegt, aber während das Schiff rauschend seeaufwärts zog und sein Blick auf dem zischenden Wasser haftete, taten seine Gedanken schwere Arbeit. Julian hatte sich nicht warnen

lassen! Wer wußte, ob er nicht dem Niedergang entgegenging! Eher denn nicht! Um so fester mußte er, Lukas, selber stehen. Es wurde ihm immer mehr klar, daß nicht Ruhezeit für ihn war, wie er gemeint hatte.

Er stieg in Herrlibach aus, wie er gefahren war, mit sich selber beschäftigt und der andern Leute nicht acht, schlug dann nicht die Hauptstraße, sondern den kleinen Fußweg ein, der steil den Berg hinanführte. Weiter oben durchschnitt dieser einen großen Rebberg, der zu seinem Gute gehörte, und als er zwischen den Weinstöcken hindurchschritt, riß ihn, der auf die Menschen nicht geachtet hatte, ein Blick auf die Pflanze ihm zu seiten aus seinen Gedanken; das, was da zu sehen war, hielt das Auge des Bauern fest. Sein, Lukas Hochstraßers Weinberg stand zum erstenmal weniger schön als diejenigen andrer Bauern. Er hatte es früher gesehen, nicht erst an diesem Tage, allein heute erst stach es ihm weh ins Auge. Er trat zwischen die Rebstöcke, prüfte hier und dort. Christian des Knauserers Hand überall! Er sparte und schacherte, gab dem Land nicht, was ihm gehörte, und wollte doch ernten. Rückwärts ging das Gut! Es war nicht zu leugnen. Lukas stieg weiter und als er auf Wiesland kam, war es dasselbe: der Dünger war gespart, das Gras stand nicht mehr so fett wie in den früheren Jahren. Mißkraut wuchs dazwischen. Lukas fühlte, wie seine Sehnen sich spannten. Wie eine fürchterliche Last empfand er plötzlich, daß er wochenlang untätig gewesen. Eine Sehnsucht nach harter Arbeit kam ihn an, ein Verlangen, seinen Willen wieder über das zu setzen,

was da sich zum Schlimmen wenden wollte. Dann dachte er weiter nach. Morgen begruben sie Uli Koller, den Nachbar. Christian und seine Frau hatten ohnehin davon gesprochen, in das Kollerhaus übersiedeln zu wollen. So wollte er, Lukas, in seine alten Stuben zurückgehen und dem Sohne, dem die Bewirtschaftung beider Güter zu viel werden mußte, seine Hilfe anbieten. Mitreißen wollte er ihn dann, den Sohn, den Christian, den Knicker, der es gut meinte und so schlecht machte!

Der Entschluß, selbst wieder mit beiden Armen am Tagewerk zuzugreifen, erfüllte Lukas mit einer drängenden Freude. Mit fast jungen Schritten stieg er darauf bergan, und als er zwischen den Obstbäumen hindurch sein weißschimmerndes Haus erblickte, stand er einen Augenblick still. Die Brust war ihm wie geweitet, die Schultern gedehnt und die Arme gestählt. Er nahm den Hut vom Kopfe, damit er die freie Luft spüre. Wäre er jünger und weniger ernsthaft gewesen, die wallende Luft hätte ihm vielleicht ein Jauchzen auf die Lippen gedrängt. Und nun endete der Tag, der mit Sorge und Aerger begonnen hatte, in einer reinen und schönen Freude, denn als Lukas über die Matten dem Hause sich näherte, traten dort Martin und Brigitte Fries aus der Tür und kamen ihm Arm in Arm entgegen. Das Licht des Abends lag über ihren jungen Gestalten. Martin ging in Uniform. Sein sonst dunkles Gesicht war frischer, vom Bewußtsein seines Sieges und vom Verlangen, des errungenen Preises wert zu sein, durchleuchtet. Brigitte aber, die ein feiertägliches aber schlichtes

Kleid trug, erschien Lukas als ein fast fremdes und köstliches Wesen. Schlank, das zarte Gesicht von einem leisen Rot der Verwirrung gefärbt, die Augen aber von unbewußter und reicher Freude hell, kam sie daher und es war sonderbar, daß die Freude strahlender aus ihrem Auge brach, sobald ihr Blick Lukas entgegenging.

Sie gingen aufeinander zu. Martin berichtete dem Vater, daß er Urlaub erbeten und erhalten, um Brigittens schriftlich gegebenes Jawort mündlich sich bestätigen zu lassen.

„Ich wünsche euch Glück," sagte Lukas. Dann wendeten sie sich dem Hause zu.

Brigitte schritt an Martins Seite und sah, während sie zusammen sprachen, zuweilen mit einer Art Ehrfurcht an Lukas Hochstraßer hinauf. Darauf saßen sie in der Laube, die schon herbstrot war, lange beieinander, Lukas, Martin und sie. Lukas kam in ein an ihm seltenes Erzählen. Er sprach davon, wie er und Frau Regula die Tage ihrer Brautzeit verlebt, wie sie ihren jungen Ehestand sich geschaffen, und es dünkte Brigitte etwas Großes um die Einfachheit und Geradheit, mit der er von seinem eignen Leben redete. Dieses Leben erstand vor ihrem Auge wie ein starker und freier Bau, Tag um Tag baute er vor sie hin. Er sagte kein Wort zu seinem eignen Ruhme, setzte nur auf die starke Gestalt Frau Regulas Licht um Licht, aber ohne daß er es wollte, sahen sie durch seine Schilderungen ihn selbst, und sie vergaßen das Reden, hörten in einer Art Andacht zu und fühlten sich klein neben dem, der sprach. Am Ende hieß er selbst Brigitte aufbrechen, da ihr Vater nach ihr verlangen möchte,

drückte beiden die Hände und meinte: „Mit der Hochzeit sollt ihr nicht eilen, ihr zwei. Schönere Zeit als ihr jetzt habt, kommt euch nicht wieder."

Und sie stimmten lachend bei und gingen.

Die Freude verwirrte Brigitte. Sie sah Martins Bild gleichsam in Verklärung, da sie unwillkürlich immer wieder den Sohn nach dem Vater maß. Martin schritt voll Unruhe dahin, erregt den Arm des Mädchens im seinen pressend. Nun er aus der Nähe des Vaters getreten war, kam ihn eine heimliche Furcht an, ein Mißtrauen an seiner eignen Kraft, das Gefühl, daß er an jenen nicht hinanreichte. Und das Blut gewann wieder Macht in ihm, das er nicht zu zügeln wußte.

Zehntes Kapitel

Uli Koller, der Bauer, war begraben. Christian und seine Frau wohnten in dem Hause des Verstorbenen. Auf dem Hochstraßergut schaltete Lukas. Christian und sein Weib hatten sich schweigend und ohne Bedenken gefügt, als er ihnen seine Mitarbeit anbot, die Hilfe nur, nicht Herrschaft sein sollte. „Eine bessere Hand als die können wir nicht haben," sagte Christian. Aber die Hilfe mußte zur Herrschaft werden, denn Lukas war keiner, der zum Dienen gemacht war. Als er an dem Tage, nachdem das junge Paar ausgezogen war, sich früh wie ehemals erhob und als der erste in Haus, Stall und Hof zum Rechten schaute, begann eine andre Luft zu wehen. Die Knechte hoben die Köpfe. Longinus

stand hinter ihm und äugelte ihm nach, der eben von ihm hinweg schritt; dann stopfte er die Hände in die Taschen, wiegte nickend den kahlen Kopf und murmelte: „Ja, ja, es ist schon besser, ist es, daß er wieder da ist, er." Und des alten Knechtes immer frohe Seele war noch selten in einem solchen Meer von Zufriedenheit geschwommen. Auch David merkte, daß der Vater wieder an der Spitze des Hauswesens stand. Schon im Hause selbst war es lauter, denn Lukas trat schwerer auf als der schmächtige Christian, der selbst in seinem leisen Gange etwas von der Vorsicht und Kargheit seines ganzen Wesens hatte. Und Lukas war wie ein mit beiden Armen mächtig ausgreifender Schwimmer, als er nun sein neues Tagewerk begann. Er half den andern nicht, sie mußten mit. Auch David mußte mit. Christian hatte wenig Hilfe mehr an ihm gehabt. Hätte er sich mehr um den Bruder bekümmert, so hätte ihm auffallen müssen, wie lang dieser des Tags auf seiner Schreibstube verweilte, hätte ihn wohl einmal ertappt, daß er mit über den Tisch geworfenem Oberkörper saß und ins Leere staunte, und hätte sich über Davids Augen wundern müssen, die eingesunken waren und von einem inneren Feuer glommen, über Davids Hungeraugen. Auch wie oft nachts des Bruders Kammer leer stand, hätte er merken müssen, dann vielleicht nachgefragt, wo er sich herumtriebe, und herausgebracht, daß er als wie nicht recht bei Trost nachts stundenlang oben am Rand des Herrlibacher Waldes saß — da — wo der Kesselflickerwagen lange gestanden! Nun Lukas regierte, wurde das anders. Er vermißte den Sohn bald da, bald dort bei der

Arbeit, kam an die Schreibstube gegangen, tat weit die Tür auf und hieß ihn herauskommen. Aber er riß ihn nicht nur bei der Arbeit im Freien mit. Was er eine Zeitlang nicht getan hatte, tat er plötzlich wieder, sah jeden Tag auf der Kanzlei nach, was zu besorgen und was besorgt sei, und hielt den Sohn unter harter Faust: „Das führst dann aus und das dann, das wird so gemacht, das andre so!" Da er so David unter seinem Blick behielt, konnte ihm nicht entgehen, wie der sich verändert hatte. Er fragte ihn nicht aus, beobachtete ihn nur. Das zerfahrene und verträumte Wesen war ihm nicht ungewohnt, aber er fand bald, daß der junge Mensch sich tiefer als früher in dasselbe eingesponnen hatte, sah, daß er manchmal wie vom Schlaf auffuhr, wenn er plötzlich zu ihm in die Schreibstube trat, und daß er zu andrer Zeit einer seiner Anordnungen lauschte, dazu nickte und doch nicht hörte, sondern dabei mit seinen Gedanken weit weg war. Dann entdeckte er die Unruhe, die den jungen Menschen besaß, die ihn Werktags mitten aus der Arbeit aufrüttelte und ihn zwang, ziellos ein Stück Weges ins Blaue zu laufen, und Sonntags ihn nie zu Herrlibach litt, so daß er immer schon am Vormittag verschwand und sich bis zur Nacht nicht mehr blicken ließ. Und er hatte bald heraus, daß an diesen Sonntagen David immer dieselbe Richtung einschlug, immer St. Felix zu. Durch Zufall kam er mit Longinus, dem Knecht, davon zu reden, der noch immer wie Davids Schatten war. Longinus blickte den Meister halb zutraulich, halb verlegen an und sagte: „Es geht ihm ein Mädchen im Kopf herum," erzählte dann in seiner

behäbigen und langsamen Weise von der Margherita, wie die schön sei und wohl wert, daß sich einer die Zeit mit ihr vertreibe, und meinte endlich: „Laßt ihm die Freude, Meister; zum Jungsein gehört die Krankheit, die der David hat."

Lukas brachte dann heraus, daß David auf seinen Streifzügen nach den Kesselflickern suche, sie aber immer und immer noch nicht wiedergefunden habe, und als er so auf den Grund dessen gekommen war, was seinen Jüngsten plagte, stellte er ihn und goß seinen lauten Spott so reichlich über ihn aus, daß jener nachher wie einem kalten Bad entronnen stand. Lukas gedachte ihn nun vollends gesund zu machen und band ihn fester an sich selbst. Er hielt ihn mit schwerer Arbeit fortwährend in Atem, führte ihn aber auch zu Vergnügen und Genuß. So nahm er ihn mit sich zu einer weiten Wanderung durch die großen und hohen Waldungen, die sich auf dem Hügelrücken hinzogen, zu einer Ruderfahrt auf dem See, einmal selbst zur Aufführung eines vaterländischen Schauspiels, das in der Nähe von St. Felix auf einer großen und wohleingerichteter Schaubühne gegeben wurde. Indem er ihn so unter seinem eignen starken Schutze hielt, glaubte er den Sohn zu heilen, wußte nicht, daß er nicht bis in sein Innerstes zu greifen vermochte und daß dort heimlicher, aber heißer das Feuer fortmottete, das in dem seltsamen Träumer nun einmal entfacht war.

Während Lukas Hochstraßer auf diese Weise mit seinem Jüngsten sich beschäftigte, hatte Gotthold Fries, der Kapitän, in diesen Tagen viel über seine Tochter nachzudenken. Aber in des

Kapitäns Gedanken war nur sie, die eine, und es war vielleicht nur darum, daß sein Blick die Seele Brigittens völliger durchschaute als Lukas, der vieles zu übersehen und zu umfassen hatte, diejenige Davids. In Brigittens Innerem war auch wie in ihrem feinen und hellen Antlitz nicht schwer zu lesen. An ihr war eine große Lauterkeit und eine noch kindliche Unschuld, die wenig zu denken gaben. Aber gerade, weil er des Mädchens Innerstes erkannte, wunderte sich der Kapitän über sie. Sie war eine seltsame Braut, glücklich wie ein Kind, das sich am Frühling freut, ihre blauen Augen waren vielleicht noch heller als früher, und weil in ihr selber alles schön und lauter war, sah sie an der Welt, an ihrer eignen Umgebung, vor allem an Martin alles nur lauter und schön. Vor allem aber hatte sie, je mehr sie mit Lukas Hochstraßer in Berührung kam, in ihrem Herzen ein Bild von diesem aufgerichtet, vor dem sie gleichsam täglich in einer stummen Andacht stand. Ein grenzenloses Vertrauen zu Lukas erfüllte sie; oft kam sie heim und erzählte von ihm, und Fries erkannte allmählich, wie sie Martin zwar liebte, wie aber der Abglanz, der vom Vater auf den Sohn fiel, sie das Bild des letzteren in einem verklärten Lichte sehen ließ. Auch schien es ihm, daß sie, ohne es zu wissen, eine heimliche Furcht empfand, es möchte eines Tages ein Teil des schönen Scheines schwinden, denn mehr als einmal äußerte sie zu ihm: „Wenn wir nur den Vater lange behalten," und er wußte, daß Lukas für sie die Stütze des neuen Hauses war, in das Martin sie führen sollte.

Allmählich, und obwohl Fries wie Lukas Hochstraßer mahnten, nicht zu eilen, begannen die Brautleute von der Hochzeit zu reden. Martin besonders drängte und wollte das Fest noch vor Ende des herankommenden Winters gefeiert wissen. Dieses Drängen war das erste, was in Brigitte zuweilen ein Befremden weckte, und zwar war es nicht die Ungeduld Martins selbst, sondern die Art, wie sie sich äußerte, die sie manchmal plötzlich erstaunt aufblicken ließ. Er war nicht mehr der bescheidene und fast zage Freier, der er am Anfang gewesen. Seine Liebe war herrenhaft geworden, so daß er nicht mehr um kleine Gunstbezeugungen mit einer schlichten Ausdauer warb, sondern sie als ihm zu Recht gehörend stürmisch forderte. Dieses Fordern lag zwischen den Zeilen seiner häufigen Briefe, und wenn er kam, sprach er leidenschaftliche Worte in einer stillen und versteckten Art, die sie nur drängender machte und die in Brigitte eine leise Scheu wie vor etwas Unrechtem weckte. Dennoch wuchs ihre Liebe zu ihm. Das Feuer, das in ihm brannte, äußerte sich nicht nur in seinem Benehmen gegen sie, sein ganzes Wesen war in diesen Tagen davon erfüllt, so daß es in seiner dienstlichen Tätigkeit, in der Art, wie er von der Zukunft sprach und für sie Pläne schmiedete, ja selbst in seinem äußern Auftreten sich zeigte. Er konnte Brigitten von dem und jenem Erfolge in seiner Berufstätigkeit berichten, war voll eines schönen und flammenden Mutes und voll hoher Zukunftshoffnungen, sein Blick glänzte, er hatte einen leichten und wiegenden Gang, und oft klang, was er sprach, in ein glückliches Lachen aus, das

sein frohes Kraftbewußtsein verriet. Dadurch gewann sein Wesen etwas mit sich Fortreißendes, dem auch Brigitte erlag. Sie glaubte immer mehr Aehnlichkeit mit dem Vater in ihm zu finden und meinte, was jetzt Brausen und Ungeduld in ihm sei, würde einst zu der großen und freien Stärke sich klären, die Lukas eigen war.

So gingen die Tage. Der Winter kam, überzog die Hügel mit einer Schneedecke und spannte ein lastendes Netz von Nebeln über See und Land. Der See dampfte. Es wurde kalt und kälter, über das Wasser wuchs eine Kruste brüchigen Eises. An Weihnachten eroberte Martin die Zusage Brigittens und ihres Vaters, daß die Hochzeit im März nach dem Herrlibacher Fasching stattfinden sollte. Martin hatte kurz vorher seine Beförderung zum Oberleutnant erhalten und mit dem Bewußtsein und den Ausweisen zum Feste kommen können, daß er das hohe Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten besaß. Er war daher während seiner Anwesenheit in Herrlibach in einer heitern und glücklichen Laune und voll überschäumender Lebensfreude, so daß er die langsamen Menschen im Hochstraßer-Hause wie im Hause des Kapitäns ansteckte und eine sorglos fröhliche und gehobene Stimmung unter sie trug. Der Kapitän drückte ihm, als er diesmal nach St. Felix zurückfuhr, mit beiden Händen die Rechte, und es kam ihm aus aufrichtigem Herzen, als er sagte: „Ich freue mich, daß sie mit dir gehen wird, meine Brigitte.“

Lukas Hochstraßer aber, der viel Arbeit hatte und sich keine Muße gönnte, blickte auf Martin mit denselben scharfen Augen wie

immer. Er legte ihm die Hand fest auf die Schulter und sagte: „Laß das, was jetzt in dir ist, andauern." Der Sohn war fast ungehalten, daß dem Vater kein Lob, nur eine Forderung von den Lippen kam.

An jedem Sonntag kam Martin zu Besuch. Es gab noch viel zu besprechen. Einmal nur — es war acht Tage vor Faschingsanfang — wollte er ausbleiben, da er lange nicht mehr im Kreise der Kameraden geweilt habe. Gotthold Fries war am Tage vorher verreist, ein seltenes Ereignis im Leben dessen, der ehemals viel umhergefahren. Im Süden Deutschlands lebte noch ein Bruder seiner verstorbenen Frau, der ihn lange zum Besuche gedrängt und bei dem er einige Tage zu verbringen gedachte. Brigitte war am Nachmittag im Hochstraßer-Hause gewesen, aber bald heimgekehrt, da auch Lukas über Berg zu tun hatte und abwesend war und Rosa sie nicht zum Bleiben aufforderte. Sie saß darauf den ganzen Abend mit einem Buche, in dem sie wenig las, am Fenster der Wohnstube. Es war ein eigentümlicher Tag, der in einem seltsamen Abend endete. Nach langer Kälte war plötzlich fast schwüle Wärme eingetreten, eine stechende Sonne zerriß dann und wann die dichten, weißen Wolken, die in Knäuel geballt am Himmel standen. Der Schnee schmolz. Auf der Straße waren schmutzige, wassergesättigte Geleise in die weiße Decke geschnitten, von den Dächern quoll das Wasser in Bächen und im kleinen Garten vor des Kapitäns Haus sank da und dort eine Flocke von einem der Bäume, daß der befreite Ast in die Höhe schnellte und nachher noch lange leise auf und nieder schwang.

Es war ein geräuschloses Leben in diesem Wiegen der Bäume, dem Wasserrieseln und dem Sichballen der Wolken in der Höhe und es hatte etwas Beängstigendes an sich; denn es war, als könnte das sonderbare Treiben nicht wieder in sich selber zusammensinken, sondern müßte zu irgendeinem Ausbruche anschwellen, einem Sturm, einer Flut. Darum war der Abend schwer und eigen.

Die Sonne erlosch allmählich, als sie hinter dichteres Gewölk hinabzog, und es dunkelte früh. Brigitte Fries hatte das Buch längst zugetan und saß, wie sie gerne tat, die Ellbogen aufs Gesimse gestützt und den Blick ins Leere hinaus gerichtet. Sie machten stets spät Licht im Hause. Vater und Tochter liebten das Halbdunkel. Auch hatte das Mädchen so vieles zu denken, daß sie kaum gewahr wurde, wie Dämmerung und Nacht über sie kamen. Das leise Rieseln des Wassers, zuweilen noch das dumpfe Sinken der sich lösenden Flocken drang zu ihr herein, und das Geheimnisvolle dieser verlorenen Laute erhöhte ein unklares Gefühl der Einsamkeit und der Beklemmung, das sie erfaßt hatte. Sie dachte an den Vater, der sie lange nicht allein gelassen hatte und alt war, dabei ängstigte sie sich zum erstenmal um ihn, als ob ihm auf seiner Reise etwas zustoßen sollte. Dann gingen ihre Gedanken ins Hochstraßer-Haus hinauf, wo sie heute vorgesprochen. Es war ihr gewesen, als fehle die Helle in dem stattlichen Bau und die freie Luft, die sonst da oben wehte, weil Lukas, der Vater, nicht dagewesen war, und sie sah ihn vor sich, der jetzt wieder zu Haus sein mußte, und wünschte sich hinauf, weil sie

wußte, daß die leise und unerklärliche Angst, die jetzt in ihr war, in seiner Nähe nicht aufkommen könnte. Dann trat ihr Martins Bild vor Augen. Ihr Herz schlug, unwillkürlich glitt ein Lächeln um ihre Lippen. Stattlich und schön und jung sah sie ihn vor sich, fühlte seinen Blick, der wie der seines Vaters leuchtete, nicht ganz so hell, verschleierter, fast so, daß einem heiß wurde dabei, aber — — —

Mit der Scheu einer sich Fürchtenden wendete sie sich vom Fenster ab und ins Zimmer zurück. Es war so dunkel, daß sie die einzelnen Gegenstände, den runden, teppichbelegten Tisch, den braunrot bezogenen Diwan, die Bilder des Vaters und der Mutter, die an der Wand hingen, nicht mehr unterschied. Da seufzte sie, stand auf und machte Licht. Als die Lampe an der Decke brannte, stand sie eine ganze Weile am Tisch, die Hände gedankenlos an ihr reiches Haar gelegt und wie lauschend. Der rote Schein der Lampe lag voll über ihrer Gestalt, ihre reine Stirn schimmerte, und ihre großen Augen schauten dunkel und erschreckt vor sich hin. Es war heute so unheimlich im Hause! Da gingen Schritte auf der Straße — und — vorüber. Richtig, das letzte Schiff von St. Felix war gekommen. Es gingen Leute unten vorbei. Ja, und es war fast unvorsichtig, daß ein junges Mädchen wie sie ganz allein im Hause blieb. Man hörte und las doch so viel von allerlei Unglück. Gleich wollte sie hinaus, die Haustür abschließen, und früh wollte sie sich legen. Da, horch! Wieder kam jemand vorbei und — da — ging nicht das Gartentor? Es kam jemand! „Mein Gott!" Sie griff mit der

Rechten an den Tisch, um sich zu halten, das Herz klopfte ihr wild. Da knarrte leise die Außentür und jetzt klopfte es am Zimmer, hastig und fast heimlich; es schien beinahe, als ob der, der klopfte, verlegen sei, ob er es tun sollte oder nicht.

„Herein!" sagte Brigitte. Sie hatte sich gefaßt, sich selber scheltend, daß sie so schwach und feig war. Dann stieß sie einen kleinen Schrei aus. Martin kam herein. Er trug Uniform. Hastig nahm er die Mütze vom Kopf und sagte lachend „Guten Abend". Die Hast, die in der einen Bewegung gelegen hatte, war in seinem ganzen Wesen. Es war beinahe, als habe er zu Fuß und in Eile den Weg von St. Felix hierher gemacht. Schweiß stand auf seiner Stirn und sein schönes blauschwarzes Haar war feucht, sein Gesicht noch bleicher als sonst. Brigitte aber lachte froh und herzlich auf. Sein Kommen nahm die Beklemmung von ihr, und sie ging auf ihn zu und tat, was sie noch nie getan hatte, legte ihm die Arme um den Hals. „Wie ich froh bin, daß du gekommen bist," sagte sie. „Ich habe mich gefürchtet," fügte sie hinzu.

Sie standen einen Augenblick aneinander gelehnt. Als Brigitte Martins Arme sich fester um sie winden fühlte, kam ihre Scheu zurück. Sie machte sich los: „Woher kommst du?" fragte sie, und als sie zu ihm aufblickte, befremdete sie etwas an ihm. Er sah aus wie einer, der eben von einem Feste kam, bei dem es laut und wild hergegangen. Er dampfte noch von einer kaum still gewordenen, ausgelassenen Freude. An seiner Gestalt war alles Bewegung. Er sprach dann

mit einem Aufschnaufen, als ob er eben erst Atem geschöpft habe:

„Es ist lustig zugegangen in St. Felix heute. Fast haben sie mich nicht fortgelassen.“

„Und wie willst du zurückkommen?“ fragte Brigitte. „Hast du Urlaub?“

„Der Rabenwirt soll mich in seinem Wagen zurückfahren,“ sagte Martin. Dann zog er Brigitte nach dem Sofa. Er legte den Arm um sie und erzählte. Von einem Mahl mit den Kameraden in dem und dem Gasthof von St. Felix! Viel Champagner sei geflossen! Flott ging es zu! Die ganze Nacht werde es fortdauern! Auf einmal sei ihm eingefallen, daß sie, Brigitte, heute abend allein sei. So sei er denen da unten fortgelaufen, ihr zu lieb. Er küßte sie heftig auf den Mund. Sie ließ es geschehen, aber nachher saß sie in stillem Nachdenken neben ihm. Da merkte er, daß er sie erschreckt hatte. Er nahm ihre Hand und sprach ruhiger und leise zu ihr. Eine Weile saßen sie schweigend Hand in Hand. Im Ofen war ein starkes Feuer und die Lampe half mit die Stube wärmen. Es war heiß.

„Du mußt gehen,“ sagte Brigitte endlich. Und dann aufschreckend fügte sie hinzu: „Es soll nicht sein, daß wir noch beisammen sind — jetzt!“

Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie fest. Auf einmal war das wieder an ihm, was er hereingebracht, die dampfende Freude, eine Art Gier fast war es. Brigitte atmete rasch. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sprach aber in einem verschüchterten, verlorenen Ton. Er hatte dessen nicht acht.

Plötzlich ersah sie einen Augenblick, da seine Hände von ihr ließen. Sie sprang auf und trat an die Wand hinüber. Ihr schmales Gesicht war weiß, ihre Augen standen voll Tränen.

Er streckte die Hand nach ihr aus. Aber sie kam nicht. „Ich fürchte mich vor dir," sagte sie mit verhaltener, fast atemloser Stimme.

Er lachte laut. Dann stand er auf und suchte sie zu beruhigen. Aber sie bat ihn nur: „Geh — geh doch!" Und wieder, inbrünstig mit gegen ihn erhobenen Händen: „Geh doch, jetzt!"

Er sah etwas in ihrem Blick, das ihn einen Augenblick ernüchterte. Es fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, daß er es mit ihr verdorben hatte. Er sah, daß eine Kluft zwischen ihm und ihr war. Vielleicht, daß das ihm die Besinnung nahm. Er faßte ihre Hand, redete auf sie ein, verworrene Worte. Immer mehr schien er sich selbst zu verlieren. Und immer noch wuchs in der Stube die heiße und schwere Luft. Die Lampe stieg und begann zu rauchen. Ein übler Geruch verbreitete sich, trüber Dunst füllte den Raum. Brigitte entwand sich ihm abermals und bat ihn: „Geh!" Ihre Lippen bebten, eine Hilflosigkeit ohnegleichen war an ihr. Dann faßte sie der Zorn. „Du mußt fort!" schrie sie ihn an, zitterte am ganzen Leibe. Aber er ging nicht.

Es war späte Nacht geworden. Die Lampe rauchte noch immer. Qualm füllte die Stube. Brigitte, deren Kopf dumpf und wirr war, hob müde die Hand und schraubte den rauchenden Docht zurück. Ihre Angst lähmte sie völlig. Sie sagte nicht mehr: „Ich fürchte dich, Martin."

Ihr Blick war groß und schmerzlich wie der des in die Enge getriebenen Wildes. „Ich weiß nicht, was du noch hier suchst," stammelte sie nur und stand mit dem Rücken an den Schrank gelehnt, der an der einen Wand seinen Platz hatte. Ihre Hände griffen wie zum Halt hinter sich.

„Gehörst du nicht mir?" sagte Martin. „Du bist mir doch versprochen. Was läufst du vor mir davon? Und in vier Wochen wird die Hochzeit sein!" — —

Die Lampe wurde müde. Sie rauchte nicht mehr, der Docht schwelte. Und die Nacht war endlos mit ihrem Wasserrieseln vor dem Hause und der glühenden Schwere in der Stube. Gegen Morgen ging die Haustüre, die Martin Hochstraßer entließ. Brigitte Fries war hinter ihm her aus der Stube gegangen. Sie wankte wie eine Trunkene. Als die Haustüre ins Schloß fiel, stand sie einen Augenblick lauschend, dann brach sie dort, wo sie stand, mitten im Flur zusammen.

Der Morgen kam. Aber lange lag das Mädchen ohne Sinne im Flur.

Elftes Kapitel

Der Morgen war wie jeder andre. Er war hell, ja heller als mancher. Denn die späte Sonne nahm ihren winterlichen Glanz zusammen und warf ihn über Land und See. Der Wolken waren weniger geworden. Sie kamen weißen Schiffen gleich aus Osten geschwommen und zogen

langsam hoch über die Wälder der Hügel, über die stillen Dörfer und über den See. Es taute nicht mehr. Ein kalter Wind trocknete die Rinnen der Straße.

Drüben vor dem Hause des Kapitäns lag noch das blaue Wasser und jenseits stieg das schöne Ufer sacht an, und der noch weiße Wald ragte gen Himmel und hatte den Glanz der Sonne über sich. So war es Tag.

Und es war doch nicht Tag!

Brigitte Fries saß am Fenster, wo sie gestern gesessen hatte. Sie hatte die schlanken Hände im Schoß liegen und sah bald vor sich nieder, bald aus dem Fenster ins Leere. Ihr Gesicht war weiß wie der Schnee, der noch auf den fernen Hügeln lag. Ihre Augen hatten einen Ausdruck wortlosen Grams. Unter ihnen lagen tiefe Schatten. Zuweilen zog sie die hochgebogenen Brauen auf, daß die Stirn sich in Falten legte, und als schmerze sie der Kopf. Ihr Haar aber war sorglich in Zöpfe gelegt und geglättet, sie trug das schlichte Kleid, das sie täglich im Haushalt anlegte, und es war sauber und schmuck wie jeden Morgen. Sie hatte sich für diesen neuen Tag gerüstet, obwohl sie den Tag und seine Sonne nicht sah, sondern wie einen Nebel vor ihren Blicken hatte, so daß alles grau war. Die Dörfer läuteten einander den Morgengruß zu, das war immer wie ein freundliches Wandern singender Stimmen rund um den See. Heute hatten die Glocken keinen Klang. Und in der Welt, die gestern voll Hoffnung gewesen, war heute keine Freude, war alles öde, düster und grau.

Nach einer Weile erhob sich Brigitte; sie war

nicht an Müßiggang gewöhnt. So hob sie mechanisch ihr Tagwerk an, tat es auch fort, den ganzen Morgen hindurch, nur langsamer als sonst und als müßte sie sich über alltägliche Dinge manchmal besinnen. Immer noch zog sie dabei, als schmerze sie der Kopf, die Stirne hoch. Sie bereitete sich ihr Mittagsmahl, setzte sich zu Tisch, nur essen konnte sie nicht. Aber als sie dasaß. brachte der Briefträger ihr eine Karte ihres Vaters, Sie legte sie vor sich hin, las die Adresse und legte sie wieder auf den Tisch. Dabei schauderte sie zusammen. Sie konnte die Karte nicht lesen. Was — würde er sagen, der Vater? Und sie fror wieder und trug vom Tisch ab, was sie aufgetragen hatte.

Einige Stunden vergingen. Brigitte arbeitete das und jenes, zuweilen schlich sie ans Fenster zurück und saß und sann.

Dann kamen weite, starke Schritte über die Straße, durch den Garten an die Haustür. Lukas Hochstraßer! Sie fuhr auf. Einen Augenblick versagte ihr der Atem; sie griff an die Kehle, als enge sie das Kleid am Halse. Eine fürchterliche Scham überfiel sie. Der — sein Vater — sein ehrwürdiger Vater — der durfte es nicht sehen — nicht wissen. Als Lukas an die Stubentür pochte, hatte sie sich zusammengerafft. Sie lächelte, als er hereinkam. Aber es war ein mühsames Lächeln und ihr Mund zitterte. Er erkannte im ersten Augenblick, daß ihr etwas fehlte. Er grüßte nicht einmal. „Was hast du?" fragte er sie.

Da überwand sie sich dennoch und log, daß ihr den ganzen Morgen nicht wohl sei, doch werde es schon vorübergehen. Als er sich setzte und

sagte, er habe nach ihr sehen wollen und ob sie nicht mit ihm heimkommen möge, trat sie dicht an ihn heran und lehnte sich an ihn, als ob sie ihm etwas sagen wollte und es doch nicht herausbrächte.

Er legte den Arm um sie, sprach ihr zu und wollte wissen, was er für sie tun könne. Da meinte sie, sie würde am Abend wohl noch ins Hochstraßerhaus hinaufkommen, wenn ihr besser sei. Sie wolle sich nachher ein wenig niederlegen. Lukas stimmte ihr bei, sprach dann von dem und jenem, kam auch auf Martin zu reden, und sie hörte zu und gab Antwort. Weil sie aber sichtlich blasser wurde, einmal auch ihr die Lider über die Augen sanken, als ob sie ohnmächtig werden wollte, befiel ihn Unbeholfenheit; er hatte nie mit schwachen Frauen zu tun gehabt und empfand eine unklare Angst um das Mädchen, das wie der Tod aussah. Er ermahnte sie, sich zu legen, und versprach ihr, auf der Stelle Rosa zu schicken. Aber da lächelte sie wieder und faßte sich, wollte von Rosa nichts wissen, wollte sich nur ausruhen. So stand er bald auf, litt es nicht, daß sie ihn begleitete, strich mit der großen Hand über ihren blonden Scheitel und sprach ein paar ruhige Worte, die ihr seltsam wohltaten. Dann ging er und sie wußte, daß er am Abend wieder nach ihr sehen würde, wenn sie nicht in den Berg kam, wie sie versprochen hatte.

Am Abend, noch ehe Lukas wieder erschien, kam ein Brief von Martin, ein stürmischer, reuevoller, halb demütiger, halb zorniger Brief. Verzeihen solle sie, nicht verwerfen solle sie ihn. Sie sei doch zu seiner Frau bestimmt! Da besann sie sich, wie alles werden sollte. Sie suchte allerlei

Entschuldigungen hervor und begann den Bräutigam vor sich selber reinzuwaschen. Es war eine mühselige Arbeit, aber sie tat sie mit zäher Unverdrossenheit; nur immer, wenn sie es getan hatte, waren wieder neue Bresten und Flecken an ihm. Allmählich gewann sie aus allem den einen Entschluß, daß in ihrem Leben nichts anders werden dürfe. Sie wollte versuchen, sich in Martin zu finden, obwohl ein seltsames und fürchterliches Gefühl des Zuwiderseins in ihr aufstieg, wenn sie jetzt an ihn dachte. Sie konnte sich aber nicht helfen, daß sie über den Sohn hinaus immer den Vater sah, den Mann, der wie ein Turm unter den Menschen stand, und um des Vaters willen konnte sie sich nicht vom Sohne lossagen, weil — weil sie das Häßliche, das am Sohne zutage getreten war, nicht vor die Augen des Vaters kommen lassen wollte.

Mit dem Einnachten kam Lukas wieder, barhaupt, mit offener Weste, wie der Landmann bei der Arbeit geht. „Du mußt mich nehmen, wie ich bin," sagte er im Eintreten. „Es ist viel zu tun daheim und ich wollte doch so bald nach dir sehen, als es sein konnte."

Brigitte war noch immer bleich, hatte aber eine stille Ergebenheit und Festigkeit gewonnen, die ihr etwas frauenhaft Ruhiges gab und ihr wohl stand. Auf Lukas' Frage gab sie Bescheid, daß ihr besser sei. Dann trug sie ihm ungeheißen ein Abendbrot auf. Als sie darauf beieinander saßen, kam jedes in des andern Nähe ein tiefes Wohlempfinden an. Sie führten ein ruhiges Gespräch von der Zukunft, von Martin, von Gotthold Friesens naher Rückkehr, und wenn

auch Brigitten zuweilen plötzlich die darniedergehaltene Angst und Qual vor den Atem kam, so daß sie die Lippen zusammenpreßte oder ein Wort sich ihr verschlug, war ihr doch, daß sie mit Hilfe dessen, der jetzt bei ihr saß, über das hinwegkommen müßte, was geschehen war.

Im Gespräche meinte Lukas: „Manches wirst du an Martin anders wünschen, aber — laß gut sein — ich denke, wir beide werden ihn schon so in die Schuhe stellen, wie wir ihn brauchen."

Da atmete Brigitte hoch auf und sagte: „Ja, nicht wahr, Vater, Ihr werdet Eure Augen auf uns behalten?"

Er nickte mit einem ruhigen Lachen. Dann begann er von vielem zu sprechen, was er für die Zukunft, für seine Söhne und sein Haus sich zurechtgelegt. Es war alles geordnet und geglättet, und wie er es erzählte, stand die kommende Zeit in klaren und festen Strichen vor Brigittens Augen hingezeichnet. Als er dann endlich sich erhob, ihr die Hand reichte, meinte, sie habe ihm am Vormittag Angst eingejagt mit ihrer Bläſſe, und sie aus seinen Worten die schlichte Freude an ihr selbst hörte, war ihr einen Augenblick, als ob sie sich ihm an die Brust werfen sollte: ‚Hilf mir du! Sag' mir, was ich tun soll!' Aber dann schämte sie sich wieder ihrer Schwäche angesichts seiner großen, in Wort und Geste liegenden Kraft und sie bat ihn nur, morgen wieder zu kommen, da ihr das Alleinsein ungewohnt und fast mühsam sei.

Trotzdem sein Tagewerk reichlich und schwer war, kam Lukas auch andern Tages. Sie kamen sich in diesen zwei Tagen seltsam nahe. Brigitte

wurde aus dem Grübeln über das, was geschehen war, herausgerissen, solange Lukas da war. Sie gewann etwas von ihrer Sicherheit, ja selbst von ihrer Fröhlichkeit zurück, bis Gotthold Fries heimkehrte. Nur Martins Brief zu beantworten vermochte sie nicht. —

Es war später Abend, als Gotthold Fries zurückkam. Er traf mit demselben Schiff ein, mit dem Martin damals gekommen war. Es war schon dunkel und eine häßliche Nacht begann. Regen und Sturm! In Stößen fuhr der Wind über die Straße daher, es war jedesmal, als ob eine Schar wilder Pferde vorüberfegte, dann peitschte der Regen die Scheiben, und ein Zischen und Brodeln kam vom See her, dessen Wellen ans Ufer schlugen. Gotthold Fries trat ein, in seinen alten Mantel gehüllt, der noch ein Ueberbleibsel seiner Kapitänsjahre war. Obwohl er nur den kurzen Gang vom Schiff nach seinem Hause getan hatte, triefte er von Wasser und pustete, stellte den Handkoffer, den er getragen, gleich im Flur zu Boden und schimpfte: „Ein schönes Wetter habt ihr in Herrlibach!"

Da trat Brigitte zu ihm, gab ihm die Hand und half ihm aus dem Mantel. Vom Sturm gezaust und im trüben Licht der Flurlampe kam er nicht dazu, das Mädchen näher anzusehen. Dann wurde er das Unbehagen, das er von außen hereingebracht hatte, los, nahm Brigittens Hand und ging mit ihr in die Stube, wo für sie beide gedeckt war. Er war gesprächig wie selten und hatte von seiner Reise so viel zu erzählen, daß er nicht dazu kam, zu fragen, wie es zu Hause gegangen. Brigitte trug das Essen

auf, setzte sich mit an den Tisch, an dem der Vater schon Platz genommen hatte, und hatte so lange die Ruhe bewahrt, die ihr Lukas gegeben hatte. Auch dann noch wurde sie Herr über die heimliche Qual, die in ihr erwachte, sie machte sich viel zu schaffen um den Heimgekehrten und fragte immer wieder nach dem und jenem, wenn er je zu sprechen aufhörte. Endlich aber hatte der Vater alles, was er bedurfte, und gingen ihr die Gedanken aus. Da fühlte sie, wie das Blut siedend in ihr aufstieg, jetzt zum Halse, jetzt in Wangen und Stirn. Sie beugte sich tief über ihren Teller. Und jetzt hob Gotthold Fries das braune Gesicht, von dem das weiße Haar und die gleichfarbigen Brauen schön und scharf abstachen. „Wie ist es dir gegangen, Kind? Ist Martin dagewesen?" fragte er.

„Ja," sagte sie und hob in diesem Augenblick die Augen. Gleichzeitig schaute auch Gotthold Fries sie an. Ein Ausdruck des Befremdens kam in seine Züge, er hörte auf zu essen und saß in vorgebeugter Haltung, scharf in Brigittens Angesicht spähend. Sie legte die Hände auf den Tisch, ihre Augen wurden größer, und es wuchs langsam, langsam eine fürchterliche Angst daraus heraus. So schauten sie einander wohl eine Minute lang, ohne zu reden, an. Dann fragte Fries: „Was — was ist mit dir?"

Sie stand auf und ging ans Fenster, legte die Hand auf den Knauf und schaute in die Nacht hinaus, ohne sie zu sehen.

„Was hast du?" fragte der Vater wieder. Auch er erhob sich und kam an sie heran, mit den nicht mehr sicheren Händen faßte er von hinten ihre

beiden Arme und zwang sie, sich umzuwenden. Nun war ihr Gesicht wieder so fahl, wie Lukas es gesehen hatte. Aber an Friesens Art war nichts von der stählenden Kraft, die in Lukas Hochstraßers Nähe lag. Er war alt, gebrechlich und dann — er war derjenige, an den Brigitte festgewachsen, mit dem sie eins war und vor dem sie Zeit ihres Lebens keine Geheimnisse gehabt hatte. Wie der Sturm, der draußen über die Straße fegte, brach plötzlich ein Schluchzen von ihr. Sie hielt sich am Fensterknauf und zitterte, als ob sie friere, und sagte nur zweimal mit bebenden Lippen ein leises: „Mein Gott!"

Fries suchte sie mit halblauten Worten zu trösten, wie man Kinder tröstet, und als sie auf vielmaliges Fragen, was ihr fehle, keine Antwort hatte, erzürnte er sich nach Art alter Leute und zänkelte, sie möge doch reden. Sie antwortete noch immer nicht. Der zwischen Zorn und Angst hin und her geworfene Alte fuhr aber fort, ihr zuzusprechen: das sei kein Benehmen für ein Mädchen, dem bislang nichts gefehlt habe und vor dem die Zukunft in schönem Lichte liege. Er meinte dann, daß sie unter seinen Worten sich beruhige, und versuchte, dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben, neckte sie, daß eine, die eines so schönen und stattlichen Menschen und Soldaten wie Martin Hochstraßer Frau werden wolle, keinen Anlaß zu Klagen habe. Da aber, da er das gesagt hatte, stockte er plötzlich. Brigitte hatte sich nach ihm umgewendet, es sah aus, als müßte sie jeden Augenblick zusammensinken. Mit beiden Händen hinter sich ans Gesims greifend, stand sie da,

immer noch wie frierend. Ihre weiße, klare Stirn leuchtete in die von der Lampe schwach erhellte Stube. Ihre Lippen bewegten sich; aber Fries verstand nicht, was sie sprach. Auf einmal sagte sie klar und deutlich: „Ich bin schon seine Frau.“

Der Kapitän starrte sie an. Die Gedanken stürmten so jäh auf ihn ein, daß er das Reden vergaß. Dann erriet er, was geschehen war, erriet alles aus den Befürchtungen heraus, die er ehemals gehabt, aus manchem, was ihn auch dann noch bedrängt hatte, als die Freude an Martin über seine anfänglichen Zweifel Herr geworden war.

„Schlagt Ihr mich, Vater?“ fragte Brigitte, ihre Augen glänzten fiebrig.

Aber Gotthold Fries hatte keinen Zorn. Er war wie mit schwerer Faust vor die Stirn geschlagen. Langsam wendete er sich um und ging zu seinem Sofasitz zurück, dort hing er den einen Arm über die Lehne, den andern stützte er mit dem Ellbogen auf sein Knie, den Kopf ließ er auf die Brust sinken, tief, bis das braune Gesicht völlig in den Schatten gerückt und dunkel war, während das seidene Haar in fast grellem Weiß wider das Licht schien. Dann hob Brigitte in kurzen, abgebrochenen Worten zu sprechen an. Immer wieder holte sie einen Satz aus sich herauf wie einen schweren Stein und bröckelte ihn dann vor den Vater hin in kleinen, kantigen, schmerzenden Stücken. Das war geschehen! Sie wußte nicht, ob er verstand, was sie sagte. Zerschlagen und zerschmettert saß er dort. Er war Tags seines Lebens ein gutherziger und freundlicher Mann, im Berufe fest, nie aber überstark

gewesen. Und jetzt war er alt — und jetzt hatten sie ihm das Bild zerschlagen, an dessen Heiligkeit er mit fast dürstenden Blicken täglich gehangen hatte! Als er aus Brigittens Erzählen alles wußte, entrangen sich ihm ein paar Worte: „Ich darf mich nicht mehr sehen lassen vor den Leuten."

Da kam Brigitte zu ihm herüber, kniete vor ihn hin und bat, daß er ihr rate, redete wirre Worte, aus denen doch ihr Entschluß klang, daß sie mit Martin nicht brechen könne, um seines Vaters willen nicht.

Er nickte wie einer, der von Sinnen ist, in sich hinein. „Weißt, was wir am besten täten, wir zwei, Mädchen? Hinausfahren sollten wir jetzt auf den See, wir beide in der Nacht, wo uns keiner sähe, und nicht mehr heimkommen sollten wir."

„Vater," stöhnte Brigitte und rutschte näher an ihn heran, ihn mit beiden Armen umfassend. „Der Herrgott sähe uns doch, Vater."

In diesen Worten, die sie gleichsam den Lippen des Pfarrherrn nachsprach, dessen Unterricht sie zu St. Felix genossen, lag die ganze Reinheit und Kindlichkeit ihres Wesens. Sie rüttelten den Alten auf, der seine Gedanken nicht mehr, wie er wollte, zu lenken vermochte, weckten ihn zur Erinnerung, daß sie vorhin Lukas genannt hatte. Und an diesen Namen begann auch er sich wie an eine rettende Planke anzuklammern. „Lukas Hochstraßer," murmelte er, „vielleicht weiß der einen Rat!"

Sein Murmeln ging dann in ein bloßes Lippenbewegen über, so daß er immer noch wie ein Verwirrter dasaß. Erst allmählich, da er die Ver-

zweiflung aus Brigittens zu ihm erhobenen Augen scheinen sah, ermannte er sich. Sein Ton wurde fester. „Ja! Mit Lukas wollen wir morgen reden," sagte er.

An diesem Entschluß fanden sich beide in den Alltag zurück. Aber die Dumpfheit wich nicht von dem kleinen Haus. Fries und Brigitte gingen aneinander vorbei und saßen verloren herum, und wenn eines dem andern begegnete, erschraken sie, und wenn eines dem andern ein Wort sagte, fuhr dieses zusammen und das Blut stieg ihm ins Gesicht, als ob es auf unrechten Gedanken ertappt worden wäre. Brigitte jedoch wuchs langsam, unbewußt aus ihrer Qual heraus. Sie stand in ihrer Stube, schlank, das Antlitz erhoben und die Augen an der Decke und betete. „Siehe mich, Herr, ich habe keine Schuld! Nun tue mit mir nach deinem Willen." So kam langsam, langsam eine stille Gefaßtheit ihr zurück. Der Vater aber, vielleicht weil ihm die Spannkraft der Jugend fehlte, vermochte sich nicht aufzurichten. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust, die kleine Gestalt schien noch mehr in sich selbst zusammenzuschrumpfen, und wenn ein Schritt auf der Straße hörbar wurde, verließ er die Wohnstube und verbarg sich; eine krankhafte Scheu vor den Menschen hatte ihn erfaßt. So geschändet fühlte er sich, daß er sein Gesicht ihnen nicht mehr zeigen konnte. So war er in jener ersten Nacht und so blieb er in den Tagen, die kamen.

In diesen kommenden Tagen hatten sie mit Lukas Hochstraßer reden wollen, aber keines von beiden kam auf das zurück, was sie am ersten Abend beschlossen hatten. Vielleicht wartete jedes,

daß das andre die Aufgabe erfülle, und weil keines den Mut hatte, blieb sie unerfüllt.

Am dritten Tag nach des Kapitäns Rückkehr kam Lukas zu ihnen. „Wenn ihr nicht zu mir kommt, muß ich zu euch kommen," sagte er, als er in seiner lauten und frohen Art bei ihnen eintrat.

Aber Brigitte war allein in der Wohnstube, hatte heiße Wangen und mußte lügen. Der Vater sei ausgegangen, sie wüßte selbst nicht zu sagen, wohin. Fries aber hatte sich auf den Estrich gestohlen, saß dort zusammengekauert, ächzte und die Scham schüttelte ihn. Lukas wartete eine ganze Weile, ob er zurückkommen werde, sprach von den Fastnachtsfreuden, welche die nächsten Tage bringen sollten, und zog eine Karte aus der Tasche. „Martin wird morgen kommen. Du wirst es schon wissen, Brigitte."

Und Brigitte würgte an einem Worte und log zum zweitenmal. Gewiß wüßte sie, daß er kommen würde, Martin.

„Tanzen will ich euch sehen zusammen," sagte Lukas lachend. Sein Ton verriet, wie groß er das Glück wertete, das sie, Brigitte, dem Sohne gegeben. Sie vermochte ihm abermals nicht zu sagen, was sich ihr auf die Lippen drängte.

So erfuhr Lukas Hochstraßer auch jetzt nicht, was auf ihr lastete. Ein Verdacht aber, daß etwas ihm verhehlt werde, stieg in ihm auf. Als er bald nachher das Haus verließ, wendete er sich draußen noch einmal zurück, und sein Blick überflog Fenster und Tür, als müßte er sich vergewissern, daß alles noch sei wie ehedem. Es war ihm etwas fremd erschienen an diesem Hause.

Zwölftes Kapitel

Martin Hochstraßer stieg in Herrlibach aus dem Schiff. Er trug dunkle Zivilkleider, drüben schafften sie seinen kleinen Militärkoffer ans Land. Einen Tag wollte er hierbleiben, übermorgen mußte er zurück in den Dienst! Während er über den Landungssteg schritt, sprach ihn ein Herrlibacher Bauer an, der gleichzeitig mit ihm ausstieg. Zerstreut und einsilbig gab er Bescheid. Ebenso und jedesmal wie aus Gedanken aufschreckend, erwiderte er, während er landein schritt, den Gruß, den ihm da und dort ein Bekannter bot. Er trug den Kopf nicht ganz so selbstbewußt und frei wie sonst und in seinen Augen war eine versteckte Unruhe. Sein Blick glitt dahin und dorthin, als wäre ihm unlieb, daß ihm der und jener nun just in den Weg liefe. Auch verhielt er zweimal unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, die Schritte. Dann flog um seinen Mund ein erzwungenes Lachen. War er nicht derselbe wie immer? Der Bräutigam der Brigitte Fries! War nicht alles beim alten? Antworten hätte sie ihm wohl dürfen auf seinen Brief. Und . . . Das Gefühl, daß sein Brief an Brigitte ohne Antwort geblieben war, bedrängte ihn, ohne daß er es sich gestand. Es verwandelte sich jetzt in eine Art Zorn, einen kleinen, zänkelnden Zorn gegen seine Braut, gegen alle Welt, als ob ihm, Martin, das größte Unrecht geschehen wäre. Gleich hinübergehen wollte er jetzt nach des Kapitäns Haus, und . . . aber . . . Eine eigentümliche Beklemmung nahm ihm den Atem. Das Gesicht wurde ihm heiß. Zum erstenmal in seinem Leben kam er sich klein vor, verächtlich klein. Er hatte

nicht den Mut, zu Brigitte zu gehen. Dann schritt er nach der Postwirtschaft hinüber. Seine Stimmung wechselte dabei wieder, der kleine Zorn kam ihm zurück, mit dem spöttischen Lächeln um den Mund und mit aufgeworfenem Kopf trat er in die Schenke. Ein halbes Dutzend Gäste saßen an den kleinen gelblackierten Tischen. Zwischen ihnen und dem Ausschanktisch ging noch dieselbe Kellnerin hin und her, die schon seit Jahren beim Postwirt in Dienst stand, ein starkes, grobknochiges Mädchen mit einem alternden Gesicht, von der Arbeit zerschnittenen roten Händen und dem ungeschlachten, frechehrlichen Wesen der Bauernwirtschaftsmamsell, die sich etwas gefallen lassen und etwas vertragen kann, aber im Grunde nicht schlecht ist. Martin grüßte im Eintreten kurz, verdrießlich, erkannte zwei Herrlibacher Schulfreunde unter den Gästen und ließ sich bei ihnen an ihrem kleinen Tische nieder. Ob er auch da sei, fragten die, und er nahm sich zusammen und tat sorglos und fröhlich. Aber die Kellnerin ließ er seine schlechte Laune fühlen, fuhr sie unwirsch an, als sie das erstemal seine Bestellung nicht richtig verstand, und als sie sein Glas Bier vor ihn hingestellt hatte, begehrte er auf, daß der Tisch nicht sauber sei. Das Mädchen murrte, in ihr Benehmen kam etwas Wegwerfendes. Dann murmelte sie etwas von nicht nötig haben, aufzubegehren. Ihr Gebaren stachelte Martin. Er trank sein Glas aus und forderte erregt ein zweites.

Indessen hatte das heimliche Aufbegehren der Kellnerin die Spottlust der beiden Kameraden Martins geweckt. „Empfindlich seid Ihr heute, Elise," foppte der eine.

Der andre, nach klotziger Bauernart, die nicht fragt, wo sie mit tappiger Hand hinschlägt, spielte auf ein Verhältnis an, welches das Mädchen bis vor kurzem gehabt und das von ihrem Partner gelöst worden. „Wenn einem der Schatz absagt, kann man nicht gemütlich sein, he, Elise!“ spöttelte er.

Das Blut schoß dem alternden Frauenzimmer dunkel zu Kopf. Da zwangen schlechte Laune und Zerfallenheit Martin Hochstraßer, sich einzumischen. „In Eurem Alter habt Ihr die Hoffnung wohl aufgeben dürfen,“ höhnte er das Mädchen. Sein Ton sagte noch mehr als seine Worte, es war, als weise er mit Fingern auf ihr nicht mehr junges, unschönes Gesicht.

Der Jähzorn sprang die nicht Ueberkluge an. Sie vergaß, wer er war: Martin, der Leutnant, Martin, des Lukas Hochstraßer Sohn!

„Du! Schweig nur, du!“ sagte sie, einen Schritt gegen ihn tretend.

Martins Gesicht wurde fahl. „Mit Euch habe ich nie Schmollis getrunken, meine ich,“ fuhr er auf.

Ein Wort gab das andre. Die Kellnerin begehrte auf; sie hatte ein böses Mundstück. Dann kam sie Martin an die Ehre. ‚Sein Maul halten sollte einer wie er,‘ warf sie ihm ins Gesicht.

Er stand auf. „Wieso?“ schrie er sie an.

„Wenn es schon niemand hat haben wollen, gekannt hast es doch, das Mädchen, das ins Wasser ist vor einem Jahr da drüben! Leugne es nicht ab, du! Ich habe dich gesehen, wie du mit ihr gesprochen hast! Die Hand will ich ins Feuer legen dafür, daß es eine von denen gewesen

ist, die du schon für den Narren gehalten. Du — du — Tropf du!"

Kreischend schrie die außer sich Geratene das in die Stube. Der Wirt lief ob dem Lärm herbei. Noch andre Leute kamen dazu, von der Straße herein, wohin der Lärm gedrungen war.

Martin war weder feig noch schwach. Als sein Zorn am wildesten war, steckte er die geballte Faust in die Tasche und maß das Mädchen, plötzlich ruhig geworden, von oben bis unten. Er lachte kurz auf, um seinen Mund hatte er einen verzerrten Zug. „Wir beide werden anderswo miteinander zu reden haben," sagte er nicht ohne Würde, gab dem Postwirt das Geld für sein Bier, sah die Neugierigen mit einem fast mitleidigen Blick an, immer noch das Lächeln auf den Lippen, und ging hinaus. Hinter ihm her gingen die Blicke der Zurückbleibenden. Nachher zogen sie über ihn los. Der Postwirt stellte seine Kellnerin zur Rede. „Ich habe es ihm einmal sagen müssen, dem!" brach sie los. „Er kann ja kein Mädchen in Ruh lassen. Gnade Gott derjenigen, die dem seine Frau werden muß! Daß der Kapitän Fries dem seine Tochter geben mag!"

„Er hat sich gut gehalten, seit er verlobt ist," warf einer von Martins Kameraden ein.

„Es treibt es mancher ein bißchen bunt, solange er jung ist," entschuldigte ein andrer Gast.

Aber die Kellnerin hielt ihnen entgegen: „Bunt, aber nicht zu bunt! Ich will wetten, was ihr wollt, daß das Schwabenmädchen seinetwegen ins Wasser ist, damals!" Der Streit wurde allgemeiner. Die Gäste nahmen für und wider Martin Partei. So trieben sie ein emsiges und

ergötzliches Spiel. Einer rühmte den Leutnant. Dann kam ein zweiter und sägte das bißchen Ruhm mit Schelten wieder ab. Eine ganze Weile dauerte es, bis sie sich beruhigten. Als sie aber endlich auseinandergingen, jeder in seine Gasse, ging auch das mit ihnen, was sie von Martin Hochstraßer verhandelt hatten, von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus, wie die Nachrede eben, auf den Lippen ihr „Pst — pst!", huscht. Ganz Herrlibach sprach am folgenden Tage von dem Vorfall in der Postwirtschaft und von Martin Hochstraßer, und es war dasselbe Spiel im großen, wie es vorher im kleinen gewesen war: die ihn mochten, setzten ihm etwas Gutes an, die, denen er nicht genehm war, sägten es wieder ab.

Martin indessen war zu Hause und war mit einer Lüge in dies Haus gekommen. Als er die Postwirtschaft verlassen hatte, war er langsam dem Hause des Kapitäns zugeschlendert. Aber er war noch weniger als vorher in der Stimmung, hineinzugehen. Er bog in den Fußweg ein, der zu Berg führte, und hob an, hinaufzusteigen. Bis hierher hatte ihn der Zorn über den Schimpf, den ihm die Kellnerin angetan, auf hohem Roß gehalten. Haha, der wollte er schon zeigen! Jetzt — husch, husch — wurde der Zorn stiller, bescheidener. Log sie etwa, die Kellnerin? Jedes Wort, das sie gesagt hatte, war wahr! Ein Ausspruch seines Vaters fiel ihm ein: „Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat!" Er, Martin, hatte diese Kraft nicht mehr! Vor kurzer Zeit noch hatte er gemeint, mit der ganzen Seele an — an der andern — an Brigitte zu hängen. Und

jetzt — ein Unbehagen kam ihn an, wenn er an sie dachte!

Das Blut brannte heißer in Martins Wangen. Lüge dir nichts vor, du! Vergeudet hast du dich und zersplittert und wirst weiter dich vergeuden und zersplittern! So — so einer bist! Und sein Herz begann zu klopfen, das Blut wich zurück, und er wurde ganz fahl und ganz kalt. Dann nahm er sich gewaltsam zusammen. Schließlich — wer sollte ihm dagegen sein, wenn er das Leben nahm, wie es ihm beliebte! Er zwang sich zur Ruhe, warf den Kopf auf. Als er sich dem Hause näherte, hatte er seine leichtfertige Sicherheit zurückgewonnen. Er eilte nicht, stieg erst zu Christian hinauf, den er im nahen Rebberg arbeiten sah, sprach eine Weile mit ihm und ging dann erst zu Vater und Schwester hinauf. Ob er von Brigitte komme, fragte Lukas. Da log er. Ja, er sei bei Brigitte gewesen.

Der Abend ging hin. Einmal fragte Lukas: „Ist dir nichts aufgefallen an Brigitte? „Sie erschien mir gestern, als ob ihr etwas fehle!"

Es sei ihm nichts aufgefallen, log Martin. Seine Lippen waren zitterig, als er es sagte, und er konnte den Vater nicht ansehen.

Ihre Unterhaltung wendete sich anderm zu. Martin fand immer mehr sich selbst wieder. Er war witzig, lachte viel. Erst als sie sich spät gute Nacht boten, zerrann vor einem Wort des Vaters sein Behagen.

Lukas stand inmitten der Stube, Martin hatte sich schon der Tür genähert. „Das Mädchen, das du dir ausgewählt hast, Sohn, ist eines, wie Gold," sagte Lukas. „Halte es in Ehren!" Seine tiefe Stimme klang fast feierlich, als er es sagte.

Martin konnte den Kopf nicht hochhalten dabei. „Ja, ja," erwiderte er scheu und machte sich so eilig hinaus als es anging.

Am Morgen wollte er zu Brigitte hinab. Aber als der Morgen kam, ließ er eine Stunde gehen und die zweite. Bah, es eilte doch nicht!

Lukas, als er ihm im Flur begegnete, fragte: „Bist du noch da?"

Er tat, als ob er noch zu tun hätte, und zögerte im Hause herum. Immer wieder raffte er sich zusammen: Jetzt gehst! Und immer wieder schob er die leide Stunde hinaus. Inzwischen kam das Gerede, das durch das Dorf lief, ins Haus zur Weinlaube gegangen. Rosa war die erste, es zu vernehmen. Das Bäckermädchen, das ihr das Brot brachte, trug ihr die Nachricht mit in die Küche. Das und das sei geschehen im Postwirtshaus! Das und das hätte Elise, die Kellnerin, dem Leutnant Hochstraßer nachzusagen gewagt. Und Rosa, die sonst dem Klatsch nicht auswich, erinnerte sich, daß es ihr Bruder war, von dem man so Schlechtes redete. Ihre herben Züge verhärteten sich und sie richtete sich in ihrer ganzen hageren Eckigkeit auf. „Nimm dich in acht vor dem Weitertragen," sagte sie zu dem Mädchen. „Es könnte dir teuer zu stehen kommen, der faulen Geschichte weiter unter die Leute zu helfen." Als das Mädchen darauf die Küche verlassen hatte, faßte Rosa eine nie gekannte Unruhe. Es war doch nicht möglich, daß er, Martin, sich so weit vergessen hatte! Schön getan hatte er wohl mancher, aber so weit — — Es litt sie nicht. Sie ging in den Stall hinüber, wo sie den Vater wußte, und stieg auf die Heu-

diele, als sie ihn oben hantieren hörte. Heufäden in Haar und Bart und an den Kleidern stand er über der Leiter, auf der sie heraufklomm. „Was gibt's?" fragte er.

Sie sagte kein Wort, bis sie auf gleicher Höhe mit ihm stand. Dann berichtete sie, was sie wußte, in kurzen, trockenen Worten, nicht eifrig, wie sie sonst Klatsch weiter trug. „Es läßt mir nicht Ruhe. Ich mußte es Euch sagen kommen," schloß sie.

Lukas Hochstraßer strich sich mit der breiten Hand langsam über die Stirn wie einer, der sich plötzlich auf etwas besinnt, was ihm lange durch den Kopf gegangen. Einmal räusperte er sich kurz, dann fragte er in einem eigentümlichen, gedämpften Ton: „Ist Martin noch drüben?"

„Ich habe ihn noch nicht fortgehen sehen," antwortete Rosa.

Lukas stieg über die Leiter hinab, von Heustaub und Fäden bedeckt, die Aermel über die erdbraunen knochigen Arme aufgekrempelt. Er eilte nicht. Mit seinen langsamen und großen Schritten schwer auftretend, die Daumen an die Hosenträger gehängt, ging er nach dem Hause hinüber.

Martin war in der Stube und mochte seine Schritte gehört haben. Er machte Miene, hinauszugehen als Lukas herankam. Dieser sah ihn nicht an, ging an ihm so dicht vorüber, daß Martin unwillkürlich beiseite treten mußte, damit der Vater ihn nicht anstieß, und betrat, immer die Daumen in die Träger gehängt, den Kopf vorgeneigt, die Stube. Erst als Martin sich entfernen wollte, sagte Lukas ein kurzes, rufendes: „Du!"

Der andre kam zurück. Die Art des Vaters befremdete ihn. Dann fiel es auf einmal wie

Gewichte auf ihn, daß er den Rücken bog, nicht aufzusehen vermochte.

„Was ist da gegangen in der Post?" fragte Lukas.

Martin nahm sich zusammen. Er zwang sich zu einer Art Zorn. „Ein freches Maul hat sie gehabt, die Kellnerin. Sie soll sich in acht nehmen. Ich werde sie verzeigen, die."

„Kannst du sie mit gutem Gewissen verzeigen?" fragte Lukas wieder mit schwerer Betonung. Er stand mitten in der Stube. Seine Augen hafteten fest auf dem Sohn. Der eine Daumen ließ seinen Halt am Träger los und Lukas fuhr sich mit der Hand durch den langen Bart, sonst war keinerlei Erregung an ihm zu sehen.

Martin wollte hochtonig antworten: Gewiß kann ich es, sie verzeigen, die! Aber als er dem Blick des Vaters begegnete, stockte ihm die Rede. Des letzteren Gesicht erzählte eine ganze Geschichte, erzählte das, was er dann in Worten sagte: „Lange habe ich mir nicht helfen können, daß ich einen Verdacht auf dich gehabt habe, du. Ich habe dich als flatterhaft gekannt, Schlechtes habe ich nicht von dir glauben wollen, wie jeder Vater schwer Schlechtes von seinen Kindern glaubt."

Er hielt inne. Martin stand mit hängendem Kopf da, nicht demütig, mehr verstockt. Zuweilen lüpfte er eine Schulter, wie um zu zeigen, daß er in dem, was er getan hatte, nichts Schweres zu sehen vermöge. Lukas sah es; es mochte ihn erzürnen, aber er hatte Gewalt über sich selbst.

„Du hast das Mädchen — das ins Wasser ist vor einem Jahr — gekannt?" fragte er im früheren halblauten Ton.

Martin schwieg und machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Es war nur ein kurzes Sichwinden vor der Antwort. „Ja," gab er dann mit erstickter Stimme zu.

„Du hast sie in Schande gebracht?" fragte Lukas weiter.

Wieder zögerte der junge mit dem Bescheid. „Sie hätte die Sache nicht so schwer zu nehmen brauchen," stieß er ausweichend heraus.

Lukas atmete tief auf, so daß die Brust sich dehnte und der dunkle Bart darauf zitterte. „Und du bist meiner, du!" sagte er. „Pfui! Ein Ekel kommt mich an, wenn ich dich ansehe."

Martin wollte auffahren. Aber sein Zorn fiel beim Anblick des Vaters abermals zusammen. Endlich fand er etwas Haltung. „Ich — will —" sagte er — „zusammenpacken will ich — nach St. Felix zurück will ich nachher mit dem Schiff."

„Vorher ist etwas abzumachen," entgegnete Lukas, „du bleibst hier, bis ich sage, daß du gehen kannst!" Er ging langsam in seine Schlafkammer hinüber.

Martin trat ans Fenster und sah hinaus. Mit finsterem Blick und verdrossenem Gesicht stand er dort, bis Lukas zurückkam. Der hatte Haar und Bart gekämmt und sich zu einem Gang zurechtgemacht. Selbst den Filzhut hatte er auf.

„Ich will mich umziehen," sprach Martin ihn an. „Ich mag nicht hierbleiben."

„Nicht aus dem Hause gehst du," sagte Lukas.

Martin konnte an seinem Ton ausrechnen, daß er übel täte, wenn er nicht gehorchte. Er murrte etwas. „Ja, ja — ich warte."

Und Lukas wendete sich langsam zum Gehen.

Aber auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um, nahm den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als sei sie schweißnaß. „So," sagte er mit tiefem Aufatmen, „jetzt geht sich einer schämen für dich, du armseliger Kamerad!"

Damit ging er hinaus.

Und nun schritt Lukas Hochstraßer durchs Dorf. Er legte die Hände auf den Rücken und ging mit gesenktem Kopf dahin. Wenn ihn einer grüßte, was oft geschah, hob er mechanisch die Hand zum Hut oder murmelte wohl nur einen Gruß in den Bart. Die Leute sahen, daß er ganz in Gedanken verloren ging, und blickten ihm verwundert nach; denn dieses achtlose Dahinschreiten war fremd an ihm. Auf ihn aber stürmten die Gedanken ein: ‚Schämen mußt du dich, Lukas Hochstraßer, für dein eigen Blut!' Doch verlangsamte er seine Schritte nicht, stand bei niemand still, zögerte nicht einmal. Gemach und stet schritt er wegab, bog in die Seestraße ein und hielt auf das Haus des Kapitäns zu.

Jetzt tat er das Gartentor auf, jetzt die Haustür, dann stand er im Flur.

Brigitte kam aus der Wohnstube. Sie war sehr bleich, die blauen Adern an ihrer Stirn traten sonderbar scharf hervor, sie zitterte. „Wir haben Euch kommen sehen," sagte sie leise und ängstlich. „Der Vater ist in der Stube," fügte sie hinzu.

Lukas sah sie erstaunt an, sie hatte den Gruß vergessen; es war fast, als ahnte sie etwas von dem, was er zu sagen kam. Sie tat ihm die Tür auf, und er trat an ihr vorbei in die Stube. Der Kapitän stand da und erwartete ihn, und

Lukas wunderte sich zum zweitenmal. Wußte der etwas, der Kapitän, oder was war mit ihm, daß er wie verstört dastand? Auch Fries grüßte nicht, reichte ihm wohl die Hand hin, aber sah ihn nicht an, sondern wendete sich gleich ab, ging zu einem Stuhl und ließ sich dort nieder oder sank vielmehr auf dem Sitz zusammen wie gewaltsam niedergeschlagen. Und alt war Gotthold Fries, verfallen, sein Kopf zitterte, und seine Hände tasteten sonderbar unsicher auf seinen Knien umher und schienen runzeliger noch als sonst!

„Ja, ja," sagte Fries jetzt. Dann schien er nicht die Worte finden zu können, mit denen er hatte fortfahren wollen. Er starrte an den Boden und saß wie gebrochen.

„Ihr habt etwas gehört?" hob Lukas an. Er stand aufrecht, frei vor sich hinschauend, unterm Bart zuckte ihm die Lippe, sonst aber sah ihm keiner an, was für eine bittere Stunde er hatte.

„Ihr habt von — von — Martin etwas gehört?" wiederholte er, als die beiden andern immer schwiegen.

Da meinte Brigitte zu wissen, daß Martin dem Vater gebeichtet habe, und sie hing mit großen, verängstigten Augen an seinen Lippen. Er, Lukas, wußte alles! So brauchten sie nicht mehr zu reden, sie und der Vater, wie sie eben beschlossen, als sie Lukas hatten kommen sehen.

Dieser richtete den Blick auf sie. Sie hielt sich nach rückwärts greifend an einem Stuhle und schwankte dennoch, in so atemloser Erregung wartete sie auf das, was er sagen würde.

„Du mußt die Verlobung mit meinem — mit Martin Hochstraßer rückgängig machen," sagte Lukas.

Sie schlug die Augen zu Boden. Das Blut kam und färbte ihr den Hals, die Wangen und die Stirn.

„Rückgängig machen, die Verlobung," wendete sich Lukas an Fries. „Er ist ihrer nicht wert. Ich, der Vater, muß es sagen."

Einen Augenblick neigte Lukas den Kopf. Es war nicht leicht herausgekommen, was er eben gesagt hatte. Dann aufblickend, geradeaus, fragte er: „Sie haben es Euch also schon erzählt?"

„Was?" stammelte Brigitte. Eine Ahnung kam ihr, daß ihn nicht das hergeführt, was sie gemeint hatte.

„Ihr habt es wohl nicht geglaubt? — Er hat es selber zugegeben, leider Gottes."

„Was?" fragte das Mädchen wieder.

Da maß Lukas beide mit einem erstaunten Blick. „Ihr wißt es nicht?" sagte er, und dann mit einer harten und starken Stimme: „Das Mädchen, das in den See gegangen ist vor einem Jahre, verführt hat er es — meiner! Ich kann es nicht ungeschehen machen."

Brigitte ächzte. Dann schlug sie die Hände vor das glühende Gesicht, warf sich auf den Stuhl und saß da hilflos, immer suchend, ihr von Scham überlohtes Gesicht zu verbergen. Gotthold Fries aber hob ein seltsames Gebaren an. Alle Kraft und Ruhe und stille Würde, die ehemals an ihm gewesen waren, schienen ihn verlassen zu haben. Zuerst lallte er wie zwischen Lachen und Weinen, dann warf er den Arm über die Lehne des Stuhls, auf dem er saß, und ihn auf und nieder schlenkernd, wies er auf Brigitte: „Die auch," stieß er heraus, „die auch!"

„Was meint Ihr?" fragte Lukas. Es packte ihn ein Schrecken. Er wurde erdfahl. Und als Fries nicht antwortete, nur immer noch mit schlenkerndem Arm auf Brigitte wies, faßte er ihn an und schüttelte ihn: „Was meint Ihr damit?"

Da kreischte der alte Mann die Antwort heraus: „Geschändet hat er sie! So einen habt Ihr, Lukas Hochstraßer! Mit Gewalt geschändet!"

Lukas trat zurück. Er ging ganz an die Wand hinüber und stand einen Augenblick mit dem Rücken gegen die beiden gewendet da. Als er sich umdrehte, hatte er wieder wie bei seinen ersten Worten das Zucken um die Lippen. Langsam nahm er den Hut vom Kopf, den er bisher irgendwie und in der Erregung des Besuches abzunehmen vergessen, und trat vor Brigitte hin. „Verzeih mir, Mädchen," sagte er mit einer dumpfen, spröden Stimme, „daß aus meinem Haus so etwas über dich gekommen ist und daß ich es nicht habe hindern können."

Sie bog den Kopf, die Hände fielen ihr in den Schoß, aber sie konnte nicht reden. Als keines ein Wort fand, sah Lukas mit einem verlorenen Blick auf seinen Hut, dann scheu und wie nicht wissend, was zu tun, auf den Alten und dann auf das Mädchen. Darauf schlich der große, schwere Mann mit ein paar Schritten nach der Tür, immer den Hut in Händen, bescheiden und wie einer, der nicht das Recht hatte, länger dazustehen. Eben legte er die Hand auf die Klinke. Da fuhr Brigitte auf, holte ihn ein und hielt ihn. „Geht nicht," sagte sie. „Laßt mich nicht allein! Ihr nicht!"

Er empfand ihre Hilflosigkeit. „Berate mit ihm," sagte er auf den Kapitän weisend.

Aber Brigitte umklammerte seine Hand fester. „Der Vater ist wie nicht recht bei Sinnen. So hat es ihn getroffen. Er kann mir nicht raten. Er will nicht."

Und Lukas wuchs unter ihren Worten. Sehne um Sehne seines Körpers schien sich zu spannen. Jetzt sah er auf und jetzt war sein Blick wie sonst klar. Dann packte er Brigittens Hand und hielt die Schwankende aufrecht. „Laßt mich es besinnen," sagte er dann. Es klang wie ein Versprechen. Darauf ging er, ohne ein weiteres Wort, aber sie wußte, daß er wiederkommen würde. Ein seltsames Trostgefühl blieb ihr zurück.

Dreizehntes Kapitel

Ueber dem Herrlibacher Berg stand ein Gewitter. Der Himmel war nachtschwarz. Zuweilen zuckte eine Flamme hinter dem Walde herauf, und nachher rollte der Donner, als käme er aus dem Berg selber. Die Tannen auf des letzteren Rücken standen reglos, ragten dunkler in die Nacht des Himmels. Dann kam ein Sturm, fegte über sie hin und bog sie, daß sie mit ihren schlagenden Zweigen wie händeringende Gestalten waren, und wenn der Windstoß vorübergesaust war, standen sie wieder in einer fast unheimlichen Ruhe aufrecht. Ueber dem Dorfe lag noch ein Schein von Sonne, grell, stechend. In diesem Schein hoben sich die weißen und braunen Häuser scharf

vom Hange ab, die Kirche mit dem roten Giebel des Turmes stand frei in der Höhe. Es war kalt. Das Gewitter war ein Ereignis. So früh im Jahr war noch keines über das Dorf gegangen.

Lukas Hochstraßer sah nicht nach dem Gewitter über dem Walde. Rüstig kam er bergauf gegen sein Haus gestiegen. War er abwärts sinnend und mit vornüber gebeugtem Kopfe gegangen, so schritt er jetzt aufrecht und mit einer ruhigen Sicherheit dahin. Jetzt war er an der Tür, jetzt in der Wohnstube. Da saßen David und Rosa und Martin und warteten auf ihn und hinter ihm kam Longinus, der Knecht, herein. Das Mittagessen stand auf dem Tisch. Martin trug Uniform, saß über seinem Teller und aß seine Suppe, während David und Rosa auf der Fensterbank Platz genommen hatten und nun mit Spannung auf den Vater sahen, von dem sie wußten, daß er mit Martin Streit gehabt. Als Lukas den Leutnant mit einem Blick streifte, sagte Rosa: „Er muß essen, wenn er mit dem Zweiuhrschiff fort will."

Lukas hing den Hut an den Wandnagel. „Esset!" sagte er zu Rosa und David.

Mit lärmigem Stuhlrücken ließen sie und der Knecht sich am Tisch nieder.

„Aber Ihr — eßt Ihr nicht?" fragte Rosa den Vater.

Lukas stand und sah Martin an, der mit störrischem Gesicht und ohne aufzublicken, seine Mahlzeit fortsetzte. Zweimal hob Lukas die Hand und fuhr sich durchs Haar, es kam ihn hart an, zu reden. „Steh auf, du!" sagte er dann. Schwere Trauer war seinem ruhigen Ton beigemischt.

Da erst wendete Martin ihm das Gesicht zu. Vielleicht meinte er nicht recht verstanden zu haben; aber er erhob sich halb vom Stuhl dabei, denn Lukas sah nicht aus, als ob er scherzte.

„Aufstehen sollst du,“ wiederholte der letztere, und als der andre halb trotzig halb verlegen die Hand an die Stuhllehne gelegt dastand, fuhr er fort: „Geh hinunter und lege — die Uniform — deine Uniform ab.“

Er wartete Martins Antwort nicht ab. Aus einem Wandschrank holte er Papier und Schreibzeug; eine Zeitung, die schon auf dem langen Tische lag, schob er an dem ungedeckten Ende desselben zurecht, legte den Briefbogen darauf, stellte Tinte und Feder davor.

„Ich gehe mit dem Schiff,“ sagte Martin.

Da kam Lukas langsam auf ihn zu mit ausgestreckten Armen, der lange Bart zitterte ein wenig, aber er selber ging aufrecht und immer in derselben Ruhe. Beide Hände legte er Martin auf die Schulter, daß dieser unter dem schweren Schlag derselben schwankte, und plötzlich riß etwas; es war ein scharfes, übel ins Ohr dringendes Geräusch. Lukas hatte dem Sohne die Offizierszeichen von den Schultern gerissen. Sie fielen aus seinen Händen mit einem Klatschen zu Boden.

Eine atemlose Stille war darauf in der Stube. Martin regte sich nicht, er stand mit hängendem Kopf und lang an den Seiten hinabfallenden Armen, in seinem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. David und Rosa brachten kein Wort heraus, sie saßen müßig vor ihren Tellern, auf ihren Gesichtern war zu lesen, wie jedem das Herz in einer wilden Beklemmung klopfte. Selbst

Longinus, der im Leben nie aus dem Gleichgewicht gekommen war, hatte ein zuckendes Gesicht, legte die Hände zusammen, und zwei Tränen liefen ihm über die runden weißen Backen. Und in die große Stille klang nur von ganz fern der Donner, der noch hinter dem Berge ging. Die drei, die auf Martin und Lukas blickten, wußten, daß etwas Fürchterliches geschehen war und etwas, das selten geschieht. Es war wie ein Gericht und wie ein Tod. Keiner konnte reden.

Lukas Hochstraßer nach einer kurzen Weile zeigte auf das Blatt Papier. „Schreib dort," sagte er zu Martin.

Der sah auf wie ein geschlagener Hund. „Was?" fragte er in heiserem Ton.

„An dein Kommando schreib, daß du nicht mehr kommen kannst, weil du deine Uniform nicht mehr tragen darfst."

Der Junge wendete sich trotzig ab.

„Schreib!" wiederholte Lukas mit erhobener Stimme.

Da schlich er in sich zusammengeworfen zum Tisch und setzte sich davor. Er biß die Zähne zusammen, besann sich und schrieb dann in jähem Entschluß mit hastigen Zügen. Die Feder kratzte, so heftig drückte er auf.

Lukas war auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten. „Nachher kannst du hier hereinkommen," sagte er und ließ die Tür offen. Sie hörten ihn drüben hantieren. Einmal klang ein Geld-klimpern zu ihnen herüber. Aber sie saßen alle fast ohne sich zu regen, wie unter einer Peitsche sich duckend. Martin schrieb. Mit einem heftigen Zug setzte er seinen Namen unter das Geschriebene,

adressierte nicht, ließ den Brief offen auf dem Tisch liegen. Die Zähne noch immer verbissen, den Blick am Boden, ging er zum Vater hinüber. „Der Brief liegt auf dem Tisch, Ihr könnt ihn lesen," hörten sie ihn noch mit erstickter Stimme sagen, dann schloß Lukas die Tür. Als sie nun gegangen waren, schlich der Knecht vom Tisch. David erhob sich und stellte sich ans Fenster, sah mit trüben, versonnenen Blicken hinaus; es war immer dieselbe verträumte Zerfahrenheit an ihm, aber ein Ausdruck von Qual trat jetzt schärfer als früher in seinem Gesichte hervor. Rosa hob an abzutragen, eine volle Mahlzeit; sie hatten nur wenige Bissen gegessen.

Was die beiden in der Nebenstube sprachen, erfuhr keines. Martin kam nach einer Weile heraus. David und Rosa waren noch in der Stube. Er sah sie aber nicht an, mit starr an den Boden gerichteten Augen ging er durch die Stube, das braune Gesicht aschig. Nachher verbrachte er wohl zwei Stunden in seiner Kammer. Endlich kam er, in seinen Sonntagskleidern, einen Handkoffer in der Hand, herunter. In der Stube war niemand mehr. Vor dem Haus aber traf er auf den Vater und die Schwester, die mit einer kranken Kuh zu schaffen hatten. Das Tier war an einen in die Stallmauer eingelassenen Ring angebunden und Lukas riß ihm das Maul auf, während Rosa ihm eine Arznei eingoß. Die beiden waren von dem, was oben in der Stube geschehen war, an ihr Tagewerk zurückgekehrt. Lukas hatte alte zertragene Kleider an, er wie Rosa waren barhaupt. Martin zögerte an der Tür, als er sie sah; von seinen Brüdern war

keiner in der Nähe. Dann stellte er den Handkoffer zu Boden und trat zu den beiden hinüber. Sie kamen eben mit ihrer Arbeit zu Ende. Das Tier war widerspenstig gewesen, und beide traten Atem schöpfend zurück. Da näherte sich Martin dem Vater. „So gehe ich jetzt," sagte er in einem verwürgten Ton, sah nicht auf dabei, aber die Hand streckte er aus: „Ade, Vater."

„Ade," sagte Lukas Hochstraßer, und als der Junge ihm in verstecktem Drängen nach der Hand griff, die er ihm nicht geben wollte, trat er einen Schritt zurück, lehnte sich an das angebundene Tier und blickte an Martin vorüber ins Weite. „Sie ist mir zu schmutzig, die Hand," sagte er still und schwer.

Martin wendete sich ab. Langsam ging er zu seinem Koffer hinüber, hob ihn auf und schritt davon, schlank und gelenk von Gestalt und doch wie unter einem Joch gehend.

Lukas warf den rechten Arm weit über den Rücken der Kuh, an das Tier gelehnt stand er und sah Martin nach. In seinem Leben war nie ein Zug so bitteren Ernstes in seinem Gesicht gewesen. Ueber der Stelle, wo er und Rosa standen, wölbte sich ein schwarzer, regendrohender Himmel. Sie führten in einer dumpfen, schleppenden Art ein Gespräch.

„Geht er ganz fort?" fragte Rosa. Sie trat von der andern Seite an die Kuh heran, hager und eckig stand sie neben dem Vater und blickte wie er dem Bruder nach.

„Ganz," sagte Lukas.

„Wohin?" fragte sie wieder.

„Das weiß ich nicht."

Nach einer Weile, eben als Martin zwischen den noch kahlen Obstbäumen einer Matte verschwand, begann sie wieder: „Wenn er sich ein Leid antut!"

Lukas sah noch immer geradeaus. „Hundert würden es tun an seiner Stelle. Er hat zu viel süßes Leben gekostet, als daß er es leicht wegwürfe." Dann wendete er sich langsam nach Rosa um. „Eine Familie wie wir ist wie ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, scharf weg, dicht am Gelenk. Darum haben wir jetzt den Martin weggeschnitten."

Das war Wort für Wort langsam und wohlüberdacht hingesprochen, Rechtfertigung und Erklärung zugleich.

„Es ist also wahr?" fragte Rosa. „Das mit dem fremden Mädchen?"

„Mehr ist wahr," sagte Lukas. Dann mochte er nicht mehr davon sprechen. Er hob an, die Kuh loszubinden und führte sie in den Stall.

Langsam verging dann der Tag und sein Werk. Christian und seine Frau kamen vom Kollerhaus heruntergelaufen, hatten durch Longinus von Martins Weggang gehört und wollten das Warum und das Wohin wissen. Lukas sprach nicht davon. Aber Rosa gab Auskunft. Vielleicht zum erstenmal seit Christians Verheiratung saß die Schwester mit ihm und seiner Frau zusammen. Sie erzählten und redeten und wurden eifrig, als aber Lukas über sie kam, verstummten sie, lenkten das Gespräch auf andres und trennten sich bald.

Der schwere Tag verging in einen häßlichen und dunkeln Abend mit Regenschauern und kalten

Windstößen. Keine Sterne kamen, es war ein unwirsches, freudloses Wetter. Da ging Lukas zum zweiten Male dem Haus des Kapitäns zu. Das Mitleid mit Brigitte und die Empfindung, daß es seine Pflicht sei, ihr beizustehen, drängten ihn. Er näherte sich dem Gartentor und sah das Mädchen von weitem dort stehen, bleich, mit nassem Haar und Gesicht. Sie hielt eine Laterne in der Hand und mochte eben von der Straße zurückgelaufen sein, denn ihre Schuhe waren kotbedeckt, ihr Kleid klebte an ihrem Leibe. Es fiel ihm ein, daß er im Näherkommen einen Ruf gehört hatte, und eben als er in den Schein ihres Lichtes trat, erscholl wieder ein solcher: „Vater."

„Brigitte," sagte er.

Als sie ihn erkannte, verließ sie die Fassung und sie schluchzte auf.

„Der Vater ist fort," sagte sie. „Ich weiß nicht wohin. Seit zwei Stunden suche ich ihn jetzt. Er war so sonderbar den ganzen Tag, wie verwirrt, ließ keinen Menschen ins Haus, verschloß alles. Er — er schämte sich, sagte er immer. Auf einmal gegen Abend sah ich ihn von meinem Zimmer aus drüben an der Lände stehen. Ich lief gleich hinüber, aber er war nicht mehr da. Jetzt habe ich ihn überall gesucht — und — —"

Lukas faßte ihren Arm. „Du frierst, den Tod kannst du dir holen so," und er führte sie ins Haus.

„Ich will den Vater suchen gehen," sagte er dann. Aber da schon war es in ihm, daß kein Unglück allein kam, daß es den alten Fries überworfen hatte, daß — der See war zu nah!

Sie waren in die Stube getreten.

„Wenn — wenn er in den See gegangen wäre," stammelte Brigitte. Lukas führte sie im Dunkeln nach dem Sofa. Dann machte er Licht. Ihre Augen blickten ihn mit einem Ausdruck des Elends an.

„Lege dich zu Bett, Kind," sagte er, „oder kleide dich wenigstens um. Und dann — habe Geduld, bis ich Bericht bringen kann."

Er wollte sich der Tür nähern, aber sie kam hinter dem Tisch hervor und hielt ihn zurück: „Glaubt Ihr, daß der Vater tot ist?" fragte sie.

„Du mußt nehmen, was kommt, Mädchen," gab er zum Bescheid. Dabei hielt er ihre beiden Hände fest in den seinen. Sie ging nach dem Sofa zurück, ließ sich nieder und sah mit in Tränen schwimmenden Augen zu Boden.

Als er unter die Tür trat, kam ihm eine neue Sorge. „Du wirst warten, Brigitte," sagte er und sah sie ernst und gerade an. „Du wirst nichts Törichtes tun, während ich fort bin."

Sie verstand ihn gleich und hob die nassen Augen zu ihm. Es lag eine große Keuschheit und eine schlichte Kraft in ihrer Haltung. „Ich weiß, daß es Sünde wäre," sagte sie. „Ich könnte es nicht tun."

Da ging er, und obwohl an diesem Tag viel auf ihn eingedrungen war, weitete sich ihm die Brust, als ob er gewonnen, nicht verloren hätte. Neben Martins Verworfenheit leuchtete Brigittens Reinheit wie etwas Weihevolles.

Die ganze Nacht forschte Lukas Hochstraßer nach dem verschwundenen Kapitän. Im Dorfe hatte ihn niemand gesehen. Von St. Felix kam Nachricht zurück, daß er auch nicht auf dem letzten

Schiffe gesehen worden sei. Als der Morgen kam, fanden sie ihn nahe der Lände im Wasser an einer Stelle, wo der See nicht tief war. Lukas war der erste, der ihn sah. „Er muß einen Fehltritt getan haben," sagte er zu denen, die nachher herbeikamen, und wußte, daß sie es ihm zu Herrlibach nachsagen würden: Verunglückt war der Kapitän! Als sie den Körper hoben und das Wasser aus dem seidenweichen, schönen weißen Haar rann, wollte es Lukas wie Zorn ankommen. ‚Ich hätte dich für stärker gehalten, du,' redete er innerlich den Toten an. Aber plötzlich kam ihm die Erinnerung zurück, wie die Tochter in des alten Mannes Leben das Einzige und Höchste gewesen, mit einem Schlage ermaß er, was in Gotthold Fries gewühlt haben mochte. Der Verstand des ohnehin einsamen und wenig geselligen Mannes hatte sich umdüstert und im Uebermaß seines Kummers, wie in einem Rausche taumelnd, hatte er sich wohl fast unwissentlich dem Tod in die Arme geworfen!

Lukas ließ den Toten im Boote gebettet liegen, damit Brigitte ihn vom Hause aus nicht sehen sollte, ehe er sie vorbereitet. Dann ging er zu ihr. Sie stand in einem schwarzen Kleide in der Stube, sah ihn an und dann an sich nieder. „Seht Ihr," sagte sie, ehe er noch sprechen konnte, „ich habe es schon gewußt." Sie war seltsam gefaßt, mochte wohl die lange Nacht hindurch mit ihrer Angst und ihrem Kummer gerungen haben und trug nun die stille Würde eines schweren Sieges an sich.

„Wir werden ihn bringen," sagte Lukas, und sie antwortete, eine Nebentür in der Wohnstube

öffnend: „Hier hinein wollen wir ihn legen, auf sein Bett, wo er immer gelegen hat.“

Als sie eine Viertelstunde später mit dem Leichnam kamen, Lukas voraufgehend, damit er dem Mädchen beistehe, wenn der Schmerz es übermannen sollte, kam sie ihnen bis an die Haustüre entgegen und hielt selbst die Türe für sie offen. Schlank, das Gesicht von scheinender Weiße, stand sie in ihrem schwarzen Kleide da. Wohl rannen ihr dann und wann ein paar Tränen über die Wangen, als sie des Vaters ansichtig geworden und nun neben den ihn tragenden Männern in seine Schlafstube ging, aber sie zeigte eine so hohe und ergebungsvolle Gefaßtheit, daß die Männer, als sie am Totenbett ihre Häupter entblößten, dies vielleicht ebenso in fast unbewußter Ehrfurcht vor der stillen Kraft der Tochter wie aus Andacht vor dem Tode taten. Brigitte bettete den Vater in dem schönen, neuen, weißen Linnen, mit dem sie sein Bett bezogen hatte, zurecht, über eines seiner Lider, das nicht ganz geschlossen war, fuhr sie mit einer sachten Berührung ihrer Hand. Als sie mit dieser, in ihrer liebevollen Sorglichkeit fast feierlichen Pflichterfüllung zu Ende gelangt war, trat Lukas aus der Reihe der Männer und reichte ihr zum Zeichen des Beileids und nach Ortssitte die Hand. Da wollte das Leid über sie Herr werden und sie schluchzte, ließ Lukas' Hand nicht los, während die Bauern ihr einer nach dem andern die Rechte gaben, und Lukas hielt sie mit einem Arme umfaßt und stützte sie, so daß die von Herrlibach ihn und das Mädchen an diesem Tage zum erstenmal wie Vater und Tochter nebeneinander stehen sahen und ohne es zu wissen empfanden,

was später im Dorfe oft die Rede ging, daß selten zwei so starke und klare Menschen wie diese beiden sich zusammengefunden. Die Bauern verließen darauf das Haus, Lukas jedoch nahm Brigitte mit sich in die Wohnstube und besprach mit ihr vieles, was zu geschehen hatte. Sie saßen einander am Tisch gegenüber. Brigitte redete nicht viel, aber wenn Lukas ihr zurechtlegte, wie das und jenes, des Vaters Begräbnis und ihre, Brigittens, eigne Angelegenheiten zu ordnen seien, gab sie in schlichten Worten Bescheid. Unmerklich klärte und glättete sich vor ihrem Blick vieles, was wie eine dunkle Wirrnis gewesen war, und während Lukas ihr Erklärung und Rat gab, ging sie in dieser Stunde gleichsam an seiner festen Hand in ein neues Leben über und begann den Weg nicht mutlos, sondern mit derselben Gefaßtheit und Ergebenheit, mit denen sie vorher den toten Vater empfangen hatte. Lukas sah, daß sie in allem auf ihn baute und seiner nicht entbehren mochte, und versprach ihr, vom Herrlibacher Rat die Vormundschaft über sie, die noch Unmündige, zu erwirken, versprach auch, ihr eine junge Magd zu schicken, die er für sich selbst anzunehmen gedacht hatte und deren Fröhlichkeit und Verständigkeit er rühmte, und wollte selber noch am gleichen Tage wieder nach ihr sehen kommen. Selbst im Gehen aber tat er noch ohne Wissen ihr eine Wohltat an, indem sein Blick sie warm und voll aufrichtender Stärke traf, so daß ihre Trauer den ganzen Tag über nicht zu Klage und Kleinmut sank, sondern daß ihr immer noch war, als fühlte sie Lukas' starken Arm stützend um sich gelegt. —

Wie Lukas Hochstraßer versprochen, geschah es. Der Herrlibacher Rat übertrug ihm bereitwillig die Vormundschaft über Brigitte, und er stand ihr in allen Tagen, die kamen, zur Seite. Sie begruben Gotthold Fries, und Brigitte schritt neben Rosa in den Reihen der Frauen, die im Leichengeleite gingen, während Lukas an die Seite des zum Begräbnis hergereisten Verwandten Brigittens sich gestellt hatte. Dermaßen zeichnete er vor allen Leuten das Verhältnis des Mädchens zu seinem Hause als so fest, wie wenn Martin seine Braut schon heimgeführt hätte. Die Ruhe und Ueberlegenheit, mit der er all das ordnete, dämpfte das Reden und Lästern, das im Dorf angehoben hatte, wo Martins plötzliches Verschwinden nicht unbemerkt geblieben war und wo man bald heraus hatte, daß irgend eine Verbindung zwischen seiner Flucht aus Haus und Heimat und des alten Kapitäns Tod sein müßte. Die freie und offene Art, mit der Lukas sich zu Brigitte, und die Anhänglichkeit und das Vertrauen, mit der diese zu ihm sich bekannte, nahmen der üblen Nachrede das Geifernde und Häßliche. Ja es geschah das Seltene, daß die Hochachtung, welche die beiden den Leuten abzwangen, der letzteren Klatschsucht daniederhielt, so daß das ganze Dorf mit einem Zartgefühl, das die Allgemeinheit sonst nicht kennt, bald über das schwieg, was so viel Anlaß zum Reden hätte geben können.

Martha, die Magd, die Lukas Brigitte zur Gesellschaft und Stütze zu geben versprochen, zog am Tage vor dem Begräbnis zu dem Mädchen. Es war, als ob ein frischer Luftzug mit ihr durch die Tür käme und dem Hause darauf nicht

mehr entränne. Sie war ein vierschrötiges Menschenkind mit starken Hüften und einem breiten, den Oberkörper vornüberwiegenden Gang, spärlichem, schwarzem, am Hinterkopf in dünnen Flechten aufgestecktem Haar, aber sie hatte ein Gesicht, das der Herrgott sich zur Freude nicht schöner aus Weiß und Rot und Schwarz hätte malen können. Das Gesicht war weiß, Wangen und Mund rot, die schwarzen Brauen lagen in schön geschwungener Linie über den Augen. Während die Wangen pausbacken waren, hatten Mund und Nase einen feinen und edeln Schnitt. Die schönen braunen Augen blickten froh und offen, und mit ihrer kurz angebundenen Art zu reden tat sie Brigitte in den schweren Tagen, die diese lebte, oftmals wohl, indem sie sie trüben Gedanken durch ein ungewöhnliches und freies, frisch von ihr springendes Wort entriß.

Die Tage gingen.

Die Lücke, die im Herrlibacher Menschentum mit dem Wegsterben des Kapitäns entstanden war, füllte sich rasch an anderm Ort aus. Barbara, Christian Hochstraßers Frau, genas eines Knaben. Christian zog sich noch mehr zu seinem Weibe und auf das Kollergut zurück, hatte dort genug zu tun und ließ auf dem größeren Besitztum den Vater walten. Mit weiten Schritten ging Lukas durchs Haus und über sein Land, und mit weiten und festen Schritten ging er durch das Leben derer, die zu seinem Hause gehörten. Wenn er um ihn war, erwachte der versonnene David zur Wirklichkeit, fand sich in die Arbeit, vielleicht auch in eine Freude hinein, Rosas Herbheit und Verschlossenheit mußte vor des Vaters klarem Wesen

ihre Schärfe verlieren, und Brigittens Trauer wich, solange jener ihr nahe war oder solange sie das Wirken seiner Hand empfand. In Christians Haushalt redete er nicht hinein. Er sah alle Kleinlichkeit, alle fast sündhafte Engherzigkeit, mit denen Christian und sein Weib ihr Leben gestalteten. Seine Art war so verschieden von der ihren, daß sie sich nicht zusammenfinden konnten, aber er zürnte ihnen nicht. Mochten sie nach ihrer Art selig werden! Es blieb ihm jedoch auch nicht verborgen, daß die zwei Geizigen auf dem Kollergut nicht vorwärts kamen, und er trachtete daher danach, sein eignes Haus fest und fester zu bauen und seine Erträge zu mehren, immer mit der Aussicht: Deinen Kindern soll es zugute kommen! Er dachte dabei nicht nur daran, daß für Christian, falls er einmal den Heimweg suchen möchte, eine Tür offen bleiben sollte, sondern es faßte ihn zuweilen auch eine Art Ahnung, daß Julian, sein Aeltester, mit Weib und Kind eines Tages heimflüchten möchte; denn die Hohlheit, die in dieses Sohnes Haushalt war, erschien ihm fast bedenklicher als die Sparsamkeit des Zweiten.

Es ereignete sich in diesen Tagen, daß ein Brief von Julian seine Befürchtungen steigerte. Der letztere, über den kürzlichen Zwist mit dem Vater leicht hinweggehend, schrieb in einem hohen und sorglosen Tone, daß ihm seine Stellung als Sekretär des Waisenamtes gekündet worden sei zu einer Zeit, da er selbst zu kündigen beinahe entschlossen gewesen, daß er aber durch das Vertrauen der Arbeiterpartei bereits wohlbesoldete Beschäftigung innert der Parteileitung selbst gefunden, sich nun

viel freier fühle, auch Aussicht habe, nach und nach in eine einflußreiche politische Stellung zu rücken.

Lukas Hochstraßer legte den Brief beiseite und ging an sein Tagwerk zurück. Er tat es frei und freudig und wußte sich bereit, wenn die Jungen seiner bedurften. Dabei trat auch das Bild Martins flüchtig vor seine Seele. Er hatte ihn mit raschem Schnitt von seinem und der Seinigen äußerem Leben abgetrennt; aus seinem Innersten konnte er ihn nicht so leicht losreißen. Er sah ihn irgendwo sich im Gewühl von Menschen verlieren. Ob er unterging, ob ihm aufhalf, was er ihm in seiner Stube Auge in Auge vor dem Abschied ins Gewissen geredet, wer wußte es! Aber die Tür heimzu sollte auch ihm offen bleiben, wenn er als ein andrer wiederkommen konnte.

So wachte Lukas Hochstraßer über seinem Hause.

Vierzehntes Kapitel

Brigitte Fries kam zu Lukas, ihn um einen Rat in Vermögensangelegenheiten zu bitten. Rosa hatte sich entfernt, wie sie jedem Besuch auswich. David saß in seiner Schreibstube. Lukas und das Mädchen waren allein im großen Wohnzimmer. Brigitte legte jenem Schriften und ein Sparheft vor. Sie besprachen mancherlei und er gab ihr Wegleitung in allem. Dabei sah er, daß sie bleicher war wie sonst und einen kranken Zug um den Mund hatte, eine Falte stand in ihrer Stirn und sie hob nicht wie sonst die Augen

frei zu ihm. Zweimal, während er zu ihr sprach, stieg das Blut heiß in ihr auf, daß er sein Wallen verfolgen konnte, eine sichtliche Unruhe bedrängte sie; zuweilen blickte sie nach der Tür, als ob sie lieber wieder ginge. Hastig stand sie auch auf, kaum daß ihre Beratung zu Ende war.

„Ist dir Widriges widerfahren?“ fragte er.

Sie erschrak vor seinem Blick und seinem Wort so, daß sie schwankte und sich am Stuhle halten mußte, dann sank sie auf den Sitz zurück, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Lukas Hochstraßer aber wußte auf einmal, was ihr war. Sich zurücklehnend, den Kopf in den Nacken gebogen, saß er einen Augenblick sinnend und in diesem Augenblick überwand er Schrecken und Mitleid und Ueberraschung, die ihn fast überwältigt hatten, und gewann seine Ruhe zurück. Er verstand sich nicht auf feine Worte, aber es lag eine große Zartheit in dem, was er jetzt sagte. „Ich weiß es!“ Er legte die braune Hand auf die schmale, blauadrige Brigittens.

Sie warf die Hände vor ihr heißes Gesicht. In allem, was über sie gekommen war, hatte sie sich, wenn auch mühsam, aufrecht gehalten; nun verließ sie die Ruhe. „Mein Gott,“ stieß sie heraus. „Ich weiß nicht, was werden soll. Immer lockt es mich, zu tun, was der Vater getan hat! Sie werden mit Fingern auf mich zeigen. Verkriechen sollte ich mich, sollte —“

Lukas Hochstraßer stand auf, kam nahe zu ihr her und neigte sich über sie. Sein dunkler Bart, darinnen das Grau immer und immer nicht Meister wurde, berührte ihr Haar. Er nahm ihr die Hände vom Gesicht, dann trat er wieder

hinweg von ihr, weil der Bauer eckig ist, wenn er trösten soll. Ein Zeitungsblatt vom Tische nehmend, machte er sich mit diesem zu schaffen und sagte: „Glaubst du, daß der Vater nicht weiß, was er dir schuldig ist für das, was der Sohn an dir getan hat?"

Darauf ging er einmal in der Stube auf und ab, kam zurück und blieb stehen: „Du mußt zu uns kommen, Brigitte. Ich will dich um mich haben, dich und — und dein Kind, damit ich euch zur Seite stehen kann."

Sie antwortete nicht, aber der Sturm der Erregung, in dem sie gesessen hatte, legte sich.

Langsam und nachdenklich hin und her schreitend, tat er ihr dann in einzelnen und von Pausen unterbrochenen Sätzen zu wissen, was ihm vorweg einfiel.

„Du mußt bald heraufkommen. — Die Martha, die Magd, bringst du mit; wir können Hände brauchen im Haus. — Ich weiß, daß du Arbeit haben willst, wenn du kommst! Hier im Hause sollst du zum Rechten sehen. Rosa hat auf dem Land genug zu helfen."

So setzte er mit jedem Satz einen Markstein für den neuen Weg, den sie zu gehen hatte. Als er zu Ende war, fragte er einfach: „Willst du, Brigitte?"

Sie richtete sich auf, dann erhob sie sich, bescheiden, als ob sie nicht verdiene, was er ihr bot. „Ja," sagte sie. Sie sah ihn dabei an und sagte mit dem Blick mehr als mit Worten. Es war, als ob neue Hoffnung sie durchströme.

„Ich lasse deine Sachen packen und hierher bringen. Du mußt bald kommen," wiederholte

er, als er sie zur Tür und über die Treppe hinab begleitete.

Als er zurückkam, fand er Rosa in der Stube.

„Brigitte wird zu uns ziehen," sagte er ohne Umschweife.

Sie sah ihn ungläubig an. Dann, als sie sah, daß er nicht scherzte, wollte sie auffahren. „Ich bleibe nicht mit fremden Leuten im Hause," sagte sie. Ihr frühe alterndes Gesicht trug einen gehässigen Ausdruck.

„Sie hat dasselbe Recht wie du," sagte er.

Sie lachte ein hartes, unschönes Lachen. Aber als sie in diesem Augenblick an Lukas vorbei nach der Türe gehen wollte, wie es ihre Art war, im Zorn ein Gespräch abzuschneiden, bei dem sie sich unterliegen fühlte, faßte er mit festem Griff ihr dürres Handgelenk. „So mußt du es eben hören," sagte er und erzählte in kurzen, schweren Worten Martins Geschichte. „Jetzt weißt du, warum er fort mußte!" schloß er und dann, ehe er noch ihren Arm los ließ, den er fast zornig preßte, sagte er: „Du kannst von dem Mädchen, von Brigitte, lernen, viel lernen kannst du, wenn du willst."

Darauf ließ er sie allein und ging zu David hinüber, hieß ihn für Brigittens Umzug sorgen, kam dann zurück und befahl Rosa, welche Stube für die neue Insassin des Hauses, welche Kammer für die Magd zu richten sei. Das Mädchen widersprach nicht mehr. Sie preßte die Lippen schmal, wußte, daß sie es nicht über sich vermögen würde, Brigitte freundlich zu begegnen, schämte sich aber vor ihr um des Bruders willen und gedachte ihre Pflicht an ihr zu tun.

Wenige Tage darauf siedelte Brigitte ins

Hochstraßer-Haus über. Die von Herrlibach reckten die Hälse. Was sollte das werden? Es war nichts Alltägliches, daß der Vater die Braut des verjagten Sohnes bei sich aufnahm. Und die Herrlibacher Weiber hatten scharfe Nasen. Sie schnupperten und windeten ein paar Wochen lang. Dann hob ein leises Säuseln an im Dorf, wie eben der Neuigkeitswind erst sanft und immer stärker durch den Wald der öffentlichen Meinung rauscht.

„Des Kapitäns Mädchen geht mit einem Kinde," raunten sie zu Herrlibach. Die Ehrlichen und Verständigen taten die Augen weit auf und wunderten sich, die Garguten, die lebenslang auf den hohen Postamenten der Würdigkeit standen, als müßte jeder sein eignes Denkmal vorstellen, entrüsteten sich, die Gehässigen und Geiferer hingen die Lästerzungen heraus und wiesen mit Fingern und es fehlte nicht viel, daß aus der Entrüstung der einen und dem Lästern der andern ein böser Sturm im Dorf sich erhoben hätte. Aber Lukas Hochstraßer war da.

Lukas ging am Sonntag neben Brigitte Fries zur Kirche, er, an dessen Leben kein Makel war, der jedem gab, was jedem gehörte, und vor dem jeder im Dorf eine laute oder heimliche Hochachtung in sich hatte. Er schritt in seinem schwarzen Anzuge, den altväterischen Hut auf dem Kopf, an der Seite des schlanken, blassen und einen Zug herber Trauer im Gesicht tragenden Mädchens. Nicht einmal auf dem Wege ließ er seinen weiten Schritt sie überholen, sondern trug in Wesen und Geberde eine hohe Rücksichtnahme auf seine Begleiterin zur Schau. Wenn er, was oft geschah, mit dem oder jenem

angesehenen Manne von Herrlibach unterwegs in ein Gespräch kam, so zog er auch Brigitten in die Unterhaltung, ja die Herrlibacher sahen seinen Blick oft mit einer liebevollen Freundlichkeit auf ihrem Gesichte haften oder es geschehen, daß er seinen Arm um ihre Hüfte legte, damit in einer festen und väterlichen Weise andeutend, daß sie zu ihm gehöre. Dieses Inschutznehmen derjenigen, die in Gefahr stand, der Lästersucht und der Strenge der Sittenrichter zum Opfer zu fallen, blieb aber nicht auf den Kirchweg beschränkt. Lukas führte Brigitte, die bisher einsam gelebt hatte, in dieses und jenes Haus ein, mit dem Gewicht seines eignen Ansehens ihr nicht nur Eingang, sondern freundliche Aufnahme verschaffend, er verstand es, ihr Freunde zu machen, wohl wissend, daß sie die Gabe besaß, diese sich zu erhalten. So überwand er unmerklichBöswillen und üble Nachrede. Sie aber ging wie im köstlichen Schatten eines starken und hohen Baumes und lebte darin auf. Daß sie aber nicht undankbar noch seiner Sorge unwert war, bewies sie bald. Seit Frau Regulas Tode war keine so wohltuende Helle mehr in seinem Hause gewesen wie jetzt. Brigitte hatte eine sanfte und kluge Hand, die alten Stuben warm und freundlich zu machen. Sie tat es unmerklich und ohne Geräusch, auch ohne durch Eigenmächtigkeit irgend einen der früheren Inwohner zu verletzen. Jeden Morgen standen ein paar Blumen auf Lukas' Tisch, da rückte sie ein Möbelstück zurecht und dort zog sie eine Decke oder ein Stück Linnen zu Ehren, das lange im Schrank gelegen hatte, und irgendwie sahen die Stuben sauberer und frischer aus als früher, ob-

wohl auch Rosa auf Ordnung gesehen hatte. Sie hatte aber eine gute Hilfe an Martha Schwerzmann, der Magd, die den Tag mit Singen anfing und mit Singen schloß und zwei Arme von Mannskraft hatte, mit denen sie überall zugriff. Die letztere fegte, putzte und rumorte, so daß Rosa am zweiten Tage schon mit verschränkten Armen im Flur vor sie hintrat und fragte, ob das Haus vorher nicht richtig gestanden habe, daß man jetzt das Unterste zu oberst kehre. Lukas kam in diesem Augenblick die Treppe herauf, und Rosa wagte nicht zu schelten, wie es ihr auf der Zunge gelegen. Im dunkeln Gesicht einen bitteren Zug, ging sie beiseite. „Man ist im eignen Haus nicht mehr daheim," murrte sie im Davongehen.

Hatte sie dermaßen ihrem Unmut vor der Magd Luft gemacht, so zeigte sie doch Brigitten keinen Groll. Sie wich ihr aus, und wo sie sie traf, schlug sie die Augen vor ihr nieder. Sie, die Verschlossene, trug in sich das Andenken an die Sünde des Bruders und hatte ein Gefühl fast der Mitschuld, weil der Sünder ihr Bruder war. Brigitte versuchte sich ihr umsonst zu nähern. Immer mehr und darin von Lukas geleitet, zog sich Rosa vom Hauswesen zurück und stand dem Vater wie früher bei der Arbeit in Stall und Scheune, auf Matte und im Weinberg zur Seite. Dieses härtere Tagwerk förderte die Herbheit ihrer äußeren Erscheinung weiter, und es konnte keinen größeren Gegensatz geben als derjenige, der in Wesen und Gestalt der beiden Frauen, Rosas und Brigittens, zutage trat.

Brigitte, während die Zeit ging, harrte des Kindes.

Inzwischen saßen oben im Kollerhaus zwei nicht alltägliche Leute schon über einer Wiege. Diese Wiege hatte es fertig gebracht, daß in der dürren Wüste, die ihr nur auf Erwerb und Zusammenhausen gerichtetes Leben vorstellte, ein schöner grünender Baum der Freude stand. An ihr fanden sich am Morgen, ehe sie ihr Tagwerk begannen, zur Mittagszeit, wann sie die Mahlzeit in die Stube rief, und nach Feierabend Christian Hochstraßer und Barbara, seine Frau, zusammen, saßen, fast verlegen wie sie sich zu benehmen hätten und doch mit einem täglich neuen Vergnügen daran und sahen auf den häßlichen kleinen roten Knaben, den Uli, der in den rotgemusterten, unansehnlichen Kissen lag. Sie gewöhnten sich daran, über dem Kinderbett statt wie früher am Tisch allabendlich ihren Tag zu besprechen, zu rechnen und zu planen. Für den kleinen Uli bauten sie mühsam und aus kleinen Wünschen — denn beider enge Art ließ wie kein freies, weites Handeln so auch keine große Hoffnung zu — ein seltsames Haus. Es hatte karg eingerichtete, schmucklose Stuben, aber volle Keller wie das Kollerhaus, Stall und Scheune waren voll Reichtum, und unter dem harten Bett, in dem Uli Hochstraßer schlafen würde, stand eine mit schwerem Eisenwerk beschlagene Kiste mit Briefen und Noten und Geld. Seit der kleine Gast in der Wiege da war, dachten sie nicht mehr an sich, hofften nicht mehr, sich selber auf jener schönen Truhe einst zur Ruhe zu setzen, sondern füllten sie in Gedanken für den Knaben. Eines Tages beim Bezahlen von Christians Lebensversicherungsprämie kam ihnen der Gedanke, daß

die Summe, die Barbara und ihren Kindern bei ihres Mannes allfälligem Tode zufallen würde, keine allzu große sei! Diese Summe bildete aber in ihrem Leben etwas so Wichtiges, daß sie durch alle die künftigen fünfundzwanzig Jahre, die bis zu ihrer Fälligkeit noch vergehen mußten, zurück und den zwei Leuten blendend ins Gesicht und die Gegenwart leuchtete. Von ihrem goldenen Schein geblendet, begannen sie aufs neue, sich hinter die Versicherungsprospekte zu setzen, zu rechnen und zu beraten.

„Auf fünfzigtausend Franken," meinte Christian, „sollten wir es bringen."

„Es wäre etwas," antwortete Barbara mit einem Aufschnaufen, aber sie war die Vorsichtigere und so sagte sie: „Aber ob wir die Prämie immer herausbekommen?"

„Da sind die zwanzig Bankaktien von deinem Vater! Sie sind ohnehin nicht recht sicher, wir sollten sie nach und nach losschlagen. So bekommen wir das Geld zusammen."

Das war Christians langsamer, wohlüberdachter Rat, und er schien der Frau annehmbar. Die große Summe glühte und flimmerte vor ihren Augen; ein paar Tage lang hielten sie es aus; dann ließen sie den Agenten kommen und machten es richtig. Die Versicherungssumme wurde auf fünfzigtausend Franken erhöht. Die erste Prämiensumme hatten sie bar liegen; denn Barbara war nicht unvermöglich. Ein paar Wochen ließen sie gehen. Ihre Freude füllte sie aus. Dann fielen ihnen die Bankaktien ein, die im Schreibtisch des verstorbenen Vaters lagen und deren Dividende eben fällig werden wollte. Mit

dieser Dividende schien es plötzlich zu hapern. Christian stieß in der Zeitung auf einen Bericht, der von schweren Verlusten jener Bank zu melden wußte, so daß von einer Dividende keine Rede sein könne. Er reiste nach St. Felix und nahm die Papiere, die er loszuschlagen gedachte, mit, aber er fand keinen Käufer. In der Stadt sah man den scheuen und unbeholfenen jungen Bauern mit mitleidigen Blicken an. „Da habt Ihr böse Zettel," sagte ihm einer der Sparkassebeamten, an die er sich gewendet hatte.

Seit diesem Tage hatten sie die Papiere wieder dort liegen, wo sie sie hergenommen hatten, und warteten auf die Nachricht, daß die Bank ihre Zahlungen einstelle; etwas andres war, wie sie hörten, kaum zu hoffen.

Nun hatten sie neben dem Bett des Kindes kein ungesorgtes Sitzen mehr, aber wie vorher mit ihrer Freude kamen sie jetzt mit ihrer Angst und ihrer Sorge an diesem Bett zusammen und waren eine Gruppe zum Malen. Da lag das gelbe, häßliche Wurm, der Bub, hatte schwarzes Haar, das Haar der Barbara, auf dem Kopf und eine kleine schnabelförmige Nase, just wie die Mutter, und zwei noch unsicher, aber erstaunt blickende, weit aufgerissene Augen, und hier saß seine Mutter und dort sein Vater. Jedes hielt eine braune dürre Hand auf das Bett gelegt, mit der sie manchmal unbewußt nach den kleinen gelben Fingern des Kindes griffen und damit spielten, und während dieser Zeit waren ihre Köpfe über das Bett hin einander nahegerückt, der vogelähnliche, spärlich behaarte der Barbara und der schmale Christians, und in leisem Ton,

als könnte das Kind schon verstehen, was sie sagten, berieten sie auf Monate und Monate hinaus, was erhaust und abgespart und veräußert werden könnte, damit die böse zweite Prämie herauskäme, sahen, daß sie diese wohl zusammenbrächten, und sorgten schon um die folgende, sorgten und wußten, daß diese dritte schwerer zu erschwingen sein würde. Beide faßte dabei manchmal eine fast lächerliche Angst, so daß das Blut in ihren Gesichtern vor Erregung kam und ging. Keines aber wollte das andre merken lassen, was in ihm vorging. Geschah es, daß inzwischen das Kind sich rührte, so mühten sie sich abwechselnd um dieses. Barbara besorgte es mit an schwerere Arbeit gewohnten unsicheren und fast schüchternen Händen, bettete es, gab ihm zu trinken, Christian, der Vater, nahm das Weinende auf und schritt mit ihm in der Stube hin und her. Dabei fanden sie an diesem Kinde mehr herumzustaunen als an den schönsten Obstbäumen oder der üppigsten Wiese, entdeckten diese und jene Schönheit und Klugheit an ihm, dem noch sinn- und willenlosen, und hinter allem lugte ihr fast gieriges Verlangen hervor, für das Kind ein Glück aus Gold zusammenzutragen.

Lukas erzählte Brigitten: „Den Narren haben die zwei an dem Kinde gefressen!“

Und Martha, die Magd, die einmal mit einem Auftrag ins Kollergut geschickt wurde, kam laut lachend zurück: „Jesses, so etwas! Wenn die einen Herrgott in der Wiege liegen hätten, könnten sie ihn nicht mehr anbeten.“

Aber dann — die Martha! Die war zu gesund, um derlei seltsame Leidenschaft zu verstehen.

Die nahm das Leben nach Schaffen und Frohsein und Nichtwünschen, was man nicht haben kann, und konnte nicht begreifen, daß es Menschen gab, die ihre ganze Liebe an *eines* hängten oder am taghellen Tage und mit wachen Augen träumten wie David.

Nach David sah die Martha ganz gern, sah überhaupt gern nach jungen Burschen, ohne sich dabei groß etwas zu denken, nur weil es ihr im Blute lag und sie in ihr fröhliches Leben fröhliche Liebe brauchte. Weil nun im Haushalt Lukas Hochstraßers, soweit das Haus zur Weinlaube ihn barg, außer dem schlitzäugigen und runden alten Longinus, David der einzige Junggeselle war, beschäftigte sich die junge Magd mehr mit ihm, als das vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Sie war keine, die sich zierte oder scheu war. Bei einer Begegnung zu Hause oder wenn eine gemeinsame Arbeit sie zusammenbrachte, richtete sie gern das Wort an David, suchte ihn mit Scherzen aufzurütteln, wenn ihn mitten in einer Arbeit die sonderbare Versonnenheit ankam, mit der er, das Gesicht erhoben und wie fernhin lauschend, stehen konnte, und lachte ihn aus, wenn er nach wenigen Augenblicken in seine fast schmerzliche Wortkargheit und Versunkenheit zurückfiel. Ihre Worte kamen an ihn wie ein kalter Wasserstrahl, der ihn aufschreckte. Aus großen Augen sah er sie an, zwang sich wohl zu einer heiteren oder unwirschen Antwort, aber bald kam die Verträumtheit in seinen Blick zurück. Dieser Blick dürstete nach einer andern.

Fünfzehntes Kapitel

Es war November. Der Wein war eingebracht, das letzte, späte Obst eingetragen. Im Weinberge lagen die Rebstöcke umgelegt, der Winter mochte sie zudecken kommen. Die Sonne schien müde, sie wurde der Nebel nicht oft Herr, die über dem See und über Herrlibach lagen, und wenn sie sie überwand, so zog sie doch nur in einem kleinen Bogen über das graublaue Wasser und ihr Schein war kühl und zag, nur ein traumhafter Abglanz einstigen Feuers.

An einem Abend standen die Berge, die den See im Süden abschlossen, hinter einer schleierhaften Wand, die Nebel und scheidende Sonne vor sie hin spannen, und leuchteten gespenstisch wie von eignem Innenlicht. Nach diesen großen, feierlichen Bergen, die er liebte und nach denen er eine Art Sehnsucht im Herzen trug, so daß er zuweilen davon sprach, er müsse einmal in seinem Leben noch mitten unter sie steigen, nach diesen Bergen schaute Lukas Hochstraßer, am Fenster seiner Wohnstube stehend. Sein Blick war ernsthaft und eine leise Unruhe an ihm, die sich darin äußerte, daß der sonst in seinen Bewegungen Langsame und Gemessene in Ungeduld bald sich vorbeugte, bald sich wieder aufrichtete und zuweilen nach oben lauschend sich zurückbog. Ueber ihm gingen sachte Tritte hin und her über die Diele; dieses gedämpfte Hin- und Widerschreiten war seit Stunden im Hause hörbar. Der Schrei aber, auf den Lukas Hochstraßer wartete, kam nicht. Eben hatte er sich

an den Tisch gesetzt, legte den Arm weit auf die Platte und zeichnete gedankenvoll mit dem Finger Figuren darauf. Da trat Rosa ein. Sie war erregt, ihr dunkles Gesicht bleich, so daß das Harte der schwarzen Brauen und Wimpern noch schärfer als sonst hervortrat. Sie trug ein schwarzes unscheinbares Gewand, aus dem der starke braune Hals ohne Schmuck einer Krause derb aufstand. Langsam kam sie von der Tür in die Stube, den Blick nicht auf Lukas gerichtet, sondern sich gebarend, als ob irgend ein Alltagsgeschäft sie herführe. „Sie hat einen Knaben," sagte sie. Dann machte sie sich am Wandschranke zu schaffen; aber es arbeitete etwas in ihr und wurde Herr über ihre karge und geizige Natur. Man konnte fast fühlen, wie es in ihr aufquoll und sie überwand. Sie wandte den Kopf über die eckige Schulter zurück, während sie mit den Händen in den Schrank griff. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in einem so schwachen Körper so viel Kraft sein könnte," sagte sie.

Es war vielleicht das erstemal, daß sie einen Menschen lobte. Trocken und widerwillig kamen die Worte aus ihr heraus.

„Sie hat es hart gehabt," sagte Lukas, der bisher geschwiegen und nur wie von einer Last befreit sich freier auf seinem Sitz zurückgelehnt hatte.

„Mit gefalteten Händen hat sie die ganze Zeit dagelegen," sagte Rosa. Sie nahm jetzt allerlei Geschirr aus dem Schrank, ging hin und wider. Mit einem Brocken hier und einem dort erzählte sie weiter von Brigitte.

„Es ist schön, wenn eines so den Glauben an den Himmel hat wie sie. — Sie hat immer

gebetet. — Im letzten Augenblick ist es gewesen, als ob sie nach des Herrgotts Hand als Stütze greife."

So mit wenigen, sparsamen Worten gab sie von dem Bericht, was über der Diele sich ereignet hatte, und Lukas Miene hellte sich. „Bleibt die Frau bei ihr?" fragte er.

„Ja," gab Rosa zurück.

„Ich will nachher hinaufgehen," sagte er, stand auf und ging an die Arbeit zurück.

Es war nur kurze Zeit später, als er bei Brigitte eintrat. Sie lag noch wach. Die Wärterin hatte sie eben verlassen. So war niemand bei ihr als der kleine Mensch, der in einem Korbwagen neben ihrem Bett lag. Ihr Bett war weiß bezogen mit den Linnen, die sie von Hause mitgebracht hatte. In der niederen, aber geräumigen Stube standen ihre Möbel, so hatte die bäurische ein städtisches Aussehen. In die kleinen Fenster, von denen ein weiter Ausblick auf den See und das ferne, noch immer hinter dem schönen und geheimnisvollen Dunstschleier leuchtende Gebirge war, fiel wie herübergeworfen aus jener Ferne eine dämmerige Helle, so daß ein warmes Licht in alle Winkel der Stube drang. Brigitte lag still auf dem Rücken, den Blick an die vertäfelte Decke geheftet, die Hände auf das Deckbett gelegt, aber sie hatte Lukas' Schritt erkannt und lächelte matt, als er ans Bett trat.

„Es ist da," sagte sie, und die Linke glitt am Deckbett nieder nach dem Korbwagen, ohne daß sie den Blick dorthin gewandt hätte.

Lukas betrachtete das Kind und dann die Mutter, nahm der letzteren Hand von der Decke und drückte sie. „Es war hart," sagte er, „wie?"

Und Brigitte lächelte wieder und war so weiß wie das Linnen, in dem sie lag.

Nun nahm sich Lukas einen Stuhl und setzte sich zum Bett. In der Stube begann es zu dämmern.

„Also — wirklich — immer hier bleiben können wir?" fragte Brigitte auf einmal. Es war nicht erstaunlich, daß dieser Augenblick ihr die Frage auf die Lippen brachte.

Lukas überhörte die Frage. Nachdenklich sah er auf das Kind nieder. „So haben sie alle einmal gelegen, meine auch," sagte er sinnend, fast ebenso sehr zu sich selber wie zu Brigitte. „Keiner weiß, was aus ihnen wird! Keiner kann seinen Kindern auf allen Wegen nachgehen!"

Dann schwieg er und neigte den Kopf noch ein wenig tiefer. Die Gedanken arbeiteten so sichtlich in ihm, daß Brigitte ihn nicht stören konnte. Sie lag ganz still. Er mochte an sich und seine tote Frau und dann an seine Söhne, auch an die Tochter denken. Alle die jungen waren ihre besonderen Wege gegangen, jedes nach seinem Charakter, und waren doch alle gleich erzogen worden, alle im Guten, alle zur Arbeit. Sie hatten kein schlechtes Beispiel an ihm und Frau Regula gehabt! Plötzlich stand er auf. „Wir wollen doch versuchen, etwas Rechtes aus ihm zu machen," sagte er.

Brigitte sah mit glänzenden Augen an ihm hinauf. Es wallte und arbeitete in ihr, daß sie sich im Bette hätte heben müssen, wenn ihre Kraft gereicht hätte. Das Kind neben ihr und Lukas Hochstraßer, der Mann, füllten in diesem Augenblick so ganz ihre Seele, daß selbst das Bild

ihres toten Vaters sich nicht hervorzudrängen vermochte. Sie empfand, daß fürderhin in ihrem Leben nichts Höheres sein werde, als diese beiden. Ein Wort drängte sich ihr auf die Lippen: „Wenn er doch würde wie Ihr, der Knabe!“ Aber sie sprach es nicht aus. Was sie bewegte, leuchtete nur in ihrem Blick.

Lukas verließ sie bald, hatte die Hände voll Arbeit. Als er gegangen war, lag Brigitte lange still. Die tiefe Ruhe und Friedlichkeit der Gegenwart, das Bewußtsein, eine neue Heimat und in derselben einen Segen, das Kind, zu haben, waren so groß, daß die dunkle Vergangenheit nicht davor aufkam. Qual und Schande, der Schmerz um den Vater hatten nicht Raum neben dem Gefühl des Friedens, das sie erfüllte. Sie schaute nicht rückwärts, wo es wie Nacht über allem, was schmerzlich war, lag, sondern blickte mit großen Augen in ein neues Leben hinein. Regungslos lag sie, achtete kaum, daß Rosa hereinkam, nach ihr und dem Kinde sah und wieder ging. Staunend blickte sie in das Leben, das sich auftat. Dann schlief sie ein. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Novembertage wurden rauher. Die Stürme kamen über den See herauf.

So mächtig fuhren sie heran, daß sie zuweilen, dumpf und seltsam anklingend, einen verlorenen Schlag der großen Glocken von St. Felix über Herrlibach hintrugen. Den hatten sie unten aus einem der Türme gerissen. Durch das Dorf trieben sie den sparsamen Staub, den eine lange Herbsttrockenheit gelassen, dürre Blätter kamen mitgewirbelt.

Dürre Blätter lagen in Haufen oben auf der Bergstraße, die am Waldsaum hinführte, und wo ehemals der Wagen der Kesselflicker gestanden. Eines Abends rollte dieser Wagen wieder da hinauf, von einem müden Pferde gezogen. Das Laub raschelte unter seinen Rädern. Er hielt an derselben Stelle, wo er früher seinen Platz gehabt hatte. Im Kurzgras am Waldsaum war noch die alte Feuerstelle sichtbar. Die braunen Kinder, die neben dem Wagen herliefen, wiesen auf die Kohlenreste. „Da ist der Platz," schrie ein halbwüchsiger Bub. Die Männer schirrten das Pferd aus. Aus dem Wagen stiegen die Weiber, die Mutter und Margherita, beide trugen braune Tücher um die Brust geschlungen und beider Haar war wirr wie je; aber Margherita hatte die alte Anmut der Bewegungen, war bleich und schön und sah aus zwei Augen, die wie von einer leisen Trauer erfüllt waren.

Der alte Dorta, der das Pferd gelenkt hatte, schlug die Arme mehrmals übereinander und meinte, es sei kalt und Zeit heimzukommen. Die jungen Männer sammelten Holz für ein Feuer. Morgen wollten sie weiter. Margherita sah auf die Häuser von Herrlibach nieder. Der Himmel war grau und es war nahe an Zunachten, aber das Dorf war noch wohl sichtbar; still und frostig stand es unter ihr. Das Mädchen verließ die Stelle, wo der Wagen sich befand und schlenderte unbekümmert um die andern ein Stück die Straße hinauf. Dort stand sie an den Hag einer Wiese gelehnt. Es war etwas Fremdes in ihrem Gesicht. Sie suchte mit den Blicken das Haus, wo David Hochstraßer wohnte. Es war ihr, als müßte er

jetzt da herauf kommen, sie hätte ihn hinzeichnen können in die graue Luft, so deutlich stand er noch vor ihr mit dem Gesicht wie ein Mädchen, den schlanken Gliedern und dem hellen Blick, in dem die große Zerfahrenheit war. Die Margherita sah viele Ortschaften und viele Menschen, da und dort hatte es ihr schon gefallen, schön taten ihr viele, wohin sie kam, die einen meinten mit der Kesselflickerin sich keinen Zwang auflegen zu müssen, andre waren rauh, fast gewalttätig, als ob sie ein Herrenrecht über sie hätten, ein paar wenige, fahrendes oder doch blutarmes Volk wie sie, hatten wohl auch von Ehe und Hochzeit gesprochen. Aber der Blonde da unten! Ha, was scherten sie die andern! An den da hatte sie denken müssen in den letzten Monaten, das war ihr noch mit keinem so gegangen.

Die Margherita zog das Tuch fester. Es war kalt. Ihre wenig Spuren von Arbeit zeigenden Hände liefen blau an. Sie wickelte sie in das Tuch und wollte sich entfernen. Da sah sie David Hochstraßer die Halde heransteigen, ganz wie sie ihn zu sehen erwartet hatte. Er trug einen runden Hut, hatte dunkle Kleidung an und sah auf den Boden, während er langsam emporstieg. Tief in Gedanken ging er. Vielleicht, daß er mit den Gedanken schon lange oben war, während er so langsam ging, und daß er in diesen Gedanken Dinge sah, die er nicht Eile hatte zu ändern. Margherita neigte sich über den Hag vor, um ihn besser zu sehen; dann warf sie einen Blick nach dem Wagen der Ihrigen zurück, ob niemand auf sie achte. Sie riefen sie an von dort, aber sie winkte hastig und zornig abwehrend mit der

Hand. Unruhe faßte sie. Jetzt blickte David auf und sie sah es und wehte mit der Hand ihm zu; es war wie ein Zeichen, daß er eile. Aber er verstand es nicht so. Immer gleich langsam und wie scheu kam er heran. Als er vor ihr stand, sagte er: „Gott grüße dich! Bist du auch wieder da?"

Vom Wagen herüber ließen die Brüder ein anzügliches Husten hören. Margherita streckte David die Hand hin, und als er zögerte, faßte sie ihn am Handgelenk und zog ihn über die Straße unter die Bäume des Waldes. Niemand sah sie hier. Dann schien ein Taumel sie zu fassen. Sie lehnte sich dicht an ihn, den Arm um seine Schulter gelegt. Sie war ganz anders als früher, alle Zurückhaltung und alle Laune waren von ihr gewichen.

„Es war mir, daß du kommen müßtest," sagte sie.

„Warum bist du fort und hast mich nicht wissen lassen, wo du bist?" fragte David. Seine Scheu hatte ihn nicht verlassen. Aber er machte ihr Vorwürfe, sagte ihr, wie er sie gesucht hätte, wie er heute durch Zufall gehört, daß sie wieder im Land seien.

Margherita antwortete ihm nicht. Sie nahm ihm den Hut vom Kopfe, warf ihn auf die Blätter des Waldbodens und strich ihm mit der Hand über das blonde Haar, so zeigte sie eine Freude wie ein Kind, das ein wiedergefundenes Spielzeug hätschelt. Auf einmal sagte sie: „Komm mit uns, du!" Etwas Leidenschaftliches war in ihrer Art.

„Wohin?" fragte er.

„Heim," gab sie zurück. Dann sprach sie in

einer verlorenen Weise weiter. „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer und ein leiser Wind und der See ist blau und der Himmel und — sehen solltest du das! Du würdest dich wundern."

Ihre Augen gewannen einen sehnsuchtsvollen und weithin schauenden Ausdruck. Es war, als sehe sie das, von dem sie sprach. David schaute an ihr hinauf, die um einen Kopf größer war als er. Die Scheu glitt von ihm ab. Es war, als nehme sie ihn langsam mit sich dorthin an den See, von dem sie gesprochen hatte! Er umfaßte sie und sie küßte ihn willig, mit einer Art Wildheit. Es war noch nie so gewesen mit ihnen beiden. In David flammte ein ungeheures Feuer auf, in dem alles andre unterging.

„Du kommst doch nicht mit," sagte sie spottend.

Dann jagte ein Auflachen sie auseinander. Die Brüder der Margherita standen breit hingepflanzt in der Straße. Margherita warf den Kopf auf und ging an ihnen vorüber, die Achsel hochzuckend, als der eine sie halten wollte. Es kümmerte sie nicht, daß sie gesehen worden waren. David stand blutübergossen. Er nahm den Hut vom Boden auf, und als die Brüder sich lachend entfernten, ging auch er. Aber alles in ihm war aufgewühlt. Er hatte keinen Gedanken als die Margherita, nichts kümmerte ihn sonst. Gleich einem Schlafwandler stieg er bergab. Als er in den Fußpfad bog, der durch den Hochstraßer-Weinberg heimführte, sah er den Vater herankommen im Arbeitskleid, barhaupt mit seinem gewohnten langen festen Schritt. Da wich das Blut aus seinem Gesicht.

„Die Kesselflicker sind da," sagte Lukas zornig, „du bist bei ihnen gewesen. Ich hätte dich jetzt geholt."

David duckte sich. Schweigend schritten sie heimwärts. David ging mit gesenktem Kopf, seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht, sie zu sammeln. Lukas achtete auf alles, was an seinem Wege war. Hier zog er ein Büschel spätes Unkraut aus, dort räumte er einen Stein mit einem Fußtritt aus dem Wege. Dann kamen sie zu Hause an. Es dunkelte. Lukas nahm den Weg nach Davids Kammer, geradeaus und wortlos. Als sie hineingetreten waren, zog er die Tür hinter sich zu. David trat ans Fenster, den Rücken gegen den Vater gewendet. Er wußte kaum, was geschah. Eine Dumpfheit ohnegleichen war in ihm und aus dieser heraus tönte nur immer wie ein Läuten aus einer Nacht das Sprechen der Margherita: „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer."

„Da bleibst du, bis die fort sind da oben, das Hudelvolk," sagte Lukas.

„Hast gehört?" fragte er, als David nicht antwortete.

„Ja," gab dieser zurück, ohne zu wissen, was er antwortete.

Da wurde Lukas' Stimme fast gütig.

An der Tür stehend, schon die Klinke in der Hand, sagte er: „Denk an deinen Bruder — David! Du sollst mehr auf dich halten als er!"

David ließ sich auf einen Stuhl fallen. Es war, als schlüge ihn jedes Wort, das der Vater sagte, mehr nieder. Gebückt saß er da, aber er gab keine Antwort. Dann hörte er, wie

Lukas die Kammer verließ und außen den Schlüssel im Schloß drehte. Er blieb sitzen, wie er saß, immer die Dumpfheit in sich und immer das Reden der Margherita in den Ohren. Und das Feuer brannte in ihm. — Dann regte sich sein Gewissen. Das Blut stieg ihm siedend ins Gesicht. ‚Du willst dem Vater solches Leid antun!' durchfuhr es ihn. Aber das Feuer lohte in ihm. Er mußte mit dem Mädchen fort!

Die ganze Nacht saß er am gleichen Fleck. Es wühlte und gor in seinem Innern. Da war die Anhänglichkeit an den Vater, die Gewissenhaftigkeit, die dieser ihm anerzogen hatte, dagegen stürmte die Sehnsucht nach der Margherita an. Das rang gleichsam Brust an Brust, hin und her taumelnd. Davids Kopf wurde dumpfer, der Blick verlor immer mehr seine Klarheit. Allmählich siegte die Leidenschaft. Gegen Morgen raffte er sich auf, kramte mit unsicheren und hastigen Händen seine paar Habseligkeiten aus seinem Kasten und steckte einiges Geld ein. Dann, als alles beieinander war, zögerte er einen Augenblick und lauschte, merkte, daß er außer Atem war, und hatte Mühe, sich zu so viel Ruhe zu zwingen, daß sein Ohr zu unterscheiden vermochte, ob es still im Hause sei. Er vernahm nicht das leiseste Geräusch, aber selbst wenn er in diesem Augenblick den Vater hätte nahen hören, er würde doch getan haben, was ihm im Sinne lag. So groß war das ihm das Bewußtsein raubende Verlangen. Er riß das Fenster auf, ohne Sorge, ob sie es im Haus hörten, zögerte nicht, stieg hinaus, faßte die Dachrinne, die neben dem Fenster niederlief, und ließ sich daran zu Boden. Dann

ging er rasch, immer rascher bergan. Es faßte ihn plötzlich eine Angst, daß die Margherita schon fort sein könnte.

Der späte, graue Morgen kam über den Herrlibacher Berg heraufgeschlichen. Keuchend erreichte David die Höhe. Dann sah er den Wagen. Er hielt inne. Die Welschen waren schon auf den Beinen. Rauch stieg aus dem Kaminrohr des Wagens, Becken klirrten. Die Männer, Frauen und Kinder saßen am Waldrand und nahmen ihr Morgenbrot ein. Er mochte nicht hingehen, eine Befangenheit ohnegleichen kam ihn an. Er machte einen Umweg, immer die Blicke auf den Wagen gerichtet, bis er an den Wald kam. Dort hielt er sich verborgen. Einmal meinte er den Vater über die Halde heransteigen zu sehen; er biß die Zähne zusammen und schlich tiefer ins Kurzholz des Waldes; aber es war ein fremder Mann, den er gesehen hatte, er stieg heran und ging mit einem Gruß am Wagen der Kesselflicker vorüber. Nun packten diese auf, spannten das Pferd ein, und als sie reisebereit waren, sah er die Margherita einen Augenblick zaudernd stehen bleiben, den Blick auf das Dorf gerichtet. Er wußte, daß sie nach ihm ausschaute. Er wollte sie anrufen, aber die Brüder hatten ihr Stehenbleiben bemerkt und foppten sie. Da folgte sie ihnen mit großen schwebenden Schritten, welche die schöne Biegsamkeit ihres Körpers zutage treten ließen. David ging ihnen nach, immer im Wald sich haltend. Den ganzen Tag zogen sie über den langen Hügelrücken hin gen Süden und er verlor sie nicht aus den Augen. In einer einsamen Bauernwirtschaft kaufte er sich ein Mittagsbrot,

aß wenig und trug das andre mit sich und war wie der treue Hund, der den Spuren seines Herrn folgt. Es wurde kalt auf den Abend, der Wind brauste stärker aus Norden daher, so daß von einer freien Höhe der im Sturm sich beugende Wald des langen Berges wie hagelzerschlagenes Feld sich ansah. Noch immer wagte sich David nicht an die Welschen heran. Zuweilen zog ihn ein unbändiges Verlangen und er machte sich gegen den Wagen hin auf; aber unterwegs überfiel ihn die Scheu, und er hielt inne und verbarg sich aufs neue. Als die Nacht kam, fand er einen Felsen, der ihn schützte, schlief nicht, setzte sich nur unter den überhängenden Stein und saß mit in die Hände gelegtem Kopf stundenlang. Endlich litt es ihn nicht länger; es war ihm plötzlich, daß die Margherita ihn vergessen könnte, wenn er sich ihr nicht zeigte. So stand er auf und suchte im Dunkeln den Weg bis zum Wagen der Welschen, von dem er wußte, wo er Halt gemacht hatte. Der kleine Hund, der in einem an Ketten hängenden, unterhalb des Wagens angebrachten Behälter lag, hörte seinen Schritt und schlug an, aber als er näher kam, erkannte er ihn und kam wedelnd herausgesprungen. Von den Insassen des Wagens regte sich niemand. Da ließ David sich dem Gefährt gegenüber auf einen Stein nieder. Der Hund setzte sich zu ihm und sie saßen eine Weile, während welcher der Wind nachgelassen hatte, wie zwei ausgestellte Wächter. Nachher hob David ein rastloses Aufundabschreiten an, um die Zeit herumzubringen. Und dann kam der Morgen.

Die Margherita war die erste, die aus dem

Wagen stieg. Es war noch nicht ganz hell. Aber sie sah Davids zusammengekauerte Gestalt, wie sie wieder auf dem Stein saß. Sie blieb am Wagen stehen und blickte nach ihm hinüber. Ihr Haar war wirr und unordentlich, unwillkürlich strich sie es mit den Händen etwas zurecht. Dann lachte sie plötzlich. „Bist du da?" sagte sie.

Er stand auf und trat zu ihr, dicht an sie heran, war weiß im glatten Gesicht und blickte wie einer im Fieber. „Ich gehe mit dir," sagte er.

Sie legte ihre Hand auf die seine und streichelte sie; es war, als ob sie ihren Hund streichelte und ihn ‚gutes Tierchen' hieß.

„Wer ist da?" fragte die Stimme des alten Dorta aus dem Wagen. Der jüngere Bruder blickte aus der Tür. Er lachte, als er David erblickte, und sprach etwas in das Innere des Wagens zurück. Nach einer Weile, während welcher Margherita nachdenklich dagestanden und David auf ein Wort von ihr gewartet hatte, kamen die Welschen alle aus dem Wagen gestiegen, die Kinder voran, die sich um David sammelten und ihn begafften.

„Er geht mit," sagte Margherita zum Vater und den Brüdern, als sie herankamen. Der Alte antwortete etwas, was David nicht verstand, aber Margherita zuckte die Achseln dazu, wie um zu sagen: ‚Gleichviel, ich will, daß er mitkommt.' Die Brüder gaben David die Hand, flüchtig und mit einer Art hochmütigen Mitleids. Dann kam auch die Alte und sprach ein paar Worte mit ihm, und der Vater lüpfte den Hut, wie er ihn vor denen abnahm, bei denen er auf seinen Fahrten um Arbeit fragte. Als sie nachher sich einen elenden

Kaffee kochten, reichten sie ihm eine zinnerne Tasse, wie sie alle hatten. So nahmen sie ihn bei sich auf, duldeten ihn schweigend.

Sie zogen weit und lang, tief in die Berge hinein und über einen Paß, auf dem sie ein Schneewetter überfiel. Die Kräfte des Pferdes reichten oft nicht aus. Dann spannte Dorta sich neben das Tier, und die Jungen schoben, auch David legte die Schulter an. Ohne daß sie ihn hießen, teilte er sich mit ihnen in allerlei Arbeit, trug Wasser für die Weiber, sammelte Holz, schlug es klein, auch das Pferd besorgte er. So lebte er sich ein, und sie gewöhnten sich an ihn, als sei er immer bei ihnen gewesen. Ihre Art indessen änderte sich nicht, die Alten blieben halb unterwürfig, halb zurückhaltend. Wenn er den Blicken der beiden Brüder begegnete, war es immer, als fragten sie: ‚Bist du noch da? Gehst du noch weiter mit?‘ Auch Margherita blieb dieselbe, zuweilen war sie von einer verträumten, spielhaften Zärtlichkeit; dann wieder schlug plötzlich ihre Laune um und sie schien mit den Brüdern über David zu lachen. Diesem aber war der Kopf noch immer so wirr wie in der Nacht, da er daheim entlaufen war. Er wachte nicht aus dem Taumel auf, gleichsam bewußtlos wanderte er mit den Welschen dahin. Vielleicht wollte er nicht aufwachen; denn wenn ihm zuweilen ein Gedanke kam, wohin das führen, was aus ihm werden solle, zwang er ihn in sich nieder, weil er keine Antwort wußte, lebte nur der Gegenwart, und die Gegenwart war für ihn Margherita.

Als sie die Alpenscheidewand überwunden hatten und sich dem langen See näherten, wurden

Davids Tage friedlich. Das Wetter war mild, das Land lag reich vor ihnen und war noch voll Blühens, der Himmel hatte lange Tage keine Wolken. Malerisch an die Hänge hingebaut standen die Dörfer mit mauerumgebenen Gärten. Schlanke weiße Kirchtürme mit offenen Glockenstuben ragten neben schwarzen, stillen Zypressen auf. Ueber allem war Sonne, nicht mehr die heiße des Sommers, sondern eine leise, leuchtende, die alles adelte, was sie beschien, den holperigen Weg, die rissigen und baufälligen Häuser. Mit dem Wechsel der Gegend hatte auch das Wesen der Welschen einen Wandel erfahren. Sie waren in einer zufriedenen, sie innerlich und äußerlich hebenden Laune. Es war, als ob ihre Augen, die alle braun und schön waren, heller blitzten, ihr Gang war leichter, wiegender, ihre Gestalten fügten sich eigentümlich wohl in die schöne, milde Landschaft. Margherita insbesondere hatte die träumerische Weichheit immer an sich, die wohl vor allem schuld war, daß David ihr gefolgt war. Wenn sie abends an irgend einem Wege und in eines Dorfes Nähe sich ihren Halteplatz gewählt hatten, suchten das Mädchen und David sich ohne Abrede einen schönen Platz abseits, am schroffen Hang über dem See, der nun zu ihren Füßen lag, an einer der Kirchen oder auf der Mauer eines Gartens, saßen da und sahen die Welt mit großen, sinnenden Augen an. Die Freude an dem schönen Lande band sie fester als bisher zusammen.

Davids Blicke pflegten aber nicht nur auf dem wunderbaren und gesegneten Lande zu ruhen, sondern glitten bald davon ab und fielen auf Margherita selbst. Es war, als höbe die Land-

schaft und das Licht, das die sinkende Sonne über das Mädchen goß, noch ihre schlanke Schönheit. Ihr Wuchs hatte etwas den ragenden Linien der Zypressen, den schlanken, weißen Türmen Verwandtes, und in ihren Augen wiederum war etwas von der schimmernden Ruhe und Versunkenheit des Sees, der zu ihren Füßen lag. Mit Vater, Mutter und Geschwistern beschäftigte sie sich letztlich weniger, wandte sich vielmehr ganz und mit größerer Vertraulichkeit David zu. Wenn sie so dasaßen, sprach sie ihm manchmal lächelnd und mit Schmeicheln davon, daß man in Ponte, dem Dorfe, das sie bald erreichen sollten, sie, Margherita, um ihren blonden Kameraden beneiden werde. Dann kam zuweilen eine seltsame Leidenschaftlichkeit über sie, so daß sie bis tief in die Nacht hinein an Davids Seite blieb, als vermöge sie nicht, sich von ihm loszureißen. Das alles fügte, daß der zerfahrene Mensch nicht zum Heimweh noch zur Erkenntnis dessen erwachte, daß er ein unwürdiges Leben hatte.

Sie erreichten dann Ponte, ein Dorf wie die andern, an steil in den See fallenden Fels gebaut. Die schmalen Verbindungswege von Haus zu Haus hatten Stufen. Vor einem öden, scheibenlosen Hause mit schwarzem Dach machten sie Halt. Das gehörte dem Kesselflicker.

Sechzehntes Kapitel

Die von Herrlibach sprachen von Lukas Hochstraßer, und in ihre Hochachtung für ihn mischte sich etwas wie Mitleid.

„Welches Unglück er mit seinen Kindern hat," redeten sie, zählten Martin auf, den Leutnant, der auf und davon und verschollen war, nannten dann David, von dem sie bald heraushatten, daß er einem fahrenden Mädchen ins Welsche hinüber nachgelaufen sei, und munkelten von Julian, dem Aeltesten, daß es ihm übel gehe unten in St. Felix, ihm und seiner Familie, der Alte werde ihnen wohl beispringen müssen.

An Lukas Hochstraßer war keine Veränderung. Sein Haar war nicht grauer, seine Haltung nicht weniger aufrecht. Seine eigne Kraft schien nur zu wachsen, je mehr die Kraft der Jungen versagte und sich zersplitterte. Das sahen auch die von Herrlibach. „Keiner sieht ihm an, daß er schwer trägt," fügten sie bei, wenn sie von dem Mißgeschick in seiner Familie sprachen. Er trug kein trübes oder finsteres Gesicht zur Schau. Sein Lachen klang glockendumpf und köstlich aus seiner Brust herauf und sein Blick hatte noch immer ein junges Feuer.

Als David entflohen war und er in die leere Kammer trat, in der er ihn sicher gefangen glaubte, hatte ihn die Ueberraschung weder unsicher noch der jähe Kummer schwach gemacht. Er ging nach dem offenen Fenster, überzeugte sich, wie alles sich ereignet hatte, und stieg hinab in die Wohnstube, wo Brigitte neben dem Korbwagen des kleinen Lukas, ihres Knaben, saß, den sie am Sonntag vorher getauft hatten.

„Er ist fort," sagte er und setzte sich neben das noch bleiche Mädchen, das an einem Linnen stichelte.

„David?" fragte Brigitte.

„David?" wiederholte Rosa, die aus der Nebenkammer kam.

Lukas sah beide mit einem ruhigen Blick an. „David, ja," sagte er.

„Mit dem Hudelvolk ist er fort, meint Ihr?" fragte Rosa. Dann brach sie los: „Es wird gut anfangs. Man kann sich seiner Brüder schämen, in den Erdboden hinein schämen! Einer zeigt sich schöner als der andre!"

„Was werdet Ihr tun?" fragte Brigitte Lukas. Ihre gelassene Art stach sonderbar gegen die aufbrausende und zänkische Rosas ab.

Lukas blickte vor sich hin. „Laß ihn gehen," sagte er sinnend. „Er soll seinen Weg haben. Essen soll er, wie er sich einbrockt!"

Rosa tat ihrem Zorn keine Gewalt an. Die Einsame und in ihrer selbstverschuldeten Einsamkeit Verbitterte nahm alles, was die Brüder taten, als ihr selbst getan an, fühlte es doppelt, da sie in ihrem eignen Leben keine Freude fand, an der sie sich hätte aufrichten können. Mit bösem Gesicht und zankend ging sie hin und wieder. Lukas indessen sprach ruhig mit Brigitte. Sie hatte die eine Hand auf den Rand des Korbwagens gelegt. Er deckte sie mit der seinen. So sprach er zu ihr von seinen Söhnen. „Das Leben wird sie hart in die Finger nehmen," sagte er. Nach einer Weile zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Brigitten. „Die Arbeiter sind unruhig in St. Felix. Sie werden übermütig, weil die Herren nachgegeben haben. Er will nicht mitmachen. Jetzt haben sie ihm den Gehalt weggenommen. Zwischen dem, was er schreibt, läßt sich lesen, wie knapp er daran ist mit Frau und Kind. Der Kamm ist ihm zu

sehr geschwollen. Er muß lernen, klein zu werden!" So redete er von Julian.

Und von David: „Ich will ihn nicht aus den Augen verlieren. Ein Kind ist er, ein blindes, der erwachsene Bub. Aber er wird lernen müssen aufzuwachen."

Endlich von Christian: „Der gibt mir am meisten zu denken. Aber es kann nicht gut mit ihm kommen, bei seinem und seiner Frau Geiz!"

Dann schloß er: „So müssen wir abwarten, was alles werden will, und bereit sein, wenn sie uns brauchen."

Damit stand er auf. Von Martin hatte er kein Wort gesagt. Brigitte aber empfand, daß er weit über seine Worte hinaus der Halt seines Hauses war, und daß seine Söhne nicht untergehen konnten, weil er da war.

Bald erfuhr sie, wie er David, um den er sich scheinbar nicht kümmerte, im Auge behielt. Er wußte am Tage nach seiner Flucht, wie die welschen Kesselflicker hießen und wo sie daheim waren, nach einigen Wochen schon hatte er vom Langen See selber durch einen Bekannten Nachricht.

„Er ist dort, David," sagte er zu Brigitte. Sein braunes Gesicht trug dabei einen fast heiteren Ausdruck, als meinte er zu sagen: Er soll doch nicht glauben, der törichte Mensch, daß man nicht hinter ihm her ist! Er blieb, als er ihr dies zu sagen gekommen war, eine ganze Weile in der Stube bei Brigitte, tändelte mit ihrem schönen Kinde, das ein Gesichtlein wie feine Blüte hatte, und sprach dies und jenes stille Wort zu ihr selbst. Wenn sie beisammen waren, war immer wie ein leises Licht in der Stube. Sie

hatten den freien und weiten Blick gemeinsam, der nicht nur den einzelnen und engen Tag, sondern ein Leben und nicht nur das eigne, sondern das Leben vieler überschaut. Und weil ihr Schauen nicht nur ein äußerliches, sondern ein Mitdemherzenschauen war, so sahen sie Leid, Freude, Sünde und Guttat anders als die Menschen des Alltags und verstanden sie besser. Aus dem tiefen Verständnis andrer aber kam ihnen die große, eigne Ruhe, die jedes am andern unbewußt als etwas Köstliches empfand, so daß jedem die Nähe des andern wohltuend war. So hatten sie auch diesmal eine heitere Stunde, Lukas sprach von den Ergebnissen und Erträgnissen des zu Ende gehenden Jahres und Brigitte fühlte freudig, wie sehr er ihr vertraute. Er verbarg ihr nicht, wie alles unter seiner Hand gedieh, so daß sein und seines Hauses Wohlstand auch in diesem Jahr wieder gewachsen war. Von seinen Plänen sprach er zu ihr, wie das und jenes geworden und das und jenes noch werden sollte. Er ließ sie dermaßen sein Leben mit ihm teilen und es war ihr, als sei sie immer in seinem Hause und immer wie eines seiner Kinder gewesen.

Während sie noch so sich unterhielten, trat Rosa ein und reichte dem Vater die Zeitung, die der Briefträger eben gebracht hatte. Lukas war aufgestanden und im Begriff gewesen, hinauszugehen. Nun schlug er das Blatt auf dem Tisch auseinander. Er las, am Tisch stehend, die hohe Gestalt auf die Zeitung niedergebeugt, schüttelte den Kopf, während er las, nahm das Blatt vom Tisch und las aufrechtstehend noch einmal, was ihm aufgefallen war.

„Es geht rauh zu da unten in St. Felix," sagte er nachdenklich, die Zeitung weglegend.

Rosa nahm sie auf und sah hinein. „Sie haben Julian die Fenster eingeworfen," berichtete sie erregt. „Die Arbeiter drohen mit schlimmen Gewalttaten. Militär ist aufgeboten, Wachen sind vor bedrohte Häuser, so vor Julians Haus gestellt worden."

Lukas blickte jetzt nach den Frauen zurück. „Man erwartet, daß die Unruhen sich morgen verschlimmern," sagte er, noch immer in tiefem Nachdenken. „Sie sind nicht sicher, seine Frau und der Bub."

„Wir sollten sie heimrufen," rief Rosa.

Lukas war langsam zur Tür gegangen. „Morgen mit dem ersten Schiff gehe ich hin," sagte er, als er die Stube verließ.

Den ganzen Tag sprach er nicht mehr von seinem Entschluß, als wäre nichts Außergewöhnliches daran, als gehörte die Reise in sein gewohntes Tagwerk.

Am andern Morgen früh und vor Hellwerden war er bereit. Nur Rosa, die immer die erste im Hause war, war vor ihm da und richtete ihm sein Frühstück. Beim Schein der Hängelampe saßen sie einander am Tisch gegenüber und nahmen ihr Morgenbrot mit breit aufgestützten Armen und über die Ohrentasse geneigten Oberkörpern. Lukas gab einige Weisungen für Arbeiten, die auf dem Lande zu tun seien. Martha, die Magd, kam herein und er hieß auch diese auf das und jenes acht haben, was zur Tagesarbeit gehörte. Dann sagte Rosa in ihrer kargen Art: „Nehmt Euch in acht, daß Euch nichts

geschieht, Vater." Ihre innere Unruhe verriet sich nicht dabei. Und trocken wie sie gegeben wurde, nahm er die Mahnung hin. „Ja, ja," sagte er nur. Bald darauf ging er mit einem kargen Gruß. Auf der Treppe wendete er sich noch einmal. „Grüß Brigitte," sagte er zu Martha, der Magd. „Ich sei gegangen."

Das Schiff trug ihn stadtwärts. Die Schiffsinsassen sprachen von den Unruhen. Da und dort begegnete er neugierigen Blicken; er sah, daß Julians Rolle im Streike manchem bekannt war. Einige redeten ihn daraufhin an. Er gab einsilbigen Bescheid, hielt aber mit seinem Urteil nicht zurück: „Er hat es nicht anders wollen, mein Sohn. Nun muß er die Folgen tragen."

Als er in St. Felix aus dem Schiff stieg, folgten ihm die Blicke der Mitreisenden.

Eine bleiche und schwächliche Sonne schien auf die hartgefrorene Straße.

Einmal stieß Lukas auf eine Schenke, deren Scheiben eingeschlagen waren. Da hatte am vorhergehenden Tage ein Zusammenstoß der Arbeiter mit Polizisten stattgefunden. Um eine Straße weiter traf er auf mehrere Gruppen Ausständiger, die heftig gestikulierend beieinander standen. Dann mehrten sich die Spuren der Arbeiterausschreitungen an seinem Wege.

Als er in die Straße einbog, wo Julian wohnte, fand er nach wenigen Schritten den Weg von einer Unmenge aufgeregter Menschen versperrt. Das waren die Arbeiter, Kesselschmiede, Schlosser, Mechaniker, rußiges, starkes, tüchtiges Volk.

„Es wird niemand durchgelassen," sagte ihm einer.

Drüben gewahrte er den Schmied, den er damals in Julians Wohnung gesehen hatte. Der erkannte ihn jetzt und kam auf ihn zu. „Dem Hochstraßer sein Vater," sagte er zu den Genossen. Zu Lukas sich wendend, meinte er drohend und grob: „Ihr bleibt besser, wo Ihr seid! Es möchte dort im Haus etwas absetzen." Er wies nach dem Gebäude, in dem Julian wohnte.

„Ihr habt Eure Meinung stark geändert, Mann," sagte Lukas gelassen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick deutlich des Auftrittes in Julians Wohnung, da dieser Mensch für Julian des Lobes nicht genug gewußt hatte.

Der Schmied schimpfte. Alle schönen Namen hing er Julian an, dabei bei den andern Beifall suchend und erntend.

Inzwischen kamen einige Polizisten heran, die auf die Szene aufmerksam geworden. Sie schafften Lukas Raum, als er erklärte, wer er sei und was er wolle. Durch die Menge der Arbeiter schritt er in die leere Straße hinein.

„Hättest deine Nase besser aus der Sache gehalten," höhnten sie ihn.

Lukas sah sich nicht um. Er ging so ruhig und großschrittig weiter, wie er durch die Stadt herangekommen war. Nur bei dem Polizeidiener, der vor dem Hause Julians stand, blieb er stehen, nannte seinen Namen und erkundigte sich, was die Ausständigen zu unternehmen im Begriffe stünden.

„Sie sind ohne Leitung," entgegnete der Beamte. „Jetzt drängen sie sich hier, ein paar Stunden später vielleicht anderswo zusammen. Euer Sohn hat zwischen ihnen und den Arbeit-

gebenden unterhandeln wollen. Darum sind sie auf ihn erbost. Wenn sie Zuzug erhalten, möchte es zu Schlimmem kommen!"

Lukas sah über die Straße zurück. Die paar Polizisten vermochten nichts gegen die Arbeiterhaufen! Mit ernstem Gesicht trat er in Garten und Haus. Er fand alle Türen offen, als wäre eben jemand kopflos durch Flur und Stuben gerannt. Julians Frau saß atemlos und mit schneebleichem Gesicht auf einem Stuhl, als er in die Wohnstube trat. Ihr schönes blondes Haar, auf das sie sonst große Sorge hatte, war wirr und hing ihr unordentlich auf die Schultern. An ihr allein schon sah Lukas, wie es im Haushalt rückwärts gegangen war. Ihr Kleid war schäbig, fast ärmlich, auch war ihr sonst so volles Gesicht hagerer geworden, so daß es in eigentümlichem Gegensatz zu dem üppigen Körper stand. Als sie Lukas erkannte, brach ein Sturm von verzweifelten Worten von ihr.

„Seht Ihr, wie es bei uns zugeht, Vater! Das ist jetzt das Ende, ist das! Das hat uns noch gefehlt! Wer weiß, ob sie uns nicht das Haus über dem Kopf anzünden, daß wir elend umkommen darin, das Kind und wir beide."

„Still!" sagte Julian zornig zu ihr. Er stand an einem Fenster, an dem die Laden geschlossen waren, und mochte hinausgeschaut haben. Dem Vater wußte er kein Wort zu sagen. Seine Wangen färbten sich dunkel, mit der ihm vertrauten Bewegung hob er die Hand zum blonden Bart und ließ ihn durch die Finger gleiten, aber es war keine Geste des Selbstbehagens mehr, etwas Hilfloses und Scheues lag darin. Der

kleine Julian, sein Bub, der sich mit verängstigtem Gesicht an der Wand herumgedrückt hatte, kam jetzt an ihn heran und verkroch sich unter seinen herabhängenden Arm.

Lukas sah sich im Zimmer um. „Es ist freilich anders geworden bei euch," sagte er.

Die Stube war kahl, manches Stück der schönen Einrichtung fehlte.

„Wir haben alles verkaufen müssen," erklärte Frau Luise, die wußte, was er meinte. Wieder brach sie in ein Jammern aus. Auch der Knabe begann zu weinen.

„Morgen werden wir wieder gepfändet," sagte Julian.

Lukas blickte durch die offene Stube in das Nebenzimmer. Es enthielt noch ein Bett, das alt und armselig war.

„Wir haben es gegen unsre Einrichtung eingetauscht," gestand Julian, der neben ihn trat.

„Gestern haben wir den ganzen Tag gehungert, Julian und ich. Wir müssen froh sein, wenn wir Milch für das Kind auftreiben können," klagte die Frau von ihrem Stuhl her.

„Umsonst ist der Tod," antwortete ihr Julian zwischen verbissenen Zähnen hindurch, „wer kein Geld hat, kann kein Brot kaufen."

So, während Lukas ihre äußere Not überblickte, erzählten sie das Elend, das er nicht sehen konnte, die Frau in ihren Klagen, Julian mit einem bitteren Wort da und dort. Dazwischen hinein klang das stillere Weinen des Kindes. Der Knabe war verschüchtert, nichts von seiner sonstigen Vorlautheit war mehr an ihm. Manchmal klang ein Murren und Murmeln von der Straße herauf,

wenn neue Arbeiter sich den schon versammelten anschlossen. Nach einer Weile hörte man die laute Stimme eines einzelnen, der in der Straße eine Rede hielt. Lukas schritt in der Stube auf und ab, fast ohne zu merken, daß er es tat; er dachte scharf nach. Julian folgte ihm mit den Blicken.

„Könnt ihr aufpacken, sogleich?" fragte er diesen plötzlich.

Der Sohn sah ihn an und antwortete nicht, verstand nicht, was er meinte.

„Ich will dich heimnehmen mit Frau und Kind," sagte Lukas. Es klang trocken, kurz, fast barsch.

Einen Augenblick leuchtete Julians Blick auf. Vielleicht dachte er an die Arbeit seiner frühen Jugend auf Land und Acker und schien es ihm, er hätte sie nie verlassen sollen. Die Natur mochte sich in ihm regen, die den Bauernsohn heim auf die väterliche Scholle zog. Dann überkam ihn das Gefühl der Scham, daß er selber es nicht weiter gebracht. Er war ein begabter und arbeitsamer Mensch; es war nicht leicht für ihn, eingestehen zu müssen, daß alle schönen Aussichten, mit denen er nicht ungern geprangt hatte, Wind gewesen. Er senkte den Kopf. Dann fiel ihm das Elend ein und an den Knaben und die unzufriedene und haltlose Frau dachte er. „Wenn Ihr uns eine Weile nehmen könnt, Vater," sagte er, die Worte mühsam aus sich herausholend. „Bis ich Arbeit gefunden habe," fügte er hinzu.

In dem Augenblick schlug ein Stein von außen an den geschlossenen Fensterladen. Frau Luise zitterte. „Steine werfen sie wieder," flüsterte sie angstvoll.

„Packt zusammen, was ihr die nächsten Tage braucht," sagte Lukas, „dann schließt das Haus ab. Wenn es ruhiger ist hier, könnt ihr holen, was jetzt zurückbleibt." Dann legte er selber dem Knaben, der vor Angst frierend in einer Ecke stand, das Mäntelchen um, das an einem nahen Nagel gehangen hatte. Julian sprach ein paar Worte zu seiner Frau. Darauf begannen sie ein hastiges Packen. In zwei Körbe legten sie ein paar Habseligkeiten; viel zu suchen hatten sie nicht mehr.

„Sie werden uns nicht hinauslassen," sagte Frau Luise mit bebenden Lippen unter der Arbeit.

„Es mag besser sein, daß wir hinausgehen, als wenn wir sie hereinkommen lassen," meinte Julian.

Lukas sprach nicht viel. Er drängte nur einmal: „Eilt euch! Nicht daß sie hier über uns kommen."

Draußen war es wieder ruhig. Noch immer verhandelten die Arbeiter, die unter sich uneins waren. Man konnte sehen, wie die Führer von Haufen zu Haufen gingen und auf die Menge einsprachen, diese beruhigend, jene aufreizend.

In einer Seitenstraße erschien jetzt Militär und pflanzte sich auf. Da fuhr neue Erregung in die Arbeiter. In diesem Augenblick trat Lukas mit Julian und den Seinen aus dem Hause. Julian schloß die Haustür.

„Nächste Woche hätten wir doch hinaus müssen," sagte er, „bis dahin lief noch der Zins."

Lukas hatte den kleinen Julian auf dem Arm. Hinter ihm schritt Frau Luise mit dem Henkelkorb. Sie schleppte ihr zertragenes, langes Kleid im Gehen und war wie vorher das Urbild allen

Elends, das über die Familie gekommen war. Mit einem andern Korb, ein Stück weit hinter ihnen, ging Julian. Die Polizisten zogen unwillkürlich blank, als die Familie zu Gesicht kam. Schreie brachen aus den Arbeiterhaufen: „Da kommt er, der Schuft! Der Abtrünnige! Der Verräter!"

Wenn jetzt einer das Beispiel gab, fuhren sie über Julian her wie die Wölfe. Aber die Aufmerksamkeit vieler war durch das Erscheinen des Militärs abgelenkt. Die Menge war unentschlossen und zerfahren. Einige drängten näher, Schimpfworte fuhren auf Julian ein. Die meisten Männer standen aber ruhig, nur mit zornigen Blicken, und ließen die vier Leute vorübergehen. Diese näherten sich immer mehr der Stelle, wo die Arbeiter in dichten Reihen die Straße versperrten. Bald waren sie von drei Seiten von Ausständigen umringt. Die Polizisten hatten sich ihnen angeschlossen und schritten zu ihren Flanken.

Die Arbeiter standen wie eine Mauer. „Laßt sie nicht durch," schrie es aus der Richtung, aus der Lukas und die Seinen gekommen waren.

„Platz," befahl einer der Polizisten.

„Oho," scholl es ihm entgegen.

„Nicht befohlen wird da," tönte es von einer andern Seite.

„Gebt keinen Weg," schrie es wieder von drüben.

Julian war bleich. Er war nicht feig, aber er sah, daß es übel gehen konnte. Seine Frau verlor alle Ruhe: „Jesus," bat sie mit aufgehobenen Händen. „Laßt uns fort, ihr! Tut doch dem Kind nichts, dem Kind."

Der Knabe hielt die Arme um den Hals des Großvaters geschlungen. Nun stellte ihn der zu

Boden, fest, mit zwei Griffen seine sich sträubenden Arme lösend. Dann nahm Lukas mit einer ruhigen Würde den Hut ab. „Seid vernünftig, Männer," sagte er mit schlichter Bitte. „Die sind geschlagen genug." Den Knaben an der Hand, wendete er sich mit diesen Worten nach Julian und seiner Frau um. Es mochte sein, daß er die Hand nach ihnen deutend leise erhob, denn es lag ein so eigentümlich zwingender Ausdruck in seiner Gebärde, daß unwillkürlich die Blicke der Nahestehenden gingen, wohin er sie wies. Und die Augen gingen den Männern auf, die selber ein hartes und karges Brot aßen. Viele hatten Julians gute Tage gesehen und wie es damals bei ihm aussah, und der Gegensatz zwischen jenen Tagen und jetzt war ein so großer, daß die herbe Not des Augenblicks die Notgewohnten seltsam erschütterte. Sie sind gestraft genug, hatte der Alte gesagt. Er hätte es nicht zu sagen brauchen. Wie die zwei dastanden, sah ihnen jeder das Gestraftsein an. Unwillkürlich traten zwei, drei der Männer zur Seite. Eine Gasse grub sich langsam in die Menge.

„Dank," sagte Lukas Hochstraßer. Jedem, der zur Seite trat, sagte er dasselbe, ruhig, mit einem Kopfnicken: „Dank." Mit der freien Rechten hatte er Julians Hand ergriffen. So zwischen Sohn und Enkel schritt er in die Menge. In dieser war es, als ob einer schweigend den andern überwinde.

„Laßt sie durch," ging ein Murmeln.

Sie kamen fürbaß. Es war ein bitterer Weg, aber Schritt für Schritt wurde er für sie frei. Es war wie ein Auszug aus einer Heimat oder die Flucht von einer Brandstätte. Julian, seine

Frau und sein Knabe schritten mit hängenden Köpfen; aber Lukas ging wie ihre neue Kraft und Hoffnung einen Schritt vor ihnen. Von den vielen, die ihnen nachblickten, blieb manchem die Gestalt des älteren Mannes lange in Erinnerung, wie er den Sohn heimgeholt hatte. „Der ist Meister in seinem Hause," sagten nachher manche von ihm, die ihn hatten vorbeigehen sehen.

Das gleiche sagten sie von Lukas zu Herrlibach. Hier kam er mit den Heimgeholten an, wie er in St. Felix sich eingeschifft hatte. Zwar hielt er nicht mehr Julians Hand und den Knaben führte seine Mutter, aber Lukas ging auch wieder um einen Schritt ihnen voraus, nicht als ob etwas Außergewöhnliches geschehen wäre, nicht daß er den Kopf höher hob, wie vielleicht den Leuten zu Trotz mancher getan hätte, aber mit einem großen Ernst im Gesicht schritt er einher, unterwegs da und dorthin sein „Gut' Tag" gebend. Zu einem Bekannten, der ihn stellte, sagte er: „Die Familie wächst in der Weinlaube oben."

Mit diesem Wort, daß die Familie wuchs, mußten die von Herrlibach sich zufrieden geben, mehr sprach er weder an diesem Tage noch später über die Heimkehr des ältesten Sohnes. Er klagte nicht, daß Julian seinen Weg im Leben nicht selbst gefunden und ihm nun zur Last falle, noch suchte er irgend wann oder wie das Mißgeschick des Sohnes und seiner Familie zu beschönigen. Wie er aber gewußt hatte, Brigitte vor übler Nachrede zu schützen, so wußte er Julian allerlei Demütigung zu ersparen und ihm über das Gefühl der Schande, das den innerlich doch tüchtigen und ehrgeizigen Menschen gefaßt hatte, hinwegzuhelfen.

Julian bezog die Wohnung im Nebenhause, wo Lukas selbst mit Rosa eine Weile gewohnt hatte. Am ersten Morgen schon nach seiner Heimkehr rief Lukas ihn zur Arbeit heran. Der jahrelang in der Schreibstube Gesessene erhielt die Pflichten des Gemeindeschreiberamts zugewiesen, denen Lukas seit Davids Flucht wieder selbst obgelegen, aber er mußte auch auf dem Lande mit bäurischer Arbeit sich umtun. Dabei hatte Lukas nicht die rauhe Art eines zornigen und im Gefühl seiner Gewalt herrischen Vaters, sondern er führte Julian mit einem: „Das könntest noch tun" oder „Das bliebe noch zu besorgen" in vieles ein, was er verlernt hatte. Und unmerklich wurde dem Heimgekehrten die Arbeit seiner Jugend wieder lieb, unmerklich fiel eine anfängliche Verdrossenheit, die seine Niederlage in ihm geweckt hatte, von ihm ab und gewann er an seinem neuen bescheidenen Tagwerk Freude. Den Knaben brachte Lukas selbst zur Herrlibacher Schule, der Schwiegertochter wies er ein Haushaltungsgeld zu, mit dem sie für die Familie auszukommen hatte, tat alles ohne Wesen, aber mit einer festen Sicherheit. Bald war nicht mehr die Rede von einer Rückkehr Julians nach St. Felix, dieser holte vielmehr den Rest seiner Habe aus der Stadt zurück.

Während aber Lukas dieses Sohnes sich annahm, entging ihm nicht, was in seiner Umgebung weiter sich gestaltete. Er sah Brigittens Knaben wachsen. Er hörte von David, daß er noch bei den Welschen lebe und man ihn blaß und abgezehrt gesehen habe. Und er erkannte wohl, wie auf denen vom Kollergut, den Hausern, die Sorge lastete.

Siebzehntes Kapitel

Christian und seine Frau lebten schwere Tage. Die Zeit kam näher, da die dritte Prämie der hohen Lebensversicherung fällig werden wollte. Die Summe dieser Prämie stand mit großen schwarzen Zahlen in den Tag und mit großen rotflammenden Zahlen in die Nacht der zwei Leute geschrieben. Am Tag sahen sie davor die Sonne nicht, zur Nacht stach sie ihnen in den Schlaf, daß sie die Augen vor ihrem grellen Schein nicht zubrachten.

„Noch vier Wochen," sagte Barbara zu ihrem Manne. Sie war gelb im Gesicht und die Schnabelnase stand scheinbar noch mehr aus den Backen heraus als früher. Daß sie von der Frist, die ihnen noch bis zur Fälligkeit der Prämie blieb, sprach, brauchte sie nicht zu sagen. Sie redeten kaum mehr von anderm.

Christian antwortete nicht. Er ging seit manchem Tag mit auf die Brust hängendem Kopf und in bohrendes Sinnen versunken umher. Nach einer Weile erst sagte er: „Der Heuertrag ist auch wieder weniger dieses Jahr."

Dann gingen sie aneinander vorbei, jedes an die Arbeit, die ihm zufiel. Sie waren um kein Fingerheben weniger emsig als zu Anfang ihrer Ehe, arbeiteten vom Morgen zum Abend unablässig, mit einer trockenen, maschinenhaften Zähigkeit, geizten mit der Zeit, so daß sie selbst die Mahlzeiten sich beschnitten, oft nicht die Mühe sich nahmen, zu Tisch zu gehen, sondern mit Käse, Brot und Most, auf freiem Feld oder im

Weinberg genommen, sich begnügten. Aber es ging nicht vorwärts. Es war, als würde das Land dürr und karg unter ihren Händen, die selber karg und dürr waren, oder als könnte vor ihren nach Ertrag und Ernte hungernden Blicken die Ernte nicht gedeihen. Das Kollergut war einst ein einträgliches gewesen, schon Barbaras Vater hatte es ausgesogen, nun war kaum eines zu Herrlibach, das in diesen schlechten Zeiten sich schlechter verzinste. Aber es war nicht das allein, was Christian und Barbara die Ruhe nahm und ihnen den heimlichen Angstblick in die Augen gab. Im Schreibtisch in der Stube lagen die Bankaktien, die der Vater als sein Vermögen hinterlassen, jetzt wertlose Papiere. Die Bank war verkracht.

„Es ist wie gemacht, alles geht quer," sagte Christian wieder eines Tages, sagte es nicht in einem klaghaften, weichen oder in zornigem Ton, sondern mit der verbissenen Art zu reden und zu handeln, die er an sich hatte. Diesmal saßen er und die Barbara in der Wohnstube. Es war Abend. Die Lampe brannte. Auf dem tannenen Boden rutschte der kleine Uli herum, in ein rotes Röcklein gekleidet, eine zerkaute Brotrinde in Händen, mit dem verschmierten Gesichtlein bald den Vater, bald die Mutter anstaunend, ein eigentümlich alt aussehendes Kind, das selten lächelte, das Kind, wie es zu den zwei sonderbaren Eltern paßte.

„Zu deinem Vater gehen wir nicht," sagte Barbara.

„Nicht um alles," gab Christian zurück. Auch das war an ihnen: Sie brachten es nicht über sich, von ihrer Not zu andern zu sprechen. Und

es gab ihnen eine Art Größe. Sie, die andern das Glück und das gute Fortkommen neideten, gönnten ihnen auch den Einblick in das eigne vergebliche Mühen nicht. So sprachen sie von dem einzigen Ausweg, der ihnen blieb, sich wieder emporzuarbeiten, davon, daß sie Lukas' Hilfe anrufen könnten, nicht als von einer Möglichkeit, sondern zu allem vornherein als von etwas, was ihnen ausgeschlossen schien.

„Wie der Uli wächst!" begann Christian wieder, nachdem es eine Weile zwischen ihnen still gewesen.

Der Knabe hatte sich an ihn herangearbeitet und richtete sich, an seinem Knie sich haltend, in die Höhe. Nun rückte auch Barbara ihren Stuhl näher und sie beugten sich beide über das Kind und tändelten mit ihm, nicht mit Lachen, kleinen Ausrufen und Liebkosungen, sondern mit einer eignen Langsamkeit, jetzt ein Händchen fassend, jetzt den auf den Beinen noch nicht sicheren kleinen Menschen stützend und jetzt das grobe und billige Kleidchen zurecht zupfend. Und während sie so mit dem Kinde sich beschäftigten, überfiel beide zugleich ein jäher Schrecken. Ihre Blicke trafen einander und jedes wußte, daß das andre den gleichen Gedanken gehabt hatte.

„Jetzt können wir ihm dieses Jahr das Sparkassabuch nicht machen," sagte Barbara. Das war ihr Schrecken. Und nun erinnerten sie sich plötzlich jedes Planes, den sie über dem Bett des Kindes geschmiedet hatten. Das hatten sie für den Uli gewollt und das! Durch jeden der beiden knochigen einander zugeneigten Köpfe zuckte schlagähnlich Erinnerung um Erinnerung, und in den

Augen, mit denen sie einander anstarrten, stand die Qual darüber, daß all die kleinen Pläne sich nicht erfüllen konnten. Da erwachte noch zu dieser späten Feierabendzeit in beiden der Trieb neu, zu arbeiten, unablässig zu arbeiten, damit es am Ende doch noch vorwärts ginge, und so lief Christian hinab vors Haus und schlug noch das Holz klein, das er für den folgenden Tag hatte aufsparen wollen, und Barbara brachte das Kind zu Bett und machte sich nachher noch stundenlang im Haus zu schaffen.

Ueber dem Holzhacken ließen die Gedanken Christian nicht Ruhe.

Daß das Kind nicht das Geld haben sollte, die schöne, runde, große Summe!

Krach! Die Axt schlug ein.

Jetzt ging die Versicherung hin! Die ganze Zukunft stürzte damit ein.

Krach! Die Axt fuhr ins Holz, daß das Scheit ächzte.

Christian hatte mitgeächzt. Nun zögerte er, die dürre Hand am Beilstiel. Einen Weg gab es ja wohl, zu dem Gelde doch noch zu kommen! Er war nicht leicht, war vielleicht noch ein bißchen saurer als die lebenslange Mühe. Aber das Kind und die Frau hatten nachher den Vorteil. Er stellte sich wieder zum Schlag. — Fünfzigtausend Franken! — Er holte aus.

Krach! Das Beil traf zu.

Ein Opfer war die Summe schon wert. Und ob er nun ein Leben lang sich abmühte, um dem Knaben das Geld zu verschaffen und dann zu sterben, oder ob er gleich starb — das Ergebnis war dasselbe!

Eine Weile dauerte das Kleinschlagen des Holzes, während er diese Gedanken spann. Klapp, klapp, klapp! Scheitchen um Scheitchen — die Barbara hatte ein enges Herdloch — flog zur Seite. Dann mußte Christian wieder innehalten. Er sah das Versicherungspapier so deutlich vor sich, als läge es auf dem Holzblock vor ihm, und er las Paragraph um Paragraph, keinen vergaß er; denn er hatte sie so oft gelesen, daß er sie nun auswendig wußte. Bei dem, der von der Auszahlung der vollen Summe im Falle von Selbstmord handelte, hielt er an.

Da! Das war's!

So scharf drang der Gedanke auf ihn ein, daß er das Beil zu Boden gleiten ließ; beide mageren Arme stützte er steif auf den Holzblock. So starrte er mit erhobenem Gesicht in die Luft hinaus, dem Gedanken nach, dem einen, daß er für die Frau und das Kind die ganze Summe gewinnen konnte, wenn er sich selber hinwegstrich, fort, aus der Welt strich. Es war nichts Weiches oder Opferfrohes oder Selbstbewußtes an ihm, während er daran dachte. Es war nur ein scharfes Rechenexempel, er addierte und subtrahierte Für und Wider. Einmal drehte er an dem dünnen roten Schnurrbart. Da roch es ihm auf, daß es ein Unrecht sein könnte, wenn er — das — tat! Ein Unrecht gegen die Gesellschaft! Er nahm ihr, ohne ihr etwas dafür gegeben zu haben. Aber — war die nicht ohnehin steinreich? Zahlte sie nicht jährlich die riesigsten Dividenden? Und lag die Erlaubnis zu dem, was ihm im Sinn lag, nicht schon in den Bedingungen! Und dann — das Leben war auch etwas! Wenn er es

hingab, durfte er sich wohl irgendwo dafür bezahlt machen!

Soweit rechnete Christian Hochstraßer. Als er nach langer Weile das Beil wieder aufnahm und weiter arbeitete, war er einig in sich. Es ließ sich tun, sicher ließ es sich tun. Dann hieb und spaltete er und hieb alle kleinen Bedenken ab, die dem Entschluß noch anhafteten.

Die Bedenken kamen freilich die nächsten Tage wieder, aber sie wurden mit jedem Tage schwächer. Die Rechnung Christians stimmte immer besser, und weil sie doch schwer gewesen war und ihm lange zu tun gegeben hatte, war er nachher sonderbar zufrieden, als er das Resultat heraus hatte, das merkwürdige Resultat, daß er vor Verfall der nächsten Versicherungsprämie tot sein mußte. Nun fing er es klug an, wußte Barbara, ohne daß sie Verdacht schöpfte, zu belehren, was sie zu tun hätte, wenn er plötzlich sterben sollte. Sie erinnerte sich nachher sehr wohl an alles, was er ihr gesagt hatte. Und als er sie so und ohne ihr Wissen vorbereitet hatte, wendete sich seine ganze Sorge dem Knaben zu. Nicht nur, daß er ihn viel um sich haben wollte, ihm da und dort in seiner kargen Weise mit einem Stückchen Backwerk, das er mitbrachte, oder mit einem Spielzeug etwas Gutes tat, sondern er schreinerte nach und nach, die Feiertage oder eine Nachtstunde dazu nehmend, dem Knaben eine seltsame Aussteuer für die Zukunft zurecht, einen Koffer für die Zeit, da der Herangewachsene in die Fremde müßte, Tisch und Stuhl und Kiste und Kasten, damit er ein Andenken an den Vater hätte!

Barbara sah zu und half dann ohne Auf-

forderung beim Werke mit. So fanden sie sich, wie schon früher, in gemeinsamer, dem Kinde geltender Arbeit. Barbara konnte die Sorge um die Zukunft zuweilen über der Gegenwart vergessen, und Christian wußte seinen Weg und hatte die Gewißheit: Uli, der Bub, wird das Geld haben! Er wird es!

Einen mied Christian in diesen Tagen, das war sein Vater. Vor dem bestand das nicht, was er im Sinne hatte. So klug er sich alles zurechtgelegt und -gerechnet hatte, wenn er an den Vater dachte, war es Christian, als habe er etwas Kleines, Erbärmliches im Sinne. Er konnte sich nicht helfen, daß ihm so war, wußte auch nicht recht, woher ihm das Mißbehagen kam, aber weil er es empfand, mied er nicht nur Lukas' Nähe, sondern zwang auch die Gedanken, daß sie nicht sich an den Vater hingen.

„Man sieht Christian gar nicht mehr," sagte Lukas zu Brigitte. „Er weicht mir aus," fügte er hinzu. „Es geht ihm nicht, wie es sollte, und er will es nicht eingestehen."

Das sagte Lukas Hochstraßer am Tage vor demjenigen, an dem Christian am frühen Morgen und zur Zeit, da noch niemand ihn sehen konnte, mit seinem Militärgewehr in den Herrlibacher Wald hinaufging. Der Morgen war frisch, noch keine Sonne auf. Auf den Wiesen lag der Tau. Das Land war voll Klarheit. Christian war ein wenig bleich. Ein-, zweimal im Aufwärtssteigen bewegte sich sein kleiner roter Schnurrbart, als hätte er die schmalen Lippen, um etwas zu verbeißen, aufeinander gepreßt; aber er schritt sicher und fast rasch bergan, hatte die gelbgrauen Arbeits-

kleider an, den alten Strohhut auf dem Kopf. Morgen war die Prämie fällig! Jetzt war es Zeit!

Barbara hatte ihn früher als sonst aufstehen sehen, aber sich nicht darüber gewundert, nur Anstalten getroffen, es ihm nachzutun. Uli, der Bub, hatte sich geregt. Er, Christian, war noch zu ihm gegangen: „Schlaf noch, du, was, was, was! So früh ist man nicht!" Mit den gutmütig scheltenden Worten hatte er den Knaben im Bett auf die Seite gedreht, sorglich zweimal noch über die Decke gestrichen, ehe er wegging, und immer den Gedanken dabei gehabt: ‚Jetzt bist du versorgt, Bub, fein versorgt!' Dieser Gedanke ging jetzt mit Christian Hochstraßer in den Berg hinauf; es war fast ein Triumphgefühl. Er hielt die Wohlhabenheit von Frau und Kind in der Hand! Nachdem ihm alle Mühe vorher fehlgeschlagen, nachdem er lange sich abgesorgt hatte, war dieses Empfinden doppelt wohltätig. Es wurde immer wieder Herr über das kleine Bedauern, das dagegen aufkommen wollte und das schuld war, wenn die Lippen ein-, zweimal zitterten, das Bedauern: Du hättest doch gern noch gelebt.

Jetzt kam Christian an den Waldrand. Er zögerte nicht, sah nicht zurück; denn er war keiner, der weich wurde oder Raum für Gefühlsduselei, Trauer oder Wehmut in der Brust hatte. Immer war etwas von kleiner und geschäftiger Hast in seinem Wesen gewesen, das verließ ihn auch jetzt nicht. Mit diesem hastigen Fleiß hatte er im Leben alles angefaßt, er ging mit dem gleichen Fleiß auch an das Letzte.

Jetzt trat er in den Wald, tiefer hinein noch

jetzt, dann schob er die Patrone in sein Gewehr. Die schöne Summe fiel ihm wieder ein, die sie bekommen würden, die Frau und das Kind. Er nickte. Eben bogen sich die Stämme des Waldes unter einem freien, großen Luftzug, als hätte der Morgen den ersten tiefen Atemzug getan. Dann fiel der Schuß.

Christian Hochstraßer, der hagere, zähe Mensch, lag unter den Bäumen am Waldrand. Sein knochiges Gesicht sah fahl aus dem Blättergrün des Buschwerks, in das er gesunken war. Das Exempel war zu Ende gerechnet. Er hatte den Strich unter die Rechnung seines eignen Lebens gezogen, und die Zäheit, mit der er das getan, war vielleicht das Größte, was an ihm gewesen.

Zu Mittag vermißte Barbara den Mann, am Nachmittag gingen sie ihn suchen. Am Abend fanden sie ihn. Lukas war der erste, der ihn liegen sah. Gleich nachher kam Barbara herzugeeilt, mit wirrem Haar, außer sich. Im Augenblick überkam sie der Schmerz mit einer fast wahnwitzigen Wildheit. Sie gebärdete sich an der Leiche als wie von Sinnen. Aber Lukas nahm sie bei der Hand und führte sie hinweg und heim. Knechte unter Julians Leitung nahmen den Toten auf. Lukas war ruhig, nur in seinem Blick war eine große Trauer. Wie das junge Volk sich verschwendete! Der eine seines Leibes Kräfte, der andre sein ganzes Selbst! Lukas dachte keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Unglücksfalls. Als er den Sohn liegen sah, war wie mit einem Schlage der Gedanke in ihm: ‚Er hat es dem Geld zulieb getan.‘ In der Wohnstube des Kollerhauses tat er später den Schreibtisch

auf. Da lag die Versicherungspolice schön bereit, als hätte Christian die Frau mahnen wollen, daß sie sie nicht einzukassieren vergesse.

„Er hat dir das Geld verschaffen wollen," sagte Lukas, sich nach Barbara umwendend, die hinter ihm auf einem Stuhl saß und flennte, während Uli, der Bub, zufrieden von Möbelstück zu Möbelstück wackelte.

Sie trocknete die Augen. Das Geld! Langsam kam ihr zum Bewußtsein, was Christians Tod zur Folge haben würde. Die ganze große Summe bekamen sie ausbezahlt, der Bub und sie! In Barbaras enger Seele wallte es. Eine große Dankbarkeit gegen den Toten erfüllte sie, eine große Zufriedenheit mit ihm, mit dem sie von jeher sonderbar einig gewesen. So vollkommen war sie mit ihm einverstanden und fand vernünftig und gut, was er getan hatte, daß die Trauer um ihn davor klein wurde. Sie stand auf, nahm die Police aus Lukas' Hand und begann zu lesen. Manchmal sickerte noch eine Träne unter dem Lid hervor und fiel auf das Blatt, aber sie nickte, während sie las: Es war alles gut! Eben wollte sie Lukas sagen, wie gut alles sei, da merkte sie, daß er das Zimmer verlassen hatte.

Julian trat aus dem Nebenzimmer. Dort hatten sie den Toten auf sein Bett gelegt.

Lukas aber schritt heimzu. Er wollte selber die Nachricht der Tochter und Brigitten bringen.

Rosa, der er es zuerst mitteilte, sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Unser ganzes Haus ist zerrissen," stöhnte sie.

Lukas verließ sie und stieg zu Brigitte hinauf. Er traf sie, wie sie mit ihrem Kinde spielte, das

sie auf dem Schoß trug. Eben als er eintrat, hob sie das jauchzende Kind empor und hielt es in den hochgestreckten Armen über sich. Ihr aschiges Haar hatte einen leisen Glanz, und ihr feines Gesicht leuchtete, ihre schwarzgekleidete Gestalt, die das helle Licht umfloß, war von einer großen Zierlichkeit und Jugend.

„Brigitte", sagte Lukas. Der Klang seiner Stimme verriet ihr, daß ihn etwas bedrückte. Sacht ließ sie das Kind auf ihre Knie nieder und sah zu ihm auf.

„Christian ist tot," sagte Lukas. „Er hat sich selbst das Leben genommen."

„Mein Gott," stammelte Brigitte.

Da übermannte ihn die Trauer einen Augenblick, daß er die Hand über die Augen legte. Sie aber setzte das Kind an den Boden und tat ein paar Schritte nach ihm hin. „Ihr habt viel Schweres, Vater," sagte sie scheu.

Er hatte sich inzwischen gefaßt. Sinnend fuhr er sich durch den Bart. „Wir müssen immer lernen, Brigitte," sagte er. „Ich hätte meine Hand fester über ihnen halten sollen."

Sie wußte, daß er seine Söhne meinte. Verlegen um das, was sie tun sollte, stand sie neben ihm. Dann sah sie, wie er langsam sich selbst wiederfand.

„Dieser Tage will ich David heimholen," sagte er plötzlich. Seine Stimme klang jetzt anders, stark, ruhig und bestimmt. Darauf nahm er Brigitte bei der Hand. „Ich will dir alles erzählen," fuhr er fort und führte sie zu ihrem Stuhl. Dann ließ er sich neben ihr nieder und sprach ihr von allem, was er von des Sohnes Tod wußte. Er

wußte viel, denn er durchschaute scharf alles, was in jenem vorgegangen war.

„Der blinde Mensch," schloß er, „hat doch falsch gerechnet. Frau und Kind können das Geld nicht nehmen, ehrenhafterweise nicht."

Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick einer Pflicht, die ihm zu erfüllen blieb. Er brach plötzlich ab, strich Brigitte gedankenvoll und zärtlich mit der schweren Hand über den Scheitel. „Ja, ja, Kind," sagte er und fuhr dann dem kleinen Lukas über den hellen Kopf. „Ja, ja, Bub, kleiner," darauf verließ er die Stube.

Brigitte saß und hatte sein Bild vor Augen und neben ihm tauchten seine Söhne auf. Hatte nicht jeder sein Erbteil von diesem Vater dahin? Julian den Hochsinn und den Ehrgeiz, Martin die Lebensfreude, — den zähen Fleiß und die Freude am Besitz Christian und David das offene Auge für alles Schöne. Und doch war keiner ihm gleich, gingen sie niederwärts, während sein Weg aufwärts führte! Weil sie kein Gegengewicht für ihre Leidenschaften hatten, kein Ebenmaß in ihrem Wesen! Brigitte verglich und verglich — einen Sohn nach dem andern, und die Gestalt des Vaters wuchs nur höher vor ihrem Auge.

Achtzehntes Kapitel

Auch Christian Hochstraßer lag auf dem Friedhof zu Herrlibach.

„Der Totenhof füllt sich," sagte Lukas und dachte an vier Menschen, die dort lagen, den

Sohn, den er gestern begraben, die Frau, die ihm seit Jahren dort lag, den kleinen alten Mann, den die Verzweiflung getötet hatte, Brigittens Vater, und — an das fremde, arme Ding, die Magd, die sie im See gefunden hatten. Auch an die dachte Lukas, denn sie gehörte in sein Leben, und sein Blick schaute so scharf in die Vergangenheit wie in die Gegenwart.

Lukas war nicht mehr derselbe wie in den Tagen, da er sich zur Ruhe hatte setzen wollen. Aeußerlich hatte er sich wohl wenig verändert, vielleicht war nur das leise Ergrauen des dichten Haars deutlicher zu sehen. Aber sein Wesen war herber, fast hart manchmal. „So sähe ich es gern," war seine Rede gewesen. „So will ich es haben," war sie jetzt.

Seinen Willen erfuhr Barbara, die Schwiegertochter, dieser Tage. Sie hatte sich auf die schöne runde Summe gefreut, die Christian, ihr Mann, für sie und das Kind erworben, und sie wollte seinen Tod bei der Gesellschaft anmelden. Da kam Lukas hinzu: „Du kannst das Geld nicht mit gutem Gewissen nehmen," sagte er.

„Er hat es mit dem Leben bezahlt," sagte Barbara. Ihre Augen funkelten scharf neben der Vogelnase.

„Für die Gesellschaft hat sein Leben keinen Wert gehabt," sagte Lukas, trat an den Tisch, zerriß den Brief, den Barbara mühsam aufgesetzt hatte, nahm die Police, die daneben lag, und zerriß sie ebenso gemächlich zu kleinen Fetzen.

Barbara sah ihn starr an, einen Augenblick fand sie vor Schrecken und Staunen nicht Worte. Dann sprang sie wie besessen vom Stuhl auf,

bekam etwas hexenhaft Bösartiges und hob ein Schelten an, daß das Kind neben ihr vor Angst zu zetern begann. „Ihr habt kein Recht, habt Ihr,“ schrie sie Lukas ein übers andre Mal an.

Lukas ging zur Tür und nahm die Klinke in die Hand. Als sie außer Atem kam, begann er ganz ruhig zu sprechen. Seine dumpfe Stimme überwand die ihre, als sie noch einmal dazwischenfahren wollte.

„Christian hat dir und dem Kind etwas Gutes tun wollen. So wollen wir nicht in seinem Namen etwas Schlechtes tun.“

Barbara begann zu jammern. Wer dann sorgen solle für sie und das Kind?

„Ich werde Sorge tragen für euch,“ sprach Lukas. Dann setzte er ihr vieles auseinander. „Das Waisenamt wird mich zum Vogt über euch machen. So wirst du tun müssen, wie ich dir sage. Aber es soll dich nicht reuen, Barbara!“

Und die Witwe kam nicht wider ihn auf. Als er ging, war ihr wirr zumut. Sie sah ihm voll Zorn nach und konnte doch nicht leugnen, daß sie Achtung vor ihm haben mußte, fühlte sich sonderbar ruhig im Gedanken, daß er da war, der Schwiegervater, und vergaß die große, gleißende Zahl fast, die bisher in ihr Leben hineingeleuchtet hatte.

Lukas kam in den nächstfolgenden Tagen oft herauf und packte die Wirtschaft auf dem Kollergut mit festen Händen an. Er hieß Julian mit ein paar Knechten Hand anlegen, da umgraben, dort neu ansäen. Barbara erklärte er redlich, was seine Anordnungen bezweckten, und sie konnte ihm nicht unrecht geben; es war schon, als stünde

auf dem Landgut alles besser, kaum daß er seine Hand darüber hatte. Und ehe sie sich recht besann, stand sie selber mitten in der Arbeit, die er anwies, und schaffte nach seiner Führung. Martha Schwerzmann, die starke Magd, bekam sie zur Hilfe.

„Bis die erste schwere Zeit vorbei ist," sagte Lukas.

Nachdem er so für die Schwiegertochter und ihren Besitz gesorgt hatte, rüstete er sich zur Reise. Er pflog mit Julian eine lange Unterredung, nahm die Knechte zu sich auf seine Stube und gab ihnen allerlei Mahnung, selbst an den sorglosen Longinus ließ er sich ein ernstes Wort nicht reuen. Rosa rief er zuletzt zu sich. „Morgen gehe ich," sagte er, „ich will David heimholen."

Sie blickte ihn an. Etwas wie Bescheidenheit war an ihr, die sonst redselig und stets eigner Meinung gewesen. Der Vater hatte sich verändert! Irgendwie kam Widerspruch nicht mehr auf, wenn er etwas sagte!

Sie erwiderte, es sei gut. Hoffentlich sei David verständig, hoffentlich sehe er ein, welche Narrheit er begangen habe.

„Du kannst arbeiten," sagte Lukas. „Sieh zum Rechten und steh — — Brigitten steh recht zur Seite."

Sie versprach es, nicht freudig, aber ohne Zögern.

Er streifte sie mit einem sonderbaren Blick, als ob er zu sich selber spreche: ‚Mit der Zeit muß ich auch an dich noch herankommen, Mädchen.' Dann ging er an seine letzten Reisevorbereitungen.

Am Morgen trat er, um Abschied zu nehmen, bei Brigitte ein. Das Kind jauchzte, als es ihn sah. Keiner seiner Enkel hing so an ihm. Es streckte die Aermchen nach ihm aus und ruhte nicht, bis er es aufnahm.

„Ich gehe schwer von euch zweien fort," sagte Lukas und legte den Arm um Brigittens Schulter.

Sie antwortete nicht, lehnte sich nur an ihn und sah zu ihm auf, wunderte sich dabei, welche Kraft aus seinem Blicke leuchtete.

„Wenn ich David heimgeholt habe," fuhr er fort, „wollen wir hier ein neues Leben haben. Zusammenknüpfen will ich euch alle, daß ihr euch aufeinander verlassen könnt, wenn ich einmal nicht mehr da bin."

Sie wollte ihm entgegnen, daß schon jetzt seine Hand alle, Kinder und Enkel, zusammenbinde, aber das Schönreden paßte nicht zu beider Schlichtheit. Dann sprach Lukas schon von andrem, mit weithinstaunendem Blick. Plötzlich trat ein Ausdruck von Kümmernis in sein Gesicht: „Wo mag der andre sein, Martin?" sagte er.

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß er diesen Namen nannte.

Brigittens schmales Antlitz färbte sich. Als er es sah, neigte er sich, als bäte er sie um Verzeihung, zu ihr herab und sah sie an. „Er ist meiner gewesen wie die andern," sagte er mit gepreßter Stimme.

Brigitte hatte nicht gewußt, daß der Kummer um den Sohn so tief in ihm saß.

Aber rasch überwand er sich wieder, gab ihr das Kind, das er zum Abschied küßte, reichte ihr

die Hand und sagte mit seinem dumpfen, schönen Lachen: „Es ist Zeit. Tut recht, bis ich wiederkomme. Es wird eine lange Reise, wie ich noch nie eine gemacht habe."

Dann ging er mit großen Schritten hinweg.

Julian trug ihm die altmodische, mächtige Ledertasche, auf die aus Perlen ein Hund gestickt war. Er selbst ging in seinem schwarzen Sonntagsgewand, dem langen schlichten Rock, den schweren Schuhen, dem schwarzen halbhohen Filzhut. In der Hand trug er einen starken Stock mit gebogenem Griff, wie die Bauern ihn führen, wenn sie über Land gehen. Das Schiff brachte ihn nach St. Felix, mit der Bahn fuhr er dann lange und tief in das Land hinein, bis die Berge höher und höher aufstiegen und endlich wie eine Wand ihm den Weg zu versperren schienen, dieselben Berge, die er von seinen Fenstern zu Herrlibach aus sah. Der Zug hatte ihn am Vierländersee vorübergetragen. Nun stieg er aus, denn über den Berg wollte er zu Fuß wandern. Lange hatte er gewünscht, mitten unter den ragenden Gesellen zu stehen, die ihm das Glühen, das der Abend über sie goß, daheim in die Scheiben warfen. Die erste Nacht blieb er im kleinen Gasthause eines der Dörfer, die, wie die Hühnervölker sich unter ein Schutzdach verkriechen, an die untersten Lehnen des Gebirges sich hingesammelt haben. Früh am Tage brach er wieder auf, den Stock über der Schulter, an dem er den Reisesack trug. Der Tag war groß und blau und voll eines so wundervollen Lichtes, daß ihm deuchte, sie hätten dazuland eine andre Sonne als unten in Herrlibach am See, als wäre jene nur ein

bescheidenes kleines Lichtlein gegen das goldene Feuerwunder, das über diesen Bergen stand. Dann traten die Gebirge näher zusammen, die Wälder hingen schwarz wie rauhes Pelzwerk an ihren granitenen Gliedern, und die Leute wohnten hier in verwitterten niederen Hütten, die wie Schlupfwinkel waren. Es war aber dazuland ein großes, zähes, hageres Volk, hatte etwas hartes in Gesicht und Sprache, eine Knappheit und Herbheit ohnegleichen und doch eine freie Schlichtheit, die ihn heimisch bei ihnen machte. Oft und oft blieb der Bauer aus dem Seeland bei dem und jenem Bergbauer stehen, und nachdem sie ihren kurzen Gruß getauscht, kamen sie auf das zu reden, was die Scholle trug und an Arbeit forderte, und unterhielten sich, als hätten sie sich lange gekannt, hatten eine enge Verwandtheit in ihrer Art, ohne daß sie es recht wußten. Lukas Hochstraßer war wie in eine zweite Heimat gekommen.

Am dritten Reisetage wurde seine Straße einsamer. Das Tal war eng, und das Gebirge stieg wie Mauern zu beiden Seiten der Straße auf, in der Tiefe warf ein Fluß mit Donnern und Tosen sein Wasser talwärts, so daß der Staub da und dort naß über die Straße schlug. Noch immer stand die wundervolle Sonne am Himmel, aber dieser war klein geworden. Sein Blau lag wie der Spiegel eines Sees über den düsteren Bergen. Dann und wann blitzte es jäh unter ihm auf. Das waren der ewige Schnee und die Gletscher.

Lukas stieg bergan; aber oft stand er still, atmete hoch auf und blickte umher, stand wie in einer gewaltigen Kirche, in der der Herrgott

selber predigte, und der Strom rauschte dazu und in der Höhe wehte der starke, tönende Wind. Die Straße entgegen kamen Leute zu Fuß und zu Wagen. Er grüßte jeden mit seinem dumpfen lauten „Gut' Tag". Wenn es Einheimische waren, gaben sie ihm den Gruß zurück, kurz, ohne Wesen: „Tag." Fremde zogen an ihm vorbei, herrenhaft, vergaßen den Gruß oder verweigerten ihn dem Fußgänger, der in staubigem Gewand und schwer bepackt fürbaß stieg.

Es war gegen Abend, als ihm in einer Schlucht, der kahlsten, durch die ihn sein Weg geführt hatte, in der das Donnern des Wildbachs an den Wänden widerhallte, eine Ziegenherde mit ihrem Hirten, einem nacktfüßigen braunen Knaben, begegnete. Der kam ein gut Stück hinter der Herde einher, sah sich oft um wie unschlüssig, was er tun sollte, und trat, als er ihn erblickte, auf ihn zu. „Ihr," sagte er, „da oben liegt einer an der Straße, der nicht mehr weiter kann. Elend schlecht scheint es mit ihm."

Lukas schritt der Stelle zu, während der Hirt seiner Herde folgte. Er sah den Menschen an der Straße liegen, ein wenig seitab, auf den einen Ellbogen gestützt sich halb aufrechthaltend. Sein Gesicht leuchtete förmlich vor Blässe. Sein Gewand war zerlumpt, aber an seiner wohlgebauten Gestalt war noch etwas von Straffheit. Und plötzlich zögerte Lukas, nahm langsam den Reisesack, den er über der Achsel getragen, herab und in die Hand und ging auf den Kranken zu. Der fuhr auf, riß die tiefliegenden Augen groß, und sein Mund keuchte. Der schwarze Schnurrbart hing ihm auf beiden Seiten herab, und der Bart,

der wirr Wangen und Kinn umstand, gab ihm ein verwildertes Aussehen.

„Ihr!" stieß er hervor. Sein Unterkiefer fiel kraftlos herab, als er es gesagt hatte, er war wie verstört.

„Woher kommst du?" fragte Lukas, und als jenem der Kopf vornübersank und er zerschlagen dalag und nicht Antwort gab, fragte er wieder: „Kannst du nicht aufstehen?"

Da übermannte das Elend Martin Hochstraßer, der am Wege lag, und er begann zu flennen; es war ein verzweifeltes, sturmhaft von ihm brechendes Weinen, das seinen ganzen Körper erschütterte. Er schien nicht einen Rest von Kraft mehr in sich zu haben, weinte nur wie ein Trunkenbold im Delirium, verzweifelt, ohne Fassung.

Lukas stellte den Sack zu Boden und legte den Stock dazu. Von der Straße herab kamen zwei Bauern mit leeren Rückengabeln geschritten, Träger, die Reisenden das Gepäck bergan getragen haben mochten. Sie blieben stehen und gafften. Still, den Kopf schüttelnd über das, was ihm an dieser Straße geschah, neigte sich Lukas über den Sohn. Dann faßte er ihn unter den Armen, um ihn aufzurichten. „Kannst du gehen, wenn ich dir helfe?" fragte er.

Der andre war wie Blei, willenlos hing er die Glieder. „Mich friert," stammelte er zusammenschauernd und dann: „Ich habe oben auf dem Paß im Freien gelegen. Jetzt hat mich das Fieber — —"

Lukas wendete sich zu den zwei Gaffern in der Straße. „Könnt Ihr mir helfen, ihn ins Dorf hinunterbringen?" fragte er.

Sie sahen einander an, dann kamen sie näher,

klotzig, langsam, wie das Volk sich dazuland bewegt. Aber sie hatten Arme wie Stahl. Als Lukas zugreifen wollte, wehrten sie ab: „Laßt nur!" Dann hoben sie Martin auf und trugen ihn ein Stück bergab. Lukas nahm sein Gepäck. Den Stock in der Hand schritt er hinter ihnen. Einmal wendete Martin mühsam den Kopf und sah unter nur halbgeöffneten Lidern, ob der Vater ihm folge. Nach einer Weile holte ein leeres Fuhrwerk sie ein. Da hielten die zwei Bauern an. „Nimm den mit, Felix! Er stirbt uns sonst unter den Händen."

Der Mann auf dem Leiterwagen, einer in rauhem Gewand von Schafwolle, hager, zäh und braun wie die andern beiden, zeigte sich einverstanden. Sie luden den Kranken auf und fuhren langsam dem Dorf zu, das Lukas vor einer halben Stunde durchschritten hatte. Unterwegs verhandelte er mit den zwei Männern, die ihm geholfen hatten. Wie sie selber war er zurückhaltend mit dem, was er sprach, ließ sie nur wissen, daß ihm der Kranke bekannt sei, und fragte, wo er ihn unterbringen könne. Es seien Gasthäuser im Dorf, antworteten sie, aber sie nähmen wohl nicht gern einen armen Teufel auf wie den, von dem jeder sähe, daß er am Sterben sei. Nach diesen Worten sahen sie einander wieder an, unbeholfen, fast verlegen; alles, was nicht in ihren Alltag gehörte, machte das Volk scheu und schwerfällig. Nach einer Weile sagte der eine, ältere, ein langer Mensch mit einem schönen, blonden, vollen Bart: „Ich hätte eine Kammer. Wenn es Euch recht ist. Die Frau wird schon einverstanden sein, daß man ihn da hineinlegt."

Lukas sagte mit gleich sparsamen Worten zu.

Bald darauf fuhren sie ins Dorf ein. Trösch, der Mann mit dem blonden Bart, wohnte zu Eingang des Orts in einem kleinen braunen Hause, das auf der Seite eine holprige Steinplattentreppe hatte. Der Wagen hielt davor. Trösch verhandelte von der Straße herauf mit seiner Frau, die aus dem Fenster sah. Ein Wort hinauf, eins zurück. „Es ist da einer, an der Straße haben wir ihn gefunden. Er hat nicht mehr lang zu leben. In die Kammer könnte man ihn legen."

Das kam von unten herauf.

„Ja, ja" — und noch einmal bedenklich — „ja — ja," dann ein: „Nun, so bringt ihn."

Das ließ die kleine verkummerte Frau von oben herab tönen.

Dann trugen sie Martin hinein. Die Frau tat eine Kammer unterm Dach auf, niedrig, armselig, mit rissigem Täfelwerk verschlagen. Sie hatte ein kleines Fenster nach der Straße hinaus. Ein Bett, ein Stuhl und ein roher Tisch standen darin. Auf das Bett legten sie Martin. Er ächzte und drehte sich gegen die Wand; keinen mochte er ansehen. Lukas legte seinen Sack ab und den Hut auf den Tisch. Er hatte nach einem Arzt gefragt und den Bescheid erhalten, daß keiner im Orte sei, aber Trösch rühmte die Hebamme, welche die Aerztin des Dorfes sei, und erbot sich, sie zu holen.

„Auch dem Pfarrer sollte man es sagen," meinte die Frau, und Lukas wehrte nicht ab, daß auch der Pfarrer kommen sollte. Endlich, nachdem er ihnen gedankt hatte, verließen alle

die Stube und er setzte sich auf den Stuhl. Martin drehte sich um, vielleicht hatte er geglaubt, daß niemand mehr da sei. Als er den Vater erblickte, warf er sich mit demselben Aechzen wie vorher an die Wand. Lukas sprach zu ihm, ruhig, ohne Vorwürfe, aber mit einem strengen Ernst. Erzählen solle er! Da hob der Kranke beide Fäuste und hielt sich die Ohren damit zu, den Kopf grub er tief in das rauhe, drillichbezogene Kissen des Bettes.

Der Pfarrherr des Dorfes kam, ein noch junger Priester, hatte Ornat angelegt, und der Mesner ging mit dem Rauchfaß hinter ihm. Man hörte Trösch und sein Weib beten, während er mit dem Diener die Treppe heraufstieg. Als er eintrat, stand Lukas auf, schlicht, ohne Verlegenheit. „Sprecht ein Gebet mit ihm oder redet ihm zu," sagte er zu dem Geistlichen. „Das andre — wir sind Protestanten."

Der Hochwürdige sah auf den Daliegenden. Er erkannte, daß der Tod schon hinter ihm stand, und wenn der Eiferer in ihm wach gewesen wäre, so überwand er ihn. Ruhig und mit einer würdevollen Freundlichkeit legte er den Ornat ab und stand im schwarzen Kleide. Die Hebamme kam in diesem Augenblick herein, eine mittelgroße starke Frau; sie sah sich nicht lange um, trat zum Bett und neigte sich über den Daliegenden. Der redete irre. Plötzlich schien das Fieber zu wachsen. Sein Kopf glühte, und doch schlug er die Fäuste ins schwere Deckbett und grub sich ein, als müßte er erfrieren.

Die Frau sprach von dem und jenem Mittel. „Helfen wird es nicht viel," fügte sie hinzu.

„Er hat keinen Widerstand mehr, sein Leib ist ganz zerfallen."

Da war es, als ob dies Wort den Fiebernden geweckt hätte. Er warf sich plötzlich im Bett auf, drehte das zerstörte und verwilderte Gesicht den Danebenstehenden zu und starrte aus hohlen Augen auf Lukas. „Siehst, so bin ich jetzt," keuchte er, „so habe ich mein Leben verschwendet."

Und im Uebermaß seiner Reue und Erregung taumelte er vorwärts; es wußte keines, wie es plötzlich geschah. Er warf sich vor Lukas' Füße und bäumte sich an ihm auf. „Es ist nicht zu glauben, daß du so einen haben mußt, so einen wie mich, du, du rechtschaffener Mensch, du!"

Der Hochwürdige, die Frauen und Trösch der Bauer standen beiseite, wußten nicht, was zu sagen, errieten nur, daß der Sohn vor dem Vater lag. Lukas nahm den Reuigen auf, brauchte keinen, der ihm half, hielt ihn mit seinen Armen hoch, daß er aufstehen konnte, sprach dazu nicht, hatte nur in Gebärde und Gesichtsausdruck etwas, als ob er sagte: ‚Laß das jetzt, Sohn, verlorener. Diese Stunde gleicht alles aus!'

Und während sie so aneinander aufstanden, begann in dem verkommenen jungen Menschen das Sterben. Es war fürchterlich zu sehen. Die ganze Qual seiner Reue schien in ihm wie ein Quell zu brodeln und stieg auf, bis sie sich in einem Schrei löste, den keiner verstand, der aber wohl ein „Verzeih mir, du, Vater!" hatte heißen sollen. Und als er schrie, nahm Lukas den Sohn in wortloser Barmherzigkeit an sich und hielt ihn fest. Martins Gesicht wurde fahler, der Kopf

sank auf die Seite. Dann hob Lukas ihn auf und legte ihn aufs Bett, strich ihm über die gebrochenen Augen und wandte sich nach dem Fenster. Seine Züge zuckten, und die dabei standen, brauchten es nicht zu sehen!

Der Hochwürdige und die Hebamme sprachen leise miteinander: „Tot ist er," sagte jener. „Ein Herzschlag muß ihn getroffen haben," gab diese zurück. Trösch und sein Weib starrten schweigend auf das, was vorging.

Bald wendete sich Lukas zu ihnen zurück. „Ja, ja," sagte er, als fehlten ihm andre Worte, aber er war gefaßt. Dann unterbrach er sich selbst und bat sie, draußen auf ihn zu warten. Er wolle bald kommen. So ließen sie ihn mit dem Toten allein.

In der Stube warteten sie dann auf ihn.

„Was für ein Gegensatz," sagte die Bäuerin, „der alte und der junge Mensch."

„Der Vater muß schon bei Jahren sein," erwiderte Trösch, „und ist doch gesund bis ins Mark. Mancher Junge wäre froh."

Dasselbe, nur in andern Worten, redeten sie im ganzen Dorfe, als sie am folgenden Tage Martin Hochstraßer begruben. Es war ein ebenso strahlender Tag wie der vorhergehende. Das Dorf lag so in das Haupt- und ein Quertal hineingestreut, als hätten die zwei Wildströme, die am Ende des Ortes sich trafen, der eine aus Süden, der andre aus Westen fließend, es zusammengetragen. Im Quertal hinter dem Dorfe lag der Friedhof. Ein weißer, weiter Gletscher leuchtete auf ihn hernieder, und als der Tag in den Abend überging, trugen sie Martin Hoch-

straßer da hinaus. Lukas schritt hinter dem Sarge in schwarzem Rock und schwarzem Filz, wie er auf die Reise gegangen. Im Geleite ging das ganze Dorf, die Kinder mit dem Lehrer vor dem Sarge, hinter Lukas die Männer, dann folgten die Weiber. Der fremde Mensch wurde mit Ehren bestattet. Die Glocken läuteten. Das enge Tal war von ihren Stimmen erfüllt, denn die Kirche stand hoch über dem Dorf und die Glocken waren neu und stark. Die Berge nahmen die Klänge und hielten sie fest und gaben sie weiter von Fluh zu Fluh bis hinauf an die Firne. So widerhallte das Tal. Und die Sonne warf ihr Licht über das grüne Land und das braune Dorf, und der Gletscher strahlte.

„Was für ein starker und aufrechter Mensch," sagten die Dörfler von Lukas Hochstraßer.

„So überdauern oft die Alten die Jungen," meinte auch einer hier und dort.

Sie hatten alle Martin, den Leutnant, nicht gekannt in seinen jungen Jahren, den Menschen, dem die Welt weit offen lag. Sonst würden sie sich wohl noch mehr über den Gegensatz zwischen dem Vater und dem armseligen Sohn gewundert haben, und ihr Staunen wäre noch größer gewesen, wie die laute, prahlende und prangende Jugend, der die Welt zujubelt, klein werden kann und das aufrechte Alter, das sturmfest und stark und turmhaft steht, groß.

Neunzehntes Kapitel

Die Kesselflicker dachten wieder ans Ziehen. Die Söhne waren schon lange ungeduldig; noch kein Jahr waren sie so spät nach Norden gewandert. Aber die Mutter war krank, konnte nicht mit, darum zögerte der Alte, und Margherita wußte nicht, was sie wollte. Einmal drängte und zankte die letztere, ob man den ganzen Sommer in dem Nest sitzen bleibe, und dann wieder sprach sie tagelang nicht vom Reisen und schien froh, wenn niemand sonst davon anfing. In dieser Zeit war sie zärtlich zu David, saß am Abend Hand in Hand mit ihm und küßte ihn, wenn der Mond über dem blauen, heißen See stand. Aber Margherita war launisch. Es war gekommen, wie sie erwartet hatte. Das Bettelvolk von Ponte — andres lebte nicht im Dorfe — hatte den blonden Burschen angestaunt, den sie sich über die Berge mitgebracht hatte, die Mädchen ihn ihr geneidet, die Burschen über ihn geflucht, und David war immer wie ein treuer Hund gewesen, hatte auch ein paar Augen wie ein solcher, traurig, verstaunt und anhänglich. Aber das war nun alles schon einen Winter alt und nicht mehr kurzweilig.

„Heirate mich," bat David. „Ich will ein Brot verdienen für uns. Fischen will ich im See wie andre von Ponte, oder zur Dampfschiffgesellschaft will ich gehen und Dienst suchen."

Aber Margherita wollte nicht. Manchmal meinte sie wohl, es möchte ganz gut sein, den Burschen zum Mann zu haben; dann war ihr

wieder, sie könnte seiner überdrüssig werden. Sie mochte ihn gut leiden, allzugut manchmal, dann wieder mußte sie gähnen, weil er immer da war, darum wußte sie nicht, was sie wollte, mochte das eine Mal bleiben und das andre Mal ziehen. —

Auf der Kirche von Ponte läutete die Abendglocke, nicht wie im Norden die Glocken läuten, hallend und die Klänge weit und weithin werfend, sondern kurz, mit tönendem Schlag, wie ein Uhrwerk schlägt, bim, bam, bam, bim, bam, bam, ein harmonischer Dreiklang. Die zwei schwarzen Zypressen, die neben dem Kirchturm stehend an diesem ihre schlanke Höhe maßen, neigten sich unmerklich in einem verlorenen Luftzug, aber es war noch immer heiß, obschon die Sonne eben hinter dem grünen Berge, an dem das Dorf hing, versank. Ein grauer Staubschleier lag über der Berghalde, über Buschwerk und Bäumen und den Laubgängen der Weinberge. Nur der See in der Tiefe verlor sein Blau nicht und war wie in sich selber versunken, schlief und schlief und schlief.

„Mache ein Ende, Margherita," sagte David Hochstraßer. „Es muß einen Weg gehen, irgendeinen."

Er sagte das in einem trockenen, brüchigen Ton, als ob ihm das trocken geglühte Land die Sprache halb zerbrochen, und er saß neben dem Mädchen auf der Mauer der Kirche, wo die von Ponte immer des Abends herumsaßen, da ein Paar, dort ein Paar, faul, keiner sich um den andern kümmernd, so daß jeder reden konnte, was er wollte, ohne daß der Nachbar zuhörte.

Margherita ließ die Beine über die Mauer hinaus in die freie Luft hängen. Senkrecht fiel unter ihr der Fels gegen den See ab; ihre Gestalt hob sich in edeln, vollkommenen Linien von der klaren Luft ab, ihr braunes Gesicht zeigte seinen wundervollen Schnitt, wie eine Figur aus Bronze saß sie da. Zu dem, was David gesagt hatte, zuckte sie nach einer Weile leicht die schlanke Schulter. Er kam darauf näher zu ihr heran und hob sein hager gewordenes Gesicht, in dem ein Ausdruck stillen Hungers war, zum ihrigen. „Willst du gehen?" fragte er. „Ich kann dir nicht wieder durch die halbe Welt nachlaufen."

„Bah," gab sie zornig zurück, „wir können noch nicht fort hier. Der Vater will ja nicht weg von der Mutter." Sie drehte sich nach dem Treppenweg um, der zur Kirche führte; dort saß die Alte, ihre Mutter, Kopf und Brust mit einem großen gestrickten Tuche umhüllt. Es war, als hätte sie hören können, daß die beiden von ihr sprachen; denn sie hob das Gesicht und blickte zu ihnen herüber, ihre großen schwarzen Augen standen wie Räder in ihrem schmalen, furchenzerschnittenen und graubleichen Gesicht, Nase und Kinn ragten hakenähnlich einander entgegen. Der Anblick schien des Mädchens Unwirschheit zu verscheuchen. Sie wurde mitteilsamer, sprach davon, daß die Brüder wohl schließlich allein über Berg fahren würden, und meinte sinnend: Sie habe keine Geduld mehr, so lange in Ponte zu sitzen. Es sei wie ein Heimweh nach andern Gegenden in ihr. Damit gab sie, ohne es zu wissen, ein Bild von sich selbst. Sie hatte einen wandernden Sinn, es lag ihr im Blut, daß sie

nicht an einem Orte stillsitzen konnte. Darum mochte sie auch nicht einem Menschen allein gehören wollen.

Davids Augen hatten sich an ihrem schönen Leibe festgesogen, während sie so sprach. Er hatte wie noch nie das Empfinden, daß er ohne dieses Mädchen nicht sein konnte. „Margherita," bat er, „wenn wir wieder fortgehen, laß uns fester zusammenhalten. Heiraten laß uns!"

Im Eifer seines Bittens legte er den Arm um ihre Hüfte.

Margherita war in der Laune, mit David zu tändeln, aber über die Achsel zurückblickend sah sie, wie die Leute an der Kirche mit spöttischen Blicken nach ihnen gafften. Da machte sie sich jäh und mit einem schroffen Worte von ihm los.

Er stand wie begossen da.

„Ich will nicht zum Gespött werden deinetwegen," sagte Margherita. Alle anfängliche Uebellaunigkeit kam ihr zurück. Die braunen Backen färbten sich dunkel. Aus ihrer Miene konnte er lesen: „Meinetwegen lauf, so weit du willst."

Langsam wendete David sich um. Auch sein Gesicht war heiß. Er hing den Kopf. Sein Leben war ihm leid in dem Augenblick. Er schickte sich an, die Stelle zu verlassen.

Da kam ein Fremder die Treppe herauf. Schwarzes Gewand hatte er an, trug einen schwarzen halbhohen Filz und ging auf einen derben Stock gestützt. Er stieg gemächlich und mit weiten Schritten daher und hatte etwas Schlichtes in Gang und Gebärde. David streifte ihn mit flüchtigem Blick und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Die Blicke der Müßigen, die

um ihn, David, herum saßen, waren ihm lästig. Er wollte sich entfernen.

Auf einmal stand der, der den Weg heraufgekommen war, dicht vor ihm und streckte ihm die Hand hin. „Guten Tag, David," sagte er.

Dieser fuhr zurück, dann konnte er nicht anders, wußte nichts zu sagen, legte folgsam die Hand in die ihm dargebotene und sagte: „Guten Tag, Vater."

Die von Ponte staunten, aber nicht wie sie zu Herrlibach gegafft und die Nase gestreckt haben würden, sondern sie blinzelten nur unter halbgeschlossenen Lidern auf die zwei Männer. Hier und da raunte einer dem andern ein halblautes Wort zu, Margherita hatte sich von ihrer Mauer geschwungen und stand mit dem Rücken an dieselbe gelehnt. Ihr Gesicht war ruhig, in einer leisen Spannung ernster als sonst.

„Laß uns gehen," sagte Lukas Hochstraßer zu seinem Sohne. Es klang so selbstverständlich, als ob keine Widerrede möglich sei.

David widersprach auch nicht. Ein Elendsgefühl saß ihm im Herzen, er empfand eine Gleichgültigkeit gegen alles, was ihm geschah. Lukas hatte die Finger um sein Handgelenk gelegt, so führte er ihn auf den Treppenweg und hinab, und David folgte willenlos.

Margherita richtete sich auf, neigte sich vor. Ein eigentümlicher Ausdruck sprang in ihre Augen, etwas wie Schmerz und Angst und Sehnsucht. Aber es verging. Denen an der Kirche lösten sich die Zungen. Sie begannen zu raten, in was für einem Verhältnis David zu dem fremden Mann stünde, begannen zu spotten, dann

lachte Margherita, trällerte eins und ging anmutigen Schreitens und langsam den Weg hinab, auf dem Lukas und David verschwunden waren.

Lukas hielt in Ponte nicht an. Er gewann die Landstraße, auf welcher der Staub schwer und mehlweiß lag. „Ja," hob er dabei gelässen und mit einer ruhigen Freude ein Gespräch an, „daheim werden sie jetzt bald ans Heuen denken."

Dann sprach er lächelnd von Rosa, daß sie schwer hinter der Arbeit her sei und noch immer leicht verdrießlich werde, und erzählte von Brigitte und dem kleinen Lukas, von Julian und den Seinen, selbst von Longinus, dem ewig Zufriedenen, vergaß er nicht ein paar Worte einzuflechten. So brauchte David nicht zu sprechen, unmerklich nahm ihm der Vater das Gefühl der Erniedrigung, das auf ihm war. Von der Heimat erzählend führte er ihn, wie er in Wirklichkeit mit ihm der Heimat entgegenschritt, auch im Geiste in diese zurück. So wohl wußte er zu erzählen, daß das Zuhause vor Davids Blicken immer schärfer und deutlicher aus verschwommenen Nebeln tauchte. Haus und Dorf und Menschen standen vor ihm, eines kam zum andern, bis das Bild klar und groß und vollständig war. Und da war es nun, als wehe ein starker und kalter Wind von diesem heimatlichen Land herüber, der die schwere lastende Hitze, die über dem welschen Orte lag, zerteilte. Wie ein Gesundhauch ging es von dem fernen Lande aus. David wußte nicht, wie es kam, daß ihm auf einmal ein Verlangen danach im Innern brannte, kaum merkbar zuerst, dann wachsend und wachsend.

Bis an die Herberge in der kleinen welschen

Stadt, von der Ponte nur eine halbe Stunde entfernt lag, brauchte David kein Wort zu sagen, sprach Lukas zu ihm in seiner langsamen und ruhigen Art, als ob nichts geschehen wäre, sondern als ob er dem Sohn zufällig auf gemeinsamem Wege begegnet. In der Herberge fand auch David endlich Worte, solche nur, die als Antwort auf irgendeine Frage not taten, vom Essen, Trinken und Schlafen. Als sie das einfache Abendbrot genommen hatten, gingen sie auf die Schlafstube, die ihnen angewiesen war. Da hob Lukas an zu berichten, was Schweres in seinem Hause geschehen war. Jetzt erst sprach er vom Schlimmen, von Christians Ende und wie er Martin sterbend an der Straße gefunden hatte. Sein Gesicht ward düster, als er erzählte, seine dumpfe Stimme klang schwer. Als er geendet hatte, sagte er nur: „Darum müssen wir doppelt fest zusammenhalten, wir andern."

Es war das einzige, was einen Vorwurf gegen David enthielt. Weder jetzt noch später sprach er von dessen Torheit. Bei diesem Worte aber empfand David wie einen Sporn im Fleisch. Ein Drang überkam ihn: „Gut machen willst du, bei Gott!"

Am andern Morgen früh zogen sie heimwärts. David schaute nicht zurück. Rüstig schritt er an der Seite des Vaters bergauf und später vom Hochgebirge wieder ins Tal. Die Schönheiten des Weges und ein: „Das sieh an" oder ein „Ist es nicht schön?" des Vaters befreite ihm die Seele von der anfänglichen Scheu. Sie kam ihm zurück, als sie nach Tagen Herrlibach erreichten, durch die bekannten Straßen schritten und die Geschwister und Brigitte ihn grüßten.

Eine schwere Trauer lag über dem Hause. Die Geschwister, die alle in schwarzen Kleidern gingen, trugen sie an sich. Auch sie war wie ein Vorwurf für David.

Aber es war eine im Hause, die einen hellen und starken Ton in seine Schwüle trug.

Martha, die Magd, stand am Waschtrog, als David sie zum erstenmal und am Morgen nach seiner Heimkehr wiedersah. Sie hatte die Aermel fast bis zur Achsel aufgekrempelt. Die weißen, festen Arme leuchteten aus dem Seifenschaum, in dem sie hantierte. Ihr Gesicht war heiß, aber ihre Augen blitzten heller als je. Als David herankam, zog sie die Arme aus dem Waschtrog, trocknete sie an der grauen Schürze und lachte dazu. „Gottlob, es findet sich doch manchmal ein Roß an die Krippe zurück, wo es es gut hat."

Mit diesem Wort reichte sie David die eine noch feuchte und vom Wasser weichrunzlige Hand, drückte die seine fest und kurz, wie ein starker Mensch grüßt, und sagte: „Willkommen!" Das Willkommen aber war, was ihm den Gruß als einen besonderen empfinden ließ; es lag etwas Mutiges und Ermutigendes darin, gütig und begütigend zugleich klang es und stark und stärkend. Es war fast wie ein Trunk, der einem ins Innerste hinein wohltut. Und es war vielleicht schuld, daß David nach vielen Wochen die versonnenen Augen dafür aufgingen, daß mit der Martha ein besonderer Mensch im Hause war, der anzusehen wert war.

Lukas hatte wenig Worte gemacht bei seiner Rückkehr. Am Abend am Tisch, an dem er zum Abendbrot wieder wie früher zu Frau Regulas Zeiten Angehörige, Knechte und Mägde ver-

sammelte, erzählte er einfach und ernsthaft von Martin, wie er ihn gefunden und begraben, während die andern alle in wortloser Stille zuhörten. Die mit ihm am Tische saßen, empfanden an diesem Abend, wie sein Wille und sein Wesen herrischer geworden; denn in seiner Erzählung von Martin lag, ohne daß er es aussprach, das Bedauern, daß er ihnen zu viel vertraut und ihnen allen zu freien Weg gelassen hatte. Dennoch war nichts Verletzendes in seinen Worten, sondern die Ruhe, mit der er diesen Abend zeigte, daß er die Leitung seines Hauses fester denn je in der Hand hielt, gab ihnen nur ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit und ein großes Vertrauen zu ihm. Es war seltsam, wie dann schon in dem Gruß, mit dem jedes für die Nacht von ihm ging, etwas wie Demut war. Sie fühlten, daß sie mit ihrer Alltagskraft nicht an seine im Leben gehärtete Stärke hinanreichten.

So begann Lukas nach Davids Rückkehr sein neues Leben. Julian blieb in der Schreibstube. Er wohnte mit Frau und Kind im Nebenhause. David bezog seine alte Kammer und ging dem Vater bei der Bewirtschaftung des Landbesitzes zur Hand, des Besitzes, zu dem auch das Kollergut gehörte. Barbara saß wohl mit ihrem Knaben im Kollerhause, aber Lukas hatte eine feste Hand über ihr, ihrem Kinde und ihrem Gut. Stillschweigend, zu Anfang vielleicht ungern, aber immer zufriedener fügte Barbara sich in das Regiment des Schwiegervaters, den der Rat von Herrlibach ihr zum Vogt und Vormund für ihr Kind bestellt hatte, und ohne es zu wissen, lernte sie von ihm; ihr Blick wurde freier, weil der

seine weit war, und ihre Hand offener, weil sie nichts andres sah, als daß auch er reichlich gab, um zu empfangen. So war nach außen im Hochstraßerhause bald alles wohl geordnet, nach innen fand Lukas mehr zu tun. Zu viel Leben, das er einst mit geheimem Stolze hatte ausströmen sehen mit dem Empfinden, daß sein Blut gleich Bächen sich nach vielen Seiten in die Welt hinaus ergösse, war in sein eignes zurückgeströmt. So viele und so verschiedene Menschen fanden sich nicht unter einem Dache zusammen, ohne daß die Gegensätze ihres Wesens und Charakters sich allmählich gezeigt hätten. Als der erste Eindruck der sich drängenden Ereignisse sich gemildert hatte, begann Rosa, die unter dem Drucke, der auf allen lastete, milderen Wesens als sonst umhergegangen war, ihre Herbheit zurückzugewinnen. Die vielen, die mit ihr das Haus des Vaters teilten, erfuhren ihre Schroffheit und Unduldsamkeit, die sich noch verschärfte, je mehr sie in die Altmädchenjahre rückte. Frau Luise aber, Julians Frau, welche die erlittene Demütigung eine geraume Weile darniedergehalten, konnte ebenfalls dem innersten Wesen nicht wehren, sich zu zeigen, als sie nach außen wieder in freieren und erträglicheren Verhältnissen sich fühlte. Sie tat gerne groß, war in Kleidung und Wesen eitel, wenn auch nicht bösmeinend, und ihre prangende Art paßte schlecht zu Rosas übertriebener Einfachheit. Die beiden Frauen lebten bald in offenem Hader, und wenn Julian auf die Seite seiner Frau trat, wurde auch er mit hineingerissen. Auch Christians Witwe verband keine Liebe mit den zwei andern Frauen. Sie

sahen sich nicht zu oft, aber wenn sie sich sahen, hatten sie nur spitze Worte füreinander.

Aber Lukas Hochstraßer wollte Frieden im Hause haben. Was er im Leben ernstlich gewollt, hatte er immer durchgeführt. So begann er an dem Frieden seines Hauses zu bauen und wußte sich eine gute Hilfe. Er lachte über die Torheit der Frauen, ein so herzliches und freies Lachen, daß sie ihm nicht zürnen konnten, eine ernstliche Scham sie vielmehr jedesmal ankam und sie sich allgemach zu hüten begannen, in seiner Nähe sich zu zanken. Dann suchte Lukas Brigittens Beistand. „Wir müssen ihnen zeigen, wie man zufrieden lebt," sagte er zu ihr.

Brigitte war bis dahin im Hause für sich allein gegangen, mehr darauf achtend, daß sie niemand im Wege war, als danach strebend, sich den andern anzuschließen. Nun aber war ihr das Wort Lukas' ein Sporn, und sie begann erst jetzt sich zu dem guten Menschen ganz zu entfalten, der sie in Wirklichkeit war. Sie sah Lukas' Blick mit einem frohen Staunen auf sich gerichtet und vielleicht gab ihr das doppelte Kraft und doppelte Freude, zu tun, was sie tat. Julian und David, die Männer, gewann sie leicht. Mit einem kleinen Dienste hier und dort, insbesondere damit, daß sie bei seinen Schreibereien oft ihm hilfreich Hand bot, machte sie sich Julian zum Freunde. Dann suchte und fand David, der ehemals kein Auge für sie gehabt hatte, in ihr die einzige, der er von seiner Flucht und Margherita sprach. Ihr ging die Seele des sonderbaren Träumers auf, der schlecht in den Bauernkittel paßte, den er trug, und mit seiner Ver-

sonnenheit und seinem unbewußt nach Schönheit dürstenden Blick vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn ihm der Gedeihgrund günstiger gewesen. Er erzählte von Margherita, begann von ihrer Erscheinung zu sprechen, ihrer großen Anmut, ihrem Gang, ihrem schönen Gesicht und von der welschen Landschaft, in der er sie gesehen und in die sie sich wundersam gefügt hatte. Wenn er so von ihr redete, malte er gleichsam mit Worten ein Bild vor Brigitte hin: den blauen See, das ragende Ufer, die weißleuchtende Kirche von Ponte und die schwarzen schlanken Zypressen neben dem Turme, die armseligen Häuser und den steinigen Weg; das schlanke Mädchen aber schritt über diesen Weg. Und Brigitte erkannte, daß er hinter Margherita hergegangen war wie ein Kind hinter einem Irrlicht, geblendet und verwirrt von einer fremden Schönheit, deren Macht so groß war, daß er alles andre darüber vergaß.

Die Männer also waren Brigitten bald zugetan. Von den Frauen wendete sich Frau Luise zuerst ihr zu. Sie war keine überkluge, im innersten Herzen auch keine böse Frau, nur war eine starke Schale Selbstsucht um den guten Kern ihres Wesens gelegt. Brigitte begann sich mit Julians Knaben zu beschäftigen, der ein verzogenes Kind war, den sie aber zu nehmen wußte, so daß er ihr besser als der eignen Mutter gehorchte und außer der Schule bald immer in ihrer Stube zu finden war. Das Kind war die Brücke, auf der Brigitte zur Mutter gelangte. Diese begann ihre Freundschaft um so mehr zu suchen, je schlechter sie sich zu Rosa stellte. Wenn sie aber von Staat und schönen Kleidern redete,

nach denen sie lüstern war, rühmte Brigitte den einfachen Rock, den Frau Luise gerade trug, und zeigte unbewußt die große Schlichtheit, die an ihr selber war, in einem so hellen Lichte, daß wie bei Lukas' Spotten eine heimliche Scham jene ankam und ihre eigne Eitelkeit ihr unwillkürlich klein und töricht erschien. Auch von Rosa sprach die Frau bei Brigitte, und ihr Zorn machte anfangs sich oft in bösen Worten Luft. Brigitte blieb jedoch ruhig, hielt nur die Augen hell auf die Zornige gerichtet, und wenn sie sich in Schmähen und Schmälen erschöpft, begann sie in einer ernsthaften Weise von Rosa als einem bedauernswerten Mädchen zu sprechen, dem es nicht gegeben sei, am Leben Freude zu finden, weil sie selbst keine zu bereiten vermöge. Frau Luise begriff langsam, was sie meinte. Im Umgang mit Brigitte wurde sie innerlich besser und es wurde ihr selber wohl dabei. Inzwischen hatte die letztere auch den Weg zu Barbara gefunden. Wohl war diese ein zu scheuer, knechthafter Mensch, als daß sie ihrerseits Verkehr mit Brigitte gesucht hätte, aber sie sah diese doch gerne kommen, und auch ihr Knabe, der ein Sonderling von einem Kinde war und vor allen Leuten flüchtete, gewöhnte sich an Brigitte, so daß die letztere ihn bald ihrem eignen Kinde als Spielkamerad zu geben vermochte. Barbara, die doch sonst nicht viel Worte machte, äußerte sich zu Lukas: „Ihr habt den guten Geist im Hause, seit ihr die — Brigitte da habt, Vater.“

Rosa war die letzte, die sich Brigitte zuwandte, aber der Tag kam, der auch sie überwand.

Zwanzigstes Kapitel

Franz Joseph Keller, der in die Männerjahre gekommen und für den es lange nicht mehr zu früh war, hielt Hochzeit. Er, der einmal um Rosas willen ins Haus zur Weinlaube gekommen war, der stattliche und brave Mensch, hatte lange gewartet, war es nun Rosas wegen oder weil er sonst nicht Eile hatte. Die Ehe, die er jetzt schloß, war, wie sie zu Herrlibach wußten und reichlich erörterten, keine Liebesehe. Seine Braut war ein Mädchen in seinen Jahren mit einem schönen Stück Geld und einem vortrefflichen Leumund; er schloß eine lobenswerte und verständige Heirat mit einer lobenswerten und verständigen Gemächlichkeit und nach reiflicher Ueberlegung. Aber da klangen nun die Glocken von Herrlibach wieder, die schönen, lauten und feierlichen, wie sie zu Frau Regula Hochstraßers Tod und seither hundertmal und mehr geklungen hatten. Dazu krachten Mörser und Flintenschüsse und ins Haus zur Weinlaube herauf drangen die Töne der Festmusik, die dem Hochzeiter zum Kirchgang spielte.

Lukas Hochstraßer war mit den Seinen auf dem Felde. Knechte und Mägde hatten alle ausziehen müssen, da es eine große Arbeit zu tun gab. Frau Luise war zum Besuch von Verwandten nach St. Felix gefahren. Rosa und Brigitte waren allein im Hause geblieben. Sie möge nicht ausgehen heute, hatte erstere unwirsch gesagt. Die sonst eine der Fleißigsten war, stand nun an den geschlossenen Fenstern der Wohnstube, ging hinter der langen Reihe hin und her

wie das Tier im Käfig hinter seinem Gitter und hielt dazwischen hinein zuweilen an einem der Fensterknäufe an, die zerarbeitete und braune Hand darum gespannt, die Stirn mit den scharfen schwarzen Brauen daran gelehnt. Die Fenster hatten offen gestanden, denn es war ein heißer Tag. Sie schloß alle. Der Lärm — was brauchte der Lärm hereinzudringen! Rosa Hochstraßers herbes, dunkles Gesicht erschien hagerer als sonst; es lag ein verzerrter Zug um den schmallippigen Mund, und ihre fast zornige Einfachheit, die schon ihr Aeußeres, das völlig schmucklose, grobstoffige graue Kleid, an sich trug, trat herber als je zutage.

In diesem Augenblick trat Brigitte herein, hatte ein helles, sommerliches Kleid an und kam mit der leichten Anmut über die Schwelle gegangen, die ihren Schritt fast unhörbar machte. „Ach," sagte sie, „ich wußte nicht, daß du hier bist," und sie trat zu dem alten großen Nähstock, der noch von Frau Regulas Tagen her in der Stube stand, um sich Nähzeug zu holen.

„So ein Lärm," zürnte Rosa plötzlich, „so ein Aufhebens! Heutzutage will einer den andern beim Festen überbieten." Die Worte brachen fast wider ihren Willen von ihr und klangen wie ein Aufstöhnen.

Brigitte wandte sich nach der Schwägerin um und sah, daß ihr Gesicht spitz und farblos war und in ihren Augen ein Zorn schien, der etwas Hilfloses hatte. Da erst wurde sie auf die Glocken und das Hochzeitsschießen aufmerksam und erinnerte sich, wer unten zur Kirche ging. Sie fand nicht gleich das Wort, das sie Rosa hätte sagen mögen.

Diese beherrschte sich, machte sich in der Stube zu schaffen, überwand sich aber nicht so weit, daß sie nicht jeden Gegenstand, den ihre Hand aufnahm, hart und mit einem Krachen wieder niederlegte. Ein Glas, das auf dem Tisch gestanden hatte, stellte sie so heftig an einen andern Platz, daß es in Scherben zerfuhr. Da fluchte sie und stampfte mit dem Fuß.

„Du kannst nicht hören, wie sie Keller zur Hochzeit läuten, Rosa," sagte Brigitte leise.

Die andre wendete sich jäh nach ihr um.

„Der falsche Mensch," brach sie los. „Jahrelang hat er mich glauben machen, daß er mich meint."

„Du hast ihn nicht nahekommen lassen."

„Soll ich mich ihm an den Hals werfen?"

Brigitte suchte wieder nach dem, was sie sagen sollte. Rosa aber verlor alle Herrschaft über sich. Die Herbheit und Bissigkeit fielen von ihr ab. Ihr Wesen war wie von einem Sturm aufgewühlt und lang Verhaltenes löste sich in einem wilden Ausbruch. Sie stand mit geballten Fäusten drüben an der Wand und blickte Brigitte an, als ob diese irgendeine Schuld an ihr hätte. Ihr Schweigen reizte sie noch. „Ja, du," brach sie los, „was weißt du, wie es ist, wenn einem einer, den man gernhat, etwas zuleidtut!"

Als sie das geschrien hatte, auf dem Gipfel ihres Zornes, kam ihr die Erinnerung an den Bruder zurück und was der an dem Mädchen, das vor ihr stand, gesündigt hatte. Die — die da — wußte — wußte besser noch als sie, was an einen kommen konnte! Ihr Groll verrauchte plötzlich.

Brigitte sagte kein Wort. Sie zitterte ein wenig, halb aus Erregung, halb vielleicht aus fast kindischer Furcht vor dem zornigen Weibe, und sah Rosa an, immer an, bis diese die Augen niederschlug, gegen einen Stuhl schritt, die Hände über die Lehne spannte und durch ihren Körper ein Zucken ging. Rosa weinte. Nicht wie andre Weiber weinen, nur mit einem trockenen, sparsamen und verbissenen Schluchzen jetzt und jetzt.

Da ging Brigitte zu ihr, nahm die Hände, welche die Stuhllehne umspannten, und sagte: „Warum machst du dir selber dein Leben so schwer, du?" Ein großes Mitleid bewegte sie; es war ihr, als ob sie bis ins Innerste des Mädchens sähe.

„Warum läßt du das Gute nicht aus dir heraus kommen?" fragte sie wieder.

Die Glocken von Herrlibach verstummten eben, als sie das sagte. Es war nun ganz still in der Stube. Rosa faßte sich, löste die Hände aus den ihren und legte sie ineinander. Ohne Brigitte anzusehen, stand sie da, und dann kam es langsam aus ihr herauf, mühsam, wie eine schwere Beichte. „Meinst, es tut gut, wenn eines nicht sagen und zeigen kann, wie es in ihm aussieht!"

In diesem Augenblick hämmerten Kinderfäuste an die Stubentür, und Brigitte erkannte des kleinen Lukas Stimme. Martha, die Magd, hatte ihn an die Tür getragen. Sie stand draußen, als Brigitte die Tür öffnete, und der kleine blonde Knabe, der noch im Mädchenkleidchen ging, fiel fast über die Schwelle. Er streckte die runden Arme und lachte, und seine blaugrauen Augen

leuchteten. Brigitte hob ihn auf, scherzte mit ihm und trug ihn hinüber zu Rosa, legte ihn ihr in die Arme, daß sie nicht anders konnte, sondern ihn halten mußte und es nicht zu helfen vermochte, daß in ihr eignes Gesicht ein Lächeln kam. Der Kleine strampelte und wehrte sich in hellem Uebermut, um wieder auf den Boden zu kommen; aber die Art, wie die Mutter ihn der andern in den Arm gelegt hatte, war voll stummer Barmherzigkeit gewesen, als ob Brigitte hätte sagen wollen: „Laß uns das Glück miteinander teilen, das wir im Hause haben."

Und von der Zeit an gewann Brigitte Macht über die Schwägerin. In ihrer Nähe milderte sich ihre Herbheit. Manchmal wurde sie selbst zu einer Freude wach.

Immer mehr wurde Friede.

Die Tage vergingen. Die wachsende Zufriedenheit schien die Räume des Hauses zu weiten. Die Menschen, die darin wohnten, schritten freier einher, gingen mit hellen Mienen an ihr schweres Tagewerk und kamen mit hellen Mienen müde von demselben zurück. Die Knechte und Mägde, die bei Lukas dienten, brachten es ins Dorf, wie es sich gut da oben lebte. Wenn einer zu Herrlibach schwere Tage hatte, seufzte er: „In der ‚Weinlaube' möchte ich wohnen, das möchte ich."

Sahen so viele Blicke mit einem leisen Neide hinauf, so waren bald auch Augen darunter, die nicht mehr von dem loskamen, was sie sahen. Es kam die Zeit, da nach zwei blühenden Frauen scharf ausgeblickt wurde, die in Lukas' Haus wohnten, nach Brigitte und Martha, der Magd.

Um die letztere kümmerten sich brave Knechte,

junge Bauern, selbst habliche Söhne, die Sonntags ins Haus kamen, eine Freistunde zu verplaudern. Sie holten die Martha zu Tanz und allerlei Vergnügungen.

„Sie sind heiß nach mir aus," lachte sie, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, an Lukas' Tisch. Sie lachte über alle, die Gesunde und Starke. „Mir ist lange wohl, wie mir ist," war alles Ende ihrer Rede.

Die nach Brigitte Ausblick hielten, kamen ernsthafter, beinahe feierlich den Weg herauf und gehörten den Besten von Herrlibach zu. Selbst Stadtherren von St. Felix verkehrten zwei im Hause.

„Sie wissen, warum sie kommen," sagte Martha, die Magd. „Aber ich weiß nicht, ob Brigitte je einen nehmen wird."

Es war zu wohl bekannt, daß des Kapitäns Tochter wohlhabend, anmutig und zugleich still und pflichtbewußt war. Allmählich begann ein heimliches, aber eifriges Werben um sie. Zwei Freiern, denen ihre kühle Freundlichkeit nicht Zeichen genug war, daß sie nichts zu hoffen hatten, mußte Brigitte ihr „Nein" sagen. Dann kam Hans Lochmann von St. Felix herauf. Der war ein noch junger aufrechter Mann aus gutem Hause, hatte mit Lukas Hochstraßer Geschäfte, war reich und stattlich, hätte daheim wenige gefunden, die ihm nicht gerne Hausfrau geworden wären. Er sah Brigitte, sah sie wieder und begann seine Besuche im Hause so häufig werden zu lassen, daß sich wohl erriet, wie nicht nur geschäftliche Angelegenheiten ihn herführten. Lukas Hochstraßers Augen blieben

in diesen Tagen oft auf Brigittens Gesicht haften, und obschon er lange kein Wort darüber verlor, ließ sich in seinem Blick die Frage erraten: Was wirst du tun, Mädchen? Aber er war zu sehr Herr seiner selbst, vielleicht auch zu voll seiner Arbeit und seines Zieles, als daß er die heimliche Unruhe verraten hätte, die ihn bei dem Gedanken ankam, daß Brigitte fortziehen könnte.

Es war eines Sonntags und gegen Abend, daß Hans Lochmann unvermutet, von einem Ausfluge über Berg auf der Heimkehr begriffen, im Hause vorsprach. Lukas saß allein in der Laube am Hause, als der Städter auf dieses zuschritt. Er rief ihn an, lud ihn in die Laube und stieg in den Keller, ihm ein Glas Wein zu holen. Dann saßen sie in ernster Unterhaltung beisammen, die Lochmann bald durch die Frage nach Brigitte unterbrach. Es war ein schöner und reicher Abend mit Goldlicht auf allen Hügeln und Häusern, auf Baum und Laub. Die Blätter der Laube rührten sich in einem leisen Windzuge, auf dem Tisch, an dem die Männer saßen, tanzten die Lichttellerchen, wen die Blättern sich regten. Ihr Gespräch wurde lebhafter; die hohe Achtung, die jeder für den andern empfand, glich die Verschiedenheit der Stände, denen sie angehörten, völlig aus. Lochmann begann von seinem Hause, seinen Verhältnissen, Plänen und Zukunftshoffnungen wie zu einem großen Freunde zu sprechen. In einer schlichten und feinen Art, wie es nur der innerlich wie äußerlich vornehme Mensch vermag, lenkte er die Rede auf seine häufigen Besuche, um endlich offen auszusprechen, daß er Brigitte um ihre Hand zu bitten gedenke.

Er fügte hinzu, wie ihm das Geschick wohl bekannt sei, das sie in Lukas' Haus geführt, wie anfängliche Bedenken vor ihrer seltsamen und seltenen Tugend ihm geschwunden, und bat am Ende Lukas um seinen Rat und seine Fürsprache bei dem Mädchen.

Lukas' Züge waren, während der andere sprach, fast düster geworden. Sein dunkler Kopf senkte sich auf seine Brust, so daß der grauende Bart lang über sie hinabrieselte. Nun zeichnete er mit den gebräunten Fingern allerlei Figuren auf den Tisch, während er aus tiefen Gedanken heraus ein paar Worte sagte.

„Gewiß — ich will es ihr freilich sagen. Für eine hohe Ehre darf sie es halten und wird es — gewiß."

An seinen eignen Worten schien er dann aus dem Sinnen zu erwachen, denn er hob danach den Kopf frei und versprach, Lochmann Nachricht zu geben, wie Brigitte denke.

Sie erhoben sich bald darauf und umschritten das Haus, da Lochmann den Fußpfad gewinnen wollte, der durch die Matten hinab ins Dorf und an die Lände führte. Aber eben, als der Städter sich zu verabschieden im Begriffe stand, erschien Brigitte mit ihrem und Barbaras Knaben auf dem schmalen Wege, der aus dem Kollerweinberge aufs Haus zuleitete. Lochmann erblickte sie und blieb stehen, um sie zu begrüßen. Als sie ihn von weitem erkannte, errötete sie leicht und kam näher. Sie hatte ein helles Sommerkleid an; ihr schlanker und weißer Hals stieg zierlich und frei aus dem weiten Ausschnitt des Kleides. Ihre Augen blickten ruhig in die Lochmanns und sie sprach wenige Worte in einer stillen, keinerlei Wärme

oder Erregtheit verratenden Freundlichkeit. Die beiden Knaben kamen heran und stellten sich zwischen sie und den Gast, diesen neugierig und mit großen Augen betrachtend. Ein unendlicher Unterschied war zwischen den fast gleich großen Kindern. Uli, der Knabe Barbaras, trug Gewand, das sie selber geschneidert hatte und das klotzig und unschön an seinen hageren und eckigen Gliedern saß. Sein Gesicht war gelb und spitz, die Nase sprang weit und schnabelhaft wie bei der Mutter vor und die fast schwarzen Augen hatten etwas Stechendes. Der kleine Lukas war dagegen ein seltsam lichter Mensch, biegsam und rund und fein, mit blondem Ringelhaar und einem zarten Gesicht, in dem dieselben hellen und arglosen Augen standen, mit denen Brigitte auf den Freier sah. Diese legte jedem der Kinder eine Hand auf die Schulter und sie lehnten sich an sie, so daß etwas Frauen- und Mutterhaftes an ihr war, das ihr wohl stand. Dann war es für Lochmann Zeit zu gehen, und er verabschiedete sich mit einem bedeutsamen Händedruck und dem Hinweis, daß er Lukas einen Auftrag an sie, Brigitte, gegeben hätte. Sie lächelte dazu ein wenig mühsam, das schmerzliche Gefühl, daß dieser tüchtige und ehrenwerte Mensch sich in einer vergeblichen Hoffnung wiege, nicht ganz überwindend. Er sah es aber nicht und verließ sie eilig, da ihm nicht viel Zeit blieb, sein Schiff zu erreichen.

Einen Augenblick standen Lukas und Brigitte stumm nebeneinander und schauten ihm nach. Die Kinder hatten sich indessen von ihnen entfernt und tummelten sich in der nahen Matte.

Das Gold des Abends, das über dem Herrlibacher Hange leuchtete, war noch klarer geworden. Lukas und Brigitte standen unter dem großen alten Birnbaum am Hause, von woher Aussicht über das Tal von St. Felix war, mit den Wiesen und Feldern, den dunkeln Waldflecken und den schimmernden, weithin ziehenden Linien der Flüsse. Es lag alles wie in die Ferne gerückt, als hätte die schöne und klare Welt sich gedehnt und geweitet. Weit in der Runde war kein Mensch zu sehen, und es war still, nur die Blätter des Birnbaumes drehten sich mit leisem Knistern auf ihren Stengeln.

Dann sah Brigitte zu Lukas auf. „Nun ist er schon wieder dagewesen," sagte sie.

„Er will dich fragen," antwortete Lukas. „Erkundigen soll ich mich bei dir, was du dazu sagen wirst, wenn er dich zur Frau haben will."

Brigitte blickte zu Boden. Sie sprach nicht, aber es schien, daß sie mit sich selber stritt; denn es war leicht zu sehen, wie rasch und erregt ihr Atem ging.

Lukas fuhr fort, ihr von Lochmann zu reden, ruhig, mit seiner dumpfen, klingenden Stimme, gerecht, wie er immer war, nicht verhehlend, was für den Stadtherrn sprach. Er hob Vorzug um Vorzug langsam hervor. „Es wären viele Hunderte landauf und -ab, die mit beiden Händen zugreifen würden. Ich wüßte dir keinen Bessern, wenn du mich fragst."

Dann breitete er schlicht und recht die Zukunft vor ihr aus: „Ein Mädchen muß darauf bedacht sein, daß sie im Alter nicht allein ist. Ich bin nicht immer da. Ungesorgt hättest du es und schön."

Brigitte hob den Kopf nicht und sagte kein Wort.

„Du mußt es dir ernstlich überlegen," schloß er. „Ich muß ihm wohl Antwort geben — bald."

Da blickte sie auf, geradesweges in sein starkes Gesicht. Es brach aus ihrem Blick etwas, was er nie darin gesehen hatte, es war nicht mehr nur schrankenloses Vertrauen, etwas Großes und Mächtiges war es, vor dem ihm, der viel erfahren und gesehen hatte, ein eigentümliches Zittern in die Brust kam, wie einem Jungen.

„Ich brauche nicht zu überlegen," sagte Brigitte und ihre Augen wendeten sich noch immer nicht ab.

Lukas legte den Arm um sie, die neben ihm klein und kindhaft war. Da drängte sie sich fest an ihn, den Kopf an seiner Brust, das Gesicht immer noch so erhoben, daß ihr Blick den seinen festhielt.

„Ich weiß nur einen, zu dem ich gehören kann," sagte Brigitte Fries. Mit beiden Händen hielt sie Lukas' Rechte umklammert.

Da faßte ihn ein wundersames Gefühl, als wüchse er selber noch, die Brust wurde ihm weit und die Muskeln strafften sich in einer Empfindung, als ob seine Kraft sich verdoppele. In einem Augenblick durchblitzte ihn die Erinnerung an sein ganzes Leben, wie er gearbeitet und gesorgt hatte. Seine Kraft hatte standgehalten, da die der Jungen sich zersplitterte! In vielem war er Meister über sie geworden, nun fiel ihm auch der Preis zu, der sonst der Jugend gehörte, der Preis der Liebe, ihm, dem alternden Mann. Nicht ein Gefühl des Triumphes oder der Ueber-

hebung erfüllte ihn; es war nur eine machtvolle, alle Schranken brechende Freude, die ihn durchströmte.

Er beugte sich über Brigitte hinab, mit der Hand strich er über ihren Scheitel und hielt sie fest an sich. Er empfand, daß sie ihm lieb war. Vielleicht hatte er nie einen Menschen gehabt, der ihm so ans Herz gewachsen war. Aber er war über die stürmischen Jahre hinausgewachsen. Auf dem höchsten Gipfel der Freude blieb ihm der Sinn frei und klar. Sein Blick ruhte ruhig in ihrem. Dann führte er sie ein paar Schritte weiter, wo der Baum seine Zweige nicht mehr über sie hielt. Weit lag das goldene Land um sie, in dem hellen und reichen Glanze des Abends und reich aus sich selbst und der Fülle eines gesegneten Jahres.

„Dann soll es bleiben, wie es ist," sagte Lukas. „Gut ist ja alles so!" Und weiter hob er in einer frohen, die Bewegung, die in ihm war, verratenden Weise davon zu reden an, wie sich alles herrlich gefügt hätte in seinem Leben. Keinen und nichts vergaß er. Alle seine Tage ließ er an seinen und Brigittens Blicken vorüberziehen, und das Mädchen, das in seiner Nähe sich immer geborgen gefühlt, mußte abermals staunen, wie weit sein Blick über alle hinging, die ihm anvertraut waren, wie er die Menschen verstand, ihre Vorzüge und ihre Schwächen, wie er sich freute über jene und wie er wohl wußte, daß die Schuld nicht immer so groß war wie die böse Tat. Endlich, als er lange gesprochen hatte, kam er auf sie beide zu reden. Da lächelte er mit einer köstlichen und weisen Spaßhaftigkeit:

„Wir zwei, wir Liebesleute — da könnte uns nun niemand wehren, daß wir hingingen und uns vor dem Pfarrer noch enger zusammentäten als wir schon sind. Aber sie würden den Kopf schütteln über das ungleiche Paar, den alten Mann und das Kind. Und unsre, die Söhne und die Frauen und die Kinder, die wir im Hause haben und denen man nun gesagt: ‚Seht, so lebe ich, so sollt ihr auch leben,' große Augen würden sie machen und denken: ‚Der alte Mann weiß nicht, daß jedes Ding in der Welt seine Zeit hat, auch die Liebesliebe.'"

Er stockte und stand aufrecht, die schwere Hand im Bart, und sah wieder sinnend hinaus, als überdächte er schärfer noch und lang, was er eben gesagt hatte.

Dann nahm er Brigittens Hand. „So mußt du mich weiter zum Vater behalten," sagte er und schritt mit ihr durch den herrlichen Abend dem Hause zu, in dem die zwei Kinder eben verschwunden waren.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ueber das Hochstraßerhaus und die Welt hin rauschte die Zeit. Ueber manchen Ländern war ihr Flügelschlag gewaltig und Stürme brausten in ihrem Gefolge. Ueber des Lukas' Haus strich sie sanft mit weitgebreiteten Schwingen hin und ließ Friede sein.

Die Kinder wuchsen heran. Alle drei Knaben gingen zur Schule, und es war ein Vergnügen, sie

zu sehen, wie sie sich Tag für Tag auf den Weg machten. Julian, der größte und stärkste von ihnen, ging ihnen voran und machte sich zum Beschützer der beiden andern. Er war ein vorlauter und wilder, zum Prahlen neigender Bursch, aber im Grunde gutherzig und den beiden andern anhänglich, er behütete ihren Schulweg wohl. Die beiden aber, Uli und Lukas, trabten mit ernsthaften und wichtigen Gesichtern hinter ihm, häßlich, gelb, mit sonderbar alten und klugen Zügen der eine, hell, mit großen und klaren Augen und schimmerndem Haar der andre. So waren sie in der Straße zu Herrlibach als die Unzertrennlichen bald eine bekannte Erscheinung. Lächelnd und mit Wohlgefallen blickten die Leute ihnen nach, und wenn ein Fremder ihnen begegnete, wendete er sich wohl zurück und folgte ebenfalls mit den Blicken den Knaben, deren Ungleichheit und im Gegensatz dazu ihre enge Zusammengehörigkeit merkwürdig in die Augen sprang.

Die Sonntagabende fanden die vom Hochstraßerhaus vollzählig beisammen, in der Laube im Sommer, in der Stube im Winter. Lukas hatte das so gewollt. „Wir wollen wissen, wer alles zu uns gehört," pflegte er zu sagen. So kam Julian mit Frau und Kind aus dem Nebenhause herüber, und vom Kollergut herunter fand Barbara mit Uli sich ein. Aus seiner Kammer oder von seinem Ruhesitze an der Scheune, wo er fast täglich zu sehen war, kam einer, der, obgleich er schon über- und überzeitig war, immer noch meinte: „Noch ein paar Jahre möchte ich es schon haben, das liebe Leben," Longinus, der Knecht, dem jeder Tag hell war, weil der Herr-

gott vergessen hatte, ihm das Menschlichste des Menschen zu geben: die Unzufriedenheit. Die drei Knaben saßen dann in einer Stubenecke oder tollten ums Haus, Rosa trug Wein aus dem Keller herauf und Brigitte stellte nach bäurischer Sitte Backwerk für die Frauen und Rauchzeug für die Männer auf den Tisch. Wenn sie alle beisammen saßen, trat als der letzte Lukas zu ihnen, und ohne daß es ihnen ganz bewußt wurde, kam ihnen der Sonntag erst mit ihm herein. Er war immer noch derselbe, schlicht, altväterisch fast in Wesen und Kleid, aber mit dem freien und leuchtenden Blick im Auge, der ihn nicht alt werden ließ. Seine Gestalt bog sich nicht, hagerer wurde sie wohl und Jahr um Jahr schnitt die Runzeln und Risse schärfer in das braune Gesicht. Auch das Haar war weißer und der Reif wuchs hinab in den langen Bart. Lukas sah auf diesen hinab und lachte: „Da schneit es jetzt schwer hinein." Dann setzte er sich zu ihnen und hatte ihnen bald einen Stoff zum Gespräche gegeben, zunächst hob er wohl von den Ereignissen der Woche an, von getaner und noch zu tuender Arbeit, von Versuch und Erfolg oder wohl auch von den Interessen der einzelnen unter ihnen, an denen nach seinem Willen alle gleich teilhaben sollten. Dann wandte ihr Gespräch sich allmählich weiteren Zielen zu, Ereignissen der Außenwelt, wie sie vor ihren schlichten Blicken sich zeigten. Die schönen Glocken von Herrlibach läuteten ihren Sonntagsgruß in ihren Feierabend, manchmal konnten sie wie das dumpfe, ferne Echo zu diesen das mächtige Geläute von St. Felix heraufklingen hören. Sie saßen beieinander, und

was sie sagten, lief alles bei Lukas zusammen, der derjenige war, an den jedes von ihnen freudiges Wort und Klage, Frage wie Bitte richtete.

In ihre Sonntage, in ihre Zeit überhaupt trat bald noch ein andrer tapferer und lebensstarker Mensch, Martha Schwerzmann, die Magd. David war nicht versonnen genug, daß nicht ihre helle, starke Stimme, ihr freies Lachen und Singen allmählich in seine Versunkenheit gedrungen wäre. Sie weckte ihn mit ihrer Frische, und wenn er anfangs mit großen Augen und erstaunt auf sie blickte, so kam nach und nach in diesen Blick Freude und Teilnahme. Es brauchte nur eines leisen Winkes von Lukas' Hand, damit er zur Erkenntnis kam, wie er sich keinen besseren Kameraden an die Seite nehmen konnte als die starke Magd.

Martha war nachdenklich geworden. Sie war nicht mehr ganz jung, und es kam ein junger Bauer aus ihrem Heimatort, den sie seit ihrer Jugend gekannt hatte, und wollte sie zur Frau haben. Die Absage wurde ihr nicht so leicht wie früher. Es war deshalb, daß Lukas mit David sprach.

„Du wirst nicht tags deines Lebens allein bleiben wollen," sagte er und fügte hinzu: „Wenn du nicht acht hast, möchte dir in diesen Tagen eine wegkommen, um die es schade wäre."

Am Abend kam der Bewerber Marthas wieder. David sah ihn aufs Haus zuschreiten und erschrak so jäh, daß ein plötzlicher Entschluß in ihm aufsprang. Von der Stelle weg ging er Martha, die er im Felde wußte, suchen und bat sie, als sein Weib im Hause zu bleiben. Sie

aber mochte an seiner Unruhe erraten, daß der Jugendfreund gekommen war, seine Antwort zu holen. Sie sah ihn fest und diesmal ohne zu lachen an, besann sich und war bald entschlossen. „Du hast mich nötiger, meine ich," sagte sie und tauschte nicht ohne einen leisen Schmerz den ihr lieben andern um die Heimat in Lukas' Hause, weil ihr darin und in seiner freien Luft wohl war und etwas sie sonderbar zu dem traumhaften Menschen, dem David, zog, der eine feste Hand brauchte, ihn zu führen.

Im Herbst darauf hielten sie Hochzeit.

Und als das Laub fiel und der Wald in allen Feuerfarben prangte, ging Margherita, die Welsche, noch einmal an Davids Leben vorüber.

Es war ein eigentümlicher Abend. In vereinzelten Windstößen rauschte das dürre Laub und wirbelte am Berg hin, am Himmel standen gelbe und blutrote Lichtstreifen wie mit riesigem Messer gerissene leuchtende Wunden, sonst war er ganz von grauen sich übereinanderschiebenden Wolken verhangen. Der See lag still, schwarz und schwer in der Tiefe, seine hügeligen Ufer schienen zusammengerückt und an den Himmel gewachsen. Baum und Wiese, Haus und Stein, alles lag scharf herausgerissen in der düsteren Landschaft.

David hatte im Herrlibacher Berg Holz zu schlagen. Martha, seine Frau, trug ihm zu Mittag. Er setzte sich an den Rand der mit Unkraut bewachsenen Straße, unweit der Stelle, wo der Kesselflickerwagen einmal gestanden hatte, um seine Mahlzeit zu halten. Die Frau ließ sich neben ihm nieder, damit sie das leere Blech-

geschirr nachher gleich zurücknehme. Sie saßen eine Weile, sprachen ein paar Worte, während David aß, und sahen die Blätter sich zu ihren Füßen regen und wandern wie ein ziehendes Volk, fürbaß mit leisem Rascheln, jetzt einen Schritt, jetzt in fliegender Eile eine ganze Strecke hin. Kein Mensch war sonst in der Nähe, David war nachdenksam; vielleicht ging ihm das Vergangene, das, was an dieser Straße geschehen war, durch den Kopf. Als er zweimal einsilbigen Bescheid auf ein Wort von ihr gegeben hatte, wurde Martha aufmerksam. Sie sah ihn von der Seite an, lächelnd fast. Sie erriet, was ihn bedrängte, war aber seiner zu sicher, als daß sie sich darüber erzürnt oder darum geängstigt hätte.

Da tauchte drüben ein einzelner Mensch auf, dort, wo die Straße von Norden heranstieg. Langsam kam es herauf, schlank und dunkel zeichnete sich die Gestalt gegen den grauen Himmel — eine Frau. Sie ging mit gemächlichen, fast zögernden Schritten. Ein Tuch, das sie im Zipfel um den Kopf gelegt trug, flatterte im Winde. Als sie näher kam, sahen die beiden Dasitzenden, die unwillkürlich auf sie aufmerksam geworden waren, daß in ihren Bewegungen eine fremde Anmut war. Sie ließ die Arme lang herabhängen und hielt die Hände vor sich leicht verschlungen wie eine, die in Sinnen geht. Einmal zögerte sie und schaute mit einem Ausdruck von Verlangen auf das Dorf nieder, das sie von der Stelle, wo sie stand, zu ihren Füßen liegen sehen mußte. Das Tuch glitt ihr in den Nacken, und nun trat vollends die Anmut ihrer Haltung zutage. Das braune, reine Profil

ihres Gesichtes stand in edler Linie wider die graue Luft gezeichnet. Jetzt wandte sie sich und im gleichen Augenblick gewahrte sie David und sein junges Weib. Sie stutzte und es flog um ihre Nüstern eine leise Erregung, dann aber kam sie langsam näher, wiederum mit ineinander gelegten Händen, den Blick sinnend ins Weite gerichtet, kam näher, in flickigem Rock, das Haar wirr, aber mit fast königlichem Gange schreitend, und langsam, ohne die beiden anzusehen, ging sie vorüber und straßan, bis sie den Blicken der Dasitzenden entschwand. War sie dem Wagen der Kesselflicker vorangegangen oder folgte sie den bereits Vorausgezogenen, hatte sie vielleicht allein die Straße genommen, während die Verwandten andern Weges zogen — wer wußte es!

David hatte, als er sie erkannt hatte, mit weit aufgerissenen Augen, in einer fürchterlichen Erregung, als müßte er jeden Augenblick aufspringen, dagesessen. Da legte sich Marthas Hand fest und stark auf die seine und es durchrann ihn seltsam, als erwachte er jäh aus einem willenlosen Taumel. Ein wilder Schmerz in seinem Innern verschwand nicht völlig, aber er vermochte klaren Blickes auf das fahrende Weib zu sehen, das an ihnen vorüberging, und wußte, daß alles gut war, wie es war, daß Ungleich nicht zu Ungleich gehörte.

„Das war sie also," sagte Martha laut und ruhig, als Margherita verschwunden war.

„Ja," sagte er leise.

Der starke Ton ihrer Stimme hatte ihn fast erschreckt; es war nichts Weiches, Klagendes, und wiederum weder Zorn noch Empfindlichkeit darin.

Die Festigkeit dieser Stimme zerriß jäh die Trauer und Sehnsucht, die ihn gefaßt hatten. Wie mit einem heftigen Federzug strich Martha das Vergangene aus, im Ton ihrer Stimme gleichsam verratend: Du gehörst zu mir! Was soll mich die groß kümmern, die wir soeben gesehen haben! Und die starke Frau stand nachher auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Wald zurück. Unwillkürlich griff er zur Axt und sie streifte die Aermel an ihren Armen auf, ihr Gesicht war hell, ihre Augen glänzten. „Ich will dir ein wenig an die Hand gehen." Dann fing sie neben ihm an zu arbeiten, Holz zusammenzutragen, das er geschlagen hatte, und zu Wellen zu binden. Er mußte sie ansehen, wie sie sich manchmal aufrichtete und prächtig wie ein junger Baum vor ihm stand. Da vergaß er ob ihr die andre und hatte eine ergiebige Arbeitsstunde.

In dieser Stunde wurde David zu dem Manne, der er später war, mit offenem Blick, frisch und froh und mit einer freien Freude an der Frau im Herzen, die im Leben neben ihm stand. —

Und weiter rauschte die Zeit über das Hochstraßerhaus dahin. Die Jungen alterten und die Kinder wuchsen auf. Julians Sohn kam nach St. Felix zur Schule, Uli, Barbaras Bub, legte schon bei den Landarbeiten Hand mit an. Er war seines Vaters Sohn, emsig, zäh im Fleiß, aber sein Blick war weiter.

„Er ist eine gute Hilfe," sagte Lukas von ihm, das hieß, daß er so gedieh, wie Lukas selber ihn zog.

Und da war der dritte, Lukas, der Knabe. Er war das Staunen von Herrlibach gewesen,

als er mit blonden Locken ging; er war es noch jetzt, da sie ihm die Locken beschnitten hatten, weil er zu groß war. Schlank und stark gebaut, mit einer freien und hellen Stirn, ging er einher, hatte an allem Schönen Freude und wußte früh Maß zu halten im Genuß des Schönen. Er war kein Spinner, freute sich am Augenblick, tollte sich aus wie einer, aber in manchem Worte zeigte er, daß ein großer Ernst in seiner jungen Seele war und daß sein Blick weiter reichte, als Leute seines Alters sonst zu schauen pflegen. Als seine beiden Kameraden Uli und Julian seltener um ihn waren, knüpfte er in der Schule eine andre Freundschaft an, über die viele lächelten. Der Pfarrer von Herrlibach, ein kluger und innerlich feiner Mensch, hatte ein Töchterlein, ein stilles Kind mit zarten und reinen Zügen, an das der um vier Jahre ältere Knabe sich anschloß. Sie waren bald unzertrennlich. Im Pfarrhause oder auf dem Hochstraßergut oder oben im Wald, wo sie gern streiften, waren sie täglich beisammen. Sie waren ein Bild, wenn sie aus dem Walde durch die Weinberge gegen das Haus zur Weinlaube gestiegen kamen, Hand in Hand, mit hellen Gesichtern, das Wohlgefallen, das sie aneinander hatten, nicht verbergend, weil keinerlei Arg in ihnen war. Als es sich einmal traf, daß Lukas Hochstraßer und Brigitte beieinander standen und sie kommen sahen, verstummten diese beiden, die im Gespräch begriffen gewesen, und schauten, jedes unwillkürlich seinen Gedanken nachhängend, stumm eine Weile auf die weit oben am Berge Nahenden. Und nach dieser Weile trafen sich ebenso unwillkürlich ihre Blicke und sie lächelten beide.

„Da kommt unsre Hoffnung vom Berge herab," sagte Lukas und sprach zum erstenmal aus, was Brigitte lange in ihm wußte: daß er auf diesem Enkel die Zukunft seines Hauses ruhen sah, und daß ihm war, als lebe er selbst in keinem andern so weiter wie in dem Knaben, der seinen Namen trug.

Lukas, der Bauer, und Brigitte lebten ihre friedlichen Tage dahin. Von dem, was einmal zwischen ihnen Wort geworden war, sprachen sie nicht mehr. Ihr Leben war ein so vollkommenes Aufgehen im Dienste des andern, daß kein Band sie enger hätte knüpfen können. So wohl lebten sie ihre Tage, daß die, die um sie waren, nie ahnten, wie nahe sie innerlich sich angehörten. Alle diese andern, die so verschieden waren und wohl kaum aus sich selbst sich je zusammengefunden hätten, fanden sich ineinander in der Erkenntnis des gemeinsamen Fort- und Emporkommens. Ihr gemeinsames Glück gedieh und band sie so fest, daß Lukas wußte, es würde nichts ihren Frieden stören, auch wenn er eines Tages nicht mehr unter ihnen sein würde.

Es war aber früh, daß Lukas' Blick erlosch, früh, weil der starke Mann wohl hätte in die Achtzig hinaufreifen sollen, statt mit dem zweiundsiebzigsten zu sterben. Aber der Baum fiel, ehe er morsch wurde. Lukas hatte sich in rauhem Wetter an der Herbstarbeit erkältet. Eine Lungenentzündung befiel ihn. Schwere Fieber verzehrten seine Kraft. Nach vier Tagen starb er.

Brigitte hatte die Wache bei ihm, als der Tod ihn ankam. Es war am hellen Tage. Er hatte sich selbst seit vielen Stunden nicht mehr gefunden.

Im letzten Augenblick schien ihm noch Klarheit zu kommen; denn er bäumte sich auf, als ob er sich emporrichten wollte. Dann tat er die Augen weit auf und die ganze Wucht seiner Lebensstärke leuchtete noch einmal aus ihnen. Es gelang ihm, sich gerade hinzusetzen, mit festem Druck hielt er Brigittens Hand, dann sank er jäh, wie vom Blitz geschlagen, in sich zusammen und war tot.

Das Mädchen, von dem der Reiz der Jugend gewichen war, stand an seinem Bett und verbiß den Schrei, der sich ihr auf die Lippen drängte. Sie hob die hagere und zitternde Hand und strich dem Toten über die Lider, feierlich, fast ehrfürchtig. Dann wuchs der Schmerz in ihr wie ein Wildwasser und quälte sie, daß sie sich umwendete, als müßte sie verzweifelnd aus dem Zimmer stürzen. Da öffnete sich die Tür und mit hellem Gesicht, trat Lukas, der Jüngling, auf die Schwelle. Sie stand einen Augenblick wie vor einer Erscheinung und streckte ihm dann die Hände hin, die er, rasch ernst geworden und begreifend, was geschehen war, ergriff. Und er hielt sie, als sie fallen wollte, er, der des Hauses Hoffnung war!

Hausbuch deutscher Kunst

Ein Familien-Bilderbuch in 375 Abbildungen

Zusammengestellt und herausgegeben
von **Eduard Engels**
In vornehmem Leinenband M. 10.—

„Eine Anthologie von Bildern, von Reproduktionen echter Kunstwerke, die sich an die Motive und Stimmungen, die das Leben uns rastlos nahelegt, anschließt und so eine unmittelbare Beziehung zu unserem normalen Dasein, das so sehr der Erhöhung und Durchgeistigung bedarf, gewinnt. Jeder, der in diesem Buche blättert, wird sich im Gemüte berührt und jeder künstlerisch angeregt und über den Druck des Lebens hinausgehoben fühlen. Eine der schönsten Wirkungen dieses ‚Hausbuches' wird sicherlich darin liegen, daß sich die vielen, die sich am Gebotenen erfreuen, innerlich aufgefordert fühlen werden, für ihr Bedürfnis weiter zu suchen, zu forschen und zu sammeln, vielleicht auch zu gestalten, und so ihr geistiges Leben mit immer reicherem künstlerischen Inhalt zu erfüllen."

Prof. Alfred Klaar in der Vossischen Zeitung, Berlin.

„Wer dieses Buch seiner Hausbücherei einverleibt, der darf sich getrost sagen, daß er einen kleinen Hausschatz von bleibendem Werte besitzt, der alt und jung immer wieder erfreuen und nicht nur erfreuen, sondern auch fördern wird in dem Verständnisse und dem Genusse echter deutscher Kunst. Es ist eine quellend frische, frohe Stimmung, die uns Blatt für Blatt begleitet bis zum Schlusse. Zu diesem Eindrucke trägt nicht wenig bei, daß ein begleitender Text, abgesehen von der kurzen Einleitung, nicht dazwischengeschaltet ist. Ein Blatt folgt auf das andere und jedes ist eine vorzügliche Leistung der Reproduktionstechnik."

Münchner Neueste Nachrichten.